



MIK ORT

# ZURÜCK IN DIE STEINZEIT

Ein seltsames Naturphänomen ereignet sich. Mitten in Deutschland gerät eine Familie – Vater, Mutter, zwei halbwüchsige Kinder – in den Strudel chaotischer Ereignisse. Erdbebenartige Erschütterungen berauben sie ihres Heims, und als die Katastrophe verebbt, machen die vier Menschen eine schreckliche Entdeckung: Geographisch befinden sie sich zwar noch an Ort und Stelle – jedoch mehr als zehntausend Jahre in die Vergangenheit katalpultiert.

Weit und breit die einzigen Menschen, leben sie nun inmitten von Urwäldern und wilden Tieren. Bald allerdings kehrt die Familie zu ihrem Hauspruch zurück: *Machen wir aus jeder Situation das Beste!* Mit primitivem Werkzeug und Gerät beginnt ein Kampf ums Überleben. Um dem feindlichen Klima Mitteleuropas zu entfliehen, bauen sie ein Boot, mit dem sie sich den Rhein hinab, an der Küste entlang nach Gibraltar und auf den Atlantik hinaus wagen, unbeirrt auf der Suche nach anderen Menschen und einer neuen Heimat.

Als schließlich eine bewohnte Küste auftaucht, ahnt keiner der Seefahrer, daß sie dabei sind, tief in die Geheimnisse der Menschheitsgeschichte einzugreifen. Denn das Land vor ihnen ist Atlantis...

HEYNE-BUCH Nr. 06/4117 im Wilhelm Heyne Verlag, München  
Redaktion: E. Senftbauer

Copyright © 1984 by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG,  
München

Umschlagbild: Boris Vallejo Umschlaggestaltung:  
Atelier Ingrid Schütz, München

Satz: Schaber, Wels Druck und Bindung:  
Eisnerdruck GmbH, Berlin

ISBN 3-453-31.077-2

**Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt !!**

MIK ORT

# ZURÜCK IN DIE STEIN- ZEIT

*Science Fiction Roman*

Originalausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG

MÜNCHEN

Daß große Ereignisse ihre Schatten vorauswerfen, halte ich für blanken Unsinn. So sehr ich mein Gedächtnis durchforsche, ich finde nichts, was an jenem Tag auf das weitere Geschehen hingewiesen hätte.

Im Gegenteil, er fing so normal an wie jeder andere auch. Ich stand zur gewohnten Stunde auf, ging zur Arbeit wie üblich (ich war so eine Art Bankangestellter in einer württembergischen Kleinstadt) und schaffte bis zur Mittagspause einiges weg. Wie üblich.

Das strahlende spätsommerliche Wetter bewog mich dann, den Segen der gleitenden Arbeitszeit zu nutzen und den Nachmittag freizunehmen. Das mag die einzige Unregelmäßigkeit gewesen sein.

So unüblich war das aber auch wieder nicht. Die Pilzseason war in vollem Gange, und ich brach auf diese Weise des öfteren nach Möglichkeit aus dem täglichen Trott aus, um durch die Wälder zu streifen und den Abendtisch mit einigen frischen Waldfrüchten zu versorgen. Mit Vorliebe mitten in der Woche, da ja am Wochenende die Wälder von den motorisierten Pilzamateuren überlaufen und regelrecht leergefegt wurden.

An diesem Donnerstag ging ich also bereits kurz nach halb zwölf heim und kam fast gleichzeitig mit den Kindern zu Hause an, die ausnahmsweise nur vormittags Schule hatten. Alice, die ältere, war gerade neunzehn geworden und stand vor dem Abitur, Micky, der Sohn, war viereinhalb Jahre jünger und kämpfte sich durch die Realschule.

Elsa, meine Frau, hatte ich von meinem Kommen telefonisch verständigt, so daß das Essen bereits auf dem Tisch stand. Sie selbst wollte auch ein paar Happen mitessen, bevor sie zum Dienst ging – sie war Betreuerin in einem Altenheim unserer Stadt.

So war es kurz vor halb eins, ich weiß die Uhrzeit noch genau, als wir uns vom Tisch erhoben. Ich war bereits für den

Wald umgezogen und mit Messer und Korb ausgerüstet, Elsa, meine Frau, wollte eben nach den Autoschlüsseln greifen, während unser Sohn für ein nachmittägliches Abenteuer mit seinen Kumpanen rüstete und Alice sich zum Schwimmengehen fertig gemacht hatte.

Wir drängten uns gerade wieder einmal alle zur gleichen Zeit in unserer etwas zu klein geratenen Garderobe an der Haustür, als es passierte. Ein merkwürdiges Grollen dröhnte heran, der Fußboden bebte, und es schien mir auch für einen Moment etwas dunkler geworden zu sein. Letzteres möchte ich aber nicht beschwören, man neigt zu leicht dazu, sich die Wirklichkeit in der Erinnerung zurechtzurücken. Das Grollen und Beben aber war Tatsache, das bestätigten wir uns hinterher gegenseitig, wie auch, daß wir zwar gelinde Überraschung, aber keinen Schreck verspürten, im ersten Augenblick jedenfalls.

Man muß wissen, daß in Württemberg, insbesondere im südlichen Landesteil, die Erde noch lange nicht zur Ruhe gekommen ist, daß im Hohenzollern-Graben noch immer unterirdische Umschichtungen vor sich gehen, wobei ab und an auch mal Häuser, ja ganze Dörfer oder Städtchen in Mitleidenschaft gezogen werden. Bei uns im Norden kriegt man die Ausläufer solcher Beben auch noch mit. Gerade etwa zwei Jahre vor diesem Tag hatten wir ein solches Erlebnis: Unsere Schiebetür zum Wohnzimmer donnerte eines Morgens so fürchterlich, daß wir aus tiefem Schlaf herausgerissen wurden und deutlich spürten, wie die Erde und mit ihr unser Haus ganz ordentliche Sprünge machte. Es geschah aber weiter nichts, in Württemberg wird bebensicher gebaut. Auch die Lampen im Haus beruhigten sich nach einer Weile wieder.

Deshalb brachte uns das Beben an jenem Donnerstagnachmittag auch nicht weiter aus der Fassung. Allerdings blieb uns nicht viel Zeit dazu. Die nächsten Minuten kann ich nur mühsam rekonstruieren.

Offenbar hatte es uns zu Boden geworfen. Ob der Sturz oder das Ereignis uns betäubte, ob wir tatsächlich vor Schreck in Ohnmacht gefallen waren oder ob unsere Gehirne so lange

brauchten, bis sie das neue Weltbild verarbeiteten (man kann es in der Tat so bezeichnen) – das bleibt ungeklärt.

Jedenfalls fingen wir erst nach einer Weile an, uns zu regen. Und auch dann klammerten wir uns sozusagen mit den Blicken aneinander, wohl um die Wirklichkeit um uns nicht Wirklichkeit werden zu lassen.

Wir saßen oder lagen urplötzlich auf einer Wiese, Sträucher um uns herum, ein Stück weiter begann ein Wald, am südlichen Horizont zeichnete sich ein Bergrücken ab. Sonst aber war alles Bekannte wie von Zauberhand verschwunden. Kein Haus, keine Straßen oder Wege, keine Gärten, keine Siedlung, nichts.

Auch kein Mensch. Niemand, der vielleicht vor Entsetzen geschrien hätte, der verstört herumgelaufen wäre oder wie wir im Gras gelegen hätte. Nichts.

Ganz hoch oben am immer noch strahlend blauen Himmel zog ein Bussard, von denen es in unserer Gegend immer schon sehr viele gab, seine Kreise; das registrierte ich merkwürdigerweise als erstes. Und dann die Geräusche, die nach und nach in mein Bewußtsein durchdrangen – Vögel zwitscherten, irgendwelche Insekten summten. Ein bilderbuchmäßiger Spätsommertag in freier Natur, fern jeder menschlicher Anwesenheit. «Wodurch denn passiert?»

Ich weiß nicht mehr, wer von uns die dämliche Frage stellte, auf die es natürlich keine Antwort geben konnte, aber sie kam im rechten Augenblick. Eine Frage verlangt meist nach einer Antwort, nach einer Reaktion, einer Handlung.

Sie weckte mich sozusagen, brachte meinen zum Stillstand gekommenen Lebensmechanismus wieder in Bewegung. Automatisch blickte ich auf meine Armbanduhr, sie zeigte immer noch halb eins, vielleicht ein paar Sekunden später.

Merkwürdig, wie wir Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts von der Zeit abhängig sind, von der Kenntnis der Uhrzeit, um es genauer zu sagen. Als ob sie zu unserer Orientierung notwendig wäre, uns unseren Platz im Gesamtgefüge zuwies. Und als ob sich mit dem Bewußtsein der Uhrzeit irgend etwas an den objektiven Tatsachen ändern würde.

Sommerzeit übrigens, fiel mir ein. Und irgendwo schwirrte der Gedanke vorbei, etwas unmotiviert wohl, daß wir noch lange Licht haben würden.

Aber langsam kam offensichtlich Ordnung in die Dinge. Mein nächster Blick galt der Umgebung. Nach der zeitlichen mußte wohl auch die räumliche Orientierung erfolgen.

Vertraute Orientierungspunkte waren allerdings nicht aufzufinden. Unser bescheidenes Reihenhaus mit dem relativ großen Garten, auf den wir so stolz waren, war weg. (Wer wird wohl jetzt die Raten für die Hypothek zahlen?) Die Wiese, auf der wir saßen, sagte mir gar nichts. Auch der Waldrand am Horizont rief keine Erinnerungen hervor. Nur der erwähnte Berggrücken im Süden kam mir irgendwie bekannt vor, im Augenblick konnte ich ihn aber nicht einordnen. Trotzdem. Er war ein Anhaltspunkt, später vielleicht.

Im Moment mußte ich aber etwas sagen, die Frage hing immer noch in der Luft. Man erwartete es von mir. Als ob ich stets für alles eine Erklärung hätte. Meine Antwort fiel kläglich aus: »Irgend etwas hat sich verändert.«

Eine höchst geniale Feststellung, nicht wahr? Obwohl sie vollauf den Tatsachen entsprach. Man hat mich damit später oft genug gehänselt. Im Augenblick aber empfand offensichtlich niemand das Bedürfnis, den Inhaltsreichtum dieser Aussage kritisch zu analysieren. Wahrscheinlich hatte man nur auf den Klang, nicht aber auf den Inhalt der Worte gehört.

»Irgendwas hat sich verändert«, wiederholte ich also hartnäckig, als ob dies zur Klärung beitragen könnte. Vielleicht wollte ich aber völlig unbewußt nur Widerspruch oder eine bissige Bemerkung hervorrufen.

Als erster regte sich unser Sohn: »Bist du ganz sicher?«

Na, also! Normalerweise hätte ich daraufhin etwas über pubertäre Witzchen geäußert; jetzt war ich froh. Micky hatte sich offensichtlich am schnellsten erholt. Kinder nehmen unbekanntes oder ungewöhnliche Dinge viel gelassener hin als Erwachsene, die sich an vorgeprägte Muster halten. Ich fing den Ball auf.

»Bin ich. Ich weiß zwar noch nicht, was und wie, aber... Je-

denfalls hat uns irgendwas oder irgend jemand einen Streich gespielt...« Ich rang verzweifelt nach etwas Vernünftigem.

Diesmal sprang Elsa ein, meine Frau. Sie hatte natürlich auch keine Ahnung, war ebenso betäubt und verwirrt wie wir anderen, aber sie besitzt die herzerfrischende Eigenschaft, in Dingen der Weltenordnung phantasielos zu sein.

»Wo ist unser Haus? Und mein Auto? Ich muß doch zur Arbeit!«

Ich atmete tief durch.

»Frag mich was Leichteres! Es sieht aber so aus, als ob wir dies alles für einige Zeit vergessen müßten.«

Na also, langsam kam ich wieder zu mir. Die Schaltungen in meinem Gehirn begannen wieder unter Spannung zu stehen, der Computer lief an.

»Noch mal: Ich habe keine Ahnung. Die einzige Erklärung, die mir einfällt, gehört in den Bereich der Science Fiction. Und die hat im realen Leben nichts verloren.«

»Aber wie real ist das hier überhaupt?«

Alice hatte etwas länger gebraucht, traf aber den Kern. Lange genug hatte ich ihr das eingehämmert: Zuerst das Wesen der Dinge erfassen, der Rest ergibt sich dann von selbst. Allerdings hatte sie sich einen wenig passenden Augenblick für die Anwendung des Prinzips ausgesucht. Oder etwa nicht? Was war jetzt wichtiger: die Antwort auf die Frage, was passiert ist, oder die Frage, was jetzt zu tun sei?

Gott sei Dank! Es ging wieder. Das Problem begann sich als zu lösende Aufgabe zu stellen, beinahe losgelöst vom persönlichen Engagement. War das die richtige Methode, uns zurechtzufinden? Und vielleicht ein Durchdrehen zu verhindern? Denn dies drohte ganz gewiß.

Ich meine, das ist mir heute alles klar. Damals überlegte ich nicht so lang und breit. Ich war wohl nur froh, daß mir wieder jemand einen Ball zuwarf, den ich auffangen konnte.

»Du hast recht; nehmen wir aber an, es ist Realität, was jetzt um uns herum ist. Lassen wir einmal beiseite, wie es dazu gekommen ist, und spielen wir mit. Was wäre also in einem sol-

chen Fall das erste, was man tun sollte?«

»Erst mal Spuren sichern.«

Das war Micky, der sich in der letzten Zeit für Krimis zu interessieren begann. Die Old Shatterhand-Periode war schon vorbei. Seine Frage meinte er jetzt natürlich anders, aber ich begriff auch so.

»Ganz meine Meinung. Nehmen wir an, wir haben uns verirrt. Erkennt jemand die Gegend?«

Elsa, meine Frau, sah mich höchst mißtrauisch und mißbilligend an, ich konnte direkt fühlen, wie ihr das Spielchen gegen den Strich ging. Wider Erwarten sagte sie aber nichts. Noch nicht.

Der Filius war aber schon mittendrin: »Das da hinten könnte der Einkorn mit den Limpurger Bergen sein.«

Der Konjunktiv sollte offenbar andeuten, daß er auf den Spielcharakter eingehe, die Stimme verriet jedoch, daß er sich seiner Sache sicher war. Es ging ihm also wie mir, der Bergrücken kam ihm bekannt vor. Da er zu seinen >Jagdgründen< gehörte, konnte ich mich darauf verlassen, daß er sich nicht irrte.

Das hieß aber, daß wir uns immer noch sozusagen an unserer Haustür befanden, jedenfalls an der Stelle, wo sie einmal war. Das hieß aber auch... Ich verdrängte die weitere Schlußfolgerung. Science Fiction ist nur eine literarische Gattung. »In Ordnung. Dann müßte da hinten im Westen Hall liegen; sechs, sieben Kilometer Luftlinie, schätze ich«, folgerte ich laut.

Ich muß hier einflechten, daß wir nicht direkt in der Stadt wohnten, sondern in einem der eingemeindeten Dörfer, in einer Siedlung.

Bevor jemand etwas dazu sagen konnte, fuhr ich fort: »Ich schlage vor, wir gehen nach Hall. Dort sehen wir weiter. Einverstanden?«

Am wichtigsten war jetzt wohl Beschäftigung, irgend etwas, damit man nicht nachzudenken brauchte und sich trotzdem sammeln konnte. Denn mein Science Fiction-Verdacht drängte danach, sich immer mehr zu verdichten. Und ich war mir nicht

sicher, ob nur meine Phantasie solche Blüten trieb.

Da kam auch schon die Bestätigung, von Alice: »Und wenn es in Hall auch so aussieht?«

»Nicht auszuschließen«, mußte ich einräumen. »Auf jeden Fall wäre auch dies eine Spur, eine zusätzliche Information. Darauf sind wir angewiesen. Wenn wir aber gar nichts tun, erfahren wir auch nichts.«

Ich hatte da eine stille Hoffnung: Wenn wir vier nicht verrückt geworden waren, wenn also unsere Sinne richtig registrierten und reagierten, dann bestand ja die Möglichkeit, daß es auch anderen so ergangen war. Ein logisch denkendes Wesen mußte aber meiner Meinung nach als erstes nach menschlicher Gesellschaft suchen. Und wo denn sonst als dort, wo man die meisten Menschen antreffen kann, in einer Stadt also.

Elsa blieb mißtrauisch. Aber nachdem sie sich nochmals vergleichlich nach unserem Haus umgesehen hatte, sagte sie: »Gut, gehen wir.« Und erhob sich.

»Halt!« bremste ich. »Bestandsaufnahme. Wie sind wir ausgerüstet?«

Nicht sehr gut, stellte sich heraus, von meinem Taschenmesser und Pilzkorb sowie Mickys Fahrtendolch abgesehen. Unser Schuhwerk konnte man akzeptieren. Die Kinder und ich hatten Jeans an, Elsa trug ebenfalls T-Shirt und Hose, allerdings eher elegant als praktisch, sie war ja auch zur Arbeit angezogen. Die Autoschlüssel, die sie immer noch in der Hand hielt, waren natürlich im Moment nutzlos, ebenso das meiste vom Inhalt der Handtasche, wovon eigentlich nur die Nagelfeile interessant war.

Alice hatte nur ihre Badesachen dabei. Und den Fotoapparat.

Ich stellte mich unbewußt darauf ein, daß es in naher Zukunft Probleme geben werde.

Dann marschierten wir los. Zusammen mit Micky, dessen Orientierungssinn mindestens ebenso gut ist wie meiner (was für Elsa und Alice durchaus nicht zutrifft), ermittelten wir die Marschrichtung – haargenau westlich. Es war übrigens inzwischen ein Uhr geworden; ach ja, Uhren hatten wir auch alle.

Mit Berücksichtigung der Sommerzeit und einem kleinen Abstrich für die geographische Länge konnten wir unseren Kurs ziemlich genau nach der Sonne festlegen. Eine nicht allzu große Abweichung wäre kein Beinbruch gewesen, generell westlich mußten wir über kurz oder lang auf ein Fließchen, den Kocher, stoßen, an dem die Stadt Hall liegt.

Wir versuchten natürlich, die Richtung möglichst genau zu halten. Denn wir mußten unter den gegebenen Umständen mit zehn oder zwölf, vielleicht sogar mit fünfzehn Marschkilometern rechnen.

## 2

Zunächst kamen wir ganz gut voran. Erst als wir den Waldrand erreichten, wurde der Weg beschwerlicher. Wir mußten uns immer wieder durch dichtes Unterholz kämpfen, über umgestürzte Bäume klettern oder Umwege suchen. Um so rascher schritten wir aus, wo es lichter war. Die geschätzten fünfzehn Kilometer waren vielleicht doch zu niedrig angesetzt. Die Straße entlang waren es einst zehn gewesen.

Von einer Straße allerdings keine Spur. Wir hätten bereits nach etwa einer Viertelstunde auf eine Eisenbahnlinie und gleich darauf auf eine wichtige, einst stark frequentierte Kreisstraße stoßen müssen, von zahlreichen Feldwegen ganz zu schweigen. Aber da wir auch nirgends ein bebautes Feld sahen...

Zum Glück war das Terrain verhältnismäßig eben, von einigen Bodenwellen abgesehen. So wie die sogenannte Haller Ebene eben ist. Oder war. Auch das paßte in unsere Annahme, daß wir uns trotz allem auf bekanntem Boden bewegten. Bis auf das Fehlen jeglicher Zivilisation. Auf dem ganzen Weg gab es keine Anzeichen menschlicher Tätigkeit – keine Spur von Forstarbeiten zum Beispiel, denen man ja sonst im Wald auf

Schritt und Tritt begegnet, auch nicht entsprechende Geräusche, egal, wie angestrengt wir bei den kurzen Orientierungspausen horchten. Und die Lichtungen, die wir passierten, sahen nicht danach aus, als ob sie durch Abholzen entstanden wären. Natürliche Wildnis.

Wir sprachen nicht viel, jeder hing seinen Gedanken nach, die verständlicherweise nicht sehr erfreulich waren.

So reihte sich Stunde an Stunde, bis dann das ebene Terrain urplötzlich zu Ende war. Jetzt ging es ziemlich steil abwärts.

Wir hielten an. Micky und ich schauten auf unsere Uhren und nickten uns zu. Zog man das schwierige Terrain in Betracht, mußten wir jetzt nach rund vier Stunden das Kochertal erreicht haben.

Mein Sohn hatte mich im Lauf des Nachmittags mit einigen unerwartet gescheiterten Bemerkungen überrascht. Jetzt wieder: »Auch wenn es nicht der Kocher ist, in einem so tiefen Tal fließt allemal Wasser, ein Bach oder irgendwas. Und der wieder in einen größeren, einen Fluß...«

»Und Flüsse führen zu Menschen, willst du sagen...«

»Ich habe furchtbaren Durst«, ließ sich Alice vernehmen.

Ich war allen dankbar, daß sie den Hunger nicht erwähnten, der sich bei mir und natürlich auch bei den ändern bemerkbar machte. Das war ein Problem, das ich lieber nicht angeschnitten haben wollte. Erst mal angesprochen, würde er unerträglich werden. Was den Durst betraf, so hatte Micky recht, unten müßte es Wasser geben...

Zehn Minuten später standen wir in der Tat am Ufer eines Fließchens und stillten unseren Durst. Noch vor wenigen Stunden hätten wir uns angewidert geschüttelt, hätte jemand verlangt, wir sollen Kocherwasser trinken.

Aber war das der Kocher?

Ich wischte mir den Mund mit dem Handrücken ab und blickte mich um. Viel war nicht zu erkennen, die Hänge ringsum waren bewaldet, nur die Insel im Fluß war grasbewachsen. Es waren sogar zwei, und noch eine kleinere, wie sich nach genauerm Hinsehen herausstellte. Da war ich dann doch schon da-

heim.

»Na, was meint ihr, wo wir sind?«

Unschlüssigkeit, Achselzucken, beinahe Resignation.

»Stellt euch den Hang hinter uns mit Fachwerkhäusern bebaut vor, auf halber Höhe ein wuchtiger Kirchturm. Von den Inseln führen Brücken zu den Ufern, aus Holz zum Teil, der Fluß ist hier ziemlich seicht, Sand- oder Kiesbänke kann man erkennen, eigentlich müßte es hier Wehre geben. Fällt der Groschen?«

Wieder fiel er bei Micky zuerst: »Aber natürlich! Das ist der Unterwöhrd, hier das Grasbödele.« Er wies auf die Inseln. »Da drüben müßte eigentlich die Häuserzeile der Katharinenvorstadt stehen. Papa, wir haben die Richtung auf den Meter genau gehalten.«

Richtig stolz war er. Und ich mit ihm. Ob wir damals schon fühlten, daß dies eine Art erste Bewährungsprobe war? Ich weiß es nicht.

Das vor uns aber war ganz sicher der Kocher, und wir waren mitten in der Stadt gelandet, wo sie einst stand. Oder stehen würde?

Der Verdacht, der mich die ganze Zeit nicht loslassen wollte, war nun kein Verdacht mehr, sondern erschreckende Wirklichkeit. Irgend etwas war mit der Zeit passiert. Was und wie...

Wir mußten uns etwas einfallen lassen. Wir konnten ja nicht ewig hier stehenbleiben.

Wieder ein Blick auf die Uhr, ein zweiter aber schon nach der Sonne.

»Wir haben noch mindestens zwei, drei Stunden volles Tageslicht. Aber ich schlage vor, wir kampieren heute hier. Am besten auf dem Unterwöhrd, wo soviel Holz angeschwemmt ist.«

Micky prüfte die Stelle.

»Na ja, Regen ist nicht zu erwarten. Und wenn der Kocher vom Oberlauf Hochwasser bringen sollte – der Unterwöhrd war, glaube ich, noch nie überschwemmt, jedenfalls nicht ganz.«

»Und wenn wir ringsherum Wasser haben, sind wir vielleicht

auch geschützter«, fügte ich hinzu.

»Du denkst an wilde Tiere?«

Ich nickte.

»Machen wir uns doch nichts mehr vor. Wir sind irgendwo in einer ganz anderen Zeit gelandet. Da müssen wir wohl mit allem möglichen rechnen. Aber das ist eine Sache, die wir später besprechen können. Jetzt ist es wichtig, daß wir etwas in den Bauch bekommen. Elsa, willst du das übernehmen? Beeren, Pilze, Wurzeln vielleicht. Alice sollte mit dir gehen. Wenn ihr ein bißchen ausgeruht seid, könnt ihr gleich losgehen. Micky und ich kümmern uns inzwischen um ein Lager für die Nacht.«

Ich gab Elsa, meiner Frau, den Pilzkorb und das Taschenmesser.

»Verlier es nicht, es ist jetzt sein Gewicht in Gold wert!« Ich grinste sie ermutigend an. »Ich denke, in zwei Stunden könntet ihr zurück sein. Haltet euch in Rufweite und paßt auf, daß euch nichts auffrißt!«

Wortlos gingen die beiden in den Wald zurück.

Micky und ich wateten durch die Furt zum Unterwöhrd.

Auch wenn meine Pfadfindererfahrungen schon gute drei Jahrzehnte zurücklagen (ich war jetzt immerhin schon fünfzig), so kamen sie plötzlich sehr schnell aus irgendeinem verborgenen Winkel meines Gedächtnisses hervor. Mein Sohn steuerte ebenfalls mit so manchem bei, und ich mußte feststellen, daß ich ihn eigentlich unterschätzt hatte, weil er mich jetzt immer wieder angenehm überraschte.

Die Stelle, die ich bereits vom Ufer aus angepeilt hatte, war für einen Lagerplatz gut geeignet. Der Platz war trocken/hoch genug gelegen, das Gras dicht, ein paar vereinzelt stehende Bäume konnten bei Bedarf auch Schatten spenden.

Vom Wasser her könnte es nachts etwas kühl werden, dachte ich. Wir mußten also die ganze Nacht über ein Feuer unterhalten. Aber es gab genug angeschwemmtes Holz.

»Mein Sohn«, meinte ich, »wir müssen jetzt ein paar möglichst gerade, nicht zu dicke Hölzer aus diesem Haufen heraussuchen, so zweieinhalb Meter lang, zwei davon dürfen kürzer

sein, müssen dafür aber an einem Ende eine Gabelung haben. Und eines muß länger sein – so drei bis vier Meter.«

»Für eine Hütte?«

»Kluges Kind«, sagte ich, nahm ein Stückchen und skizzierte ein halbes Zeldach, auf einer Seite offen, in den Ufersand.

Das wäre aber nicht notwendig gewesen, er wußte auch so schon Bescheid; ich hatte nicht gehant, daß sich die Kinder von heute gar nicht so sehr von uns unterschieden. Trotz Disco mit Lichtorgeln.

Es dauerte in der Tat kaum eine halbe Stunde, da stand das Ding. Es schien sogar recht stabil zu sein, wie wir uns durch kräftiges Rütteln überzeugten.

»Jetzt noch Äste für die Verkleidung«, kommandierte ich.

Dazu mußten wir wieder über den Fluß in den Wald, wo es Nadelbäume gab.

Auf dem Rückweg sah ich plötzlich etwas im Wasser aufblitzen. Zunächst dachte ich an Sonnenstrahlen, die sich in den gekräuselten Wellen spiegelten. Dann wiederholte sich die Erscheinung, und ich wußte nach nochmaligem Hinsehen Bescheid. Natürlich mußte es im Fluß Fische geben! Das Problem war nur, wie man ohne Angel und Netz an sie herankam.

Während wir das Lattengerüst unserer Hütte mit Ästen bedeckten und auch den Boden damit auslegten, fanden wir dafür die Lösung.

Vorsichtig trieben wir die Forellen – die Fische sahen zumindest so aus – in eine kleine Bucht, deren Ausgang wir zuvor mit ein paar Steinen trichterförmig verkleinert hatten. Nachdem wir die Fische drin hatten, bauten wir die >Lagune< ganz zu. Ein paar entwischten uns dabei natürlich, aber das konnten wir nicht verhindern. In Unterhosen und mit ein paar großen Steinen bewaffnet, veranstalteten wir dann ein großes Morden, bis wir ein Dutzend Fische beisammen hatten. Mickys Fahrtenmesser half uns beim Ausnehmen.

»Jetzt noch schnell eine Feuerstelle«, sagte ich. »Zwei, besser vier große Steine, möglichst quaderförmig, und zwei flache zum Drauflegen.«

Das war natürlich hier kein Problem, das Flußbett war steinig genug, ebenso die Ufer. Mit einem weiteren, länglichen Stein gruben wir eine Mulde in Windrichtung, je zwei von den »Quadern« bildeten die Wände des Herdes, die flachen Steine die Herdplatte, fertig war die Laube, genauer gesagt; die Feuerstelle.

Mein Filius schien trotzdem nicht zufrieden.

»Geräuchert, schön mit Knoblauchsatz gewürzt, wurden die Forellen besser schmecken«, erinnerte er an unsere gemeinsamen Ausflüge zu einem Forellenteich.

»Tja, das müssen wir uns wohl verkneifen. Irgendwo wird sicher wilder Knoblauch wachsen, aber erst mal finden! Und Salz – halt!«

Esel, der ich war! Manchmal ist man tatsächlich wie verbohrt. Hall war doch einst wegen seines Salzes berühmt! Nicht umsonst feierten die Sieder-Nachkommen jedes Jahr zu Pfingsten drüben auf dem Grasbödele ihr Fest.

Nur: Der Hallquell war schon längst praktisch versiegt. Und wenn wir in der Zeit nach vorn, also in die Zukunft versetzt waren, dann war da nichts mehr zu machen. Waren wir demgegenüber in die Vergangenheit verschlagen worden...

»Los, komm! Wir sehen nach. Wo der Haalquell herauskam, wissen wir doch so ungefähr. Mensch, wenn wir Glück haben...«

Wir rannten los, so daß das Wasser nach allen Seiten spritzte.

Es dauerte eine Zeitlang, aber dann wurden wir tatsächlich fündig. Wir brauchten nicht einmal die Sole zu sieden (worin auch?); das Salz kristallisierte von selbst an der Stelle, wo die Sole aus der Erde kam. (Das heißt aber, daß wir in der Vergangenheit sind, schoß es mir durch den Kopf.)

Wir drehten ein großes Blatt zu einer Tüte und füllten sie mit ein paar Händen voll der kostbaren Kristalle.

»Nimm noch ein paar Blätter mehr mit!« riet ich. Ich wollte die Fische darin einwickeln und immer wieder mit Wasser beträufeln, damit sie nicht verbrannten, nur garten.

Elsa und Alice kamen müde, verschwitzt und ziemlich niedergeschlagen zurück. Sie hatten zwar einen ganzen Korb voll Pilze gefunden (ich sagte schon, die Saison war im vollen Gange); auf dem Boden des Korbs lag auch eine dicke Schicht Heidelbeeren, aber offenbar hatten sie dabei unsere Lage besprochen und waren zu keinen erfreulichen Schlüssen gekommen.

Wir nahmen ihnen den Korb gleich am Ufer ab und meinten, sie sollten sich zuerst frischmachen und die müden Füße kühlen, wir würden das Essen schon richten.

Die Herdsteine waren noch heiß, so daß wir zu Tisch bitten konnten, als die beiden sich etwas erholt hatten.

Micky war ganz glücklich über die Überraschung, die uns mit dem opulenten Mahl gelungen war. Ich freute mich natürlich auch, vor allem weil es half, die Lebensgeister aufzurichten.

Es war erstaunlich, wie ein halbwegs voller Magen und eine Art Dach überm Kopf die Stimmung hoben. Es sah alles nicht mehr so hoffnungslos verzweifelt aus. Auch die Müdigkeit war etwas zurückgedrängt worden, und wir konnten nach dem Essen sogar über das >Wie weiter< sprechen.

Viel kam dabei nicht heraus, muß ich zugeben. Die Tatsache der Zeitversetzung mußten wir nun hinnehmen, das war uns allen jetzt schon klar, obwohl sie uns weiterhin unfafßbar schien und wir uns zunächst dagegen sträubten. Irgendwo tief drinnen hockte immer noch die Hoffnung, daß dies irgendwie rückgängig gemacht werden könnte.

Wie bereits angedeutet, bin ich Science Fiction-Fan, und da fällt einem eine ganze Reihe möglicher Erklärungen für das Phänomen der Zeitreise, des Zeitsprungs, ein – rein theoretisch natürlich, als reale Möglichkeit hätte ich sie nie akzeptiert. Obwohl seit Einstein die unveränderliche Konstante Zeit einiges von ihrer Unerschütterlichkeit verloren hatte, wieder rein theoretisch natürlich.

Während unserer Debatte versuchte ich, einige Spekulationen über die Ursachen anzustellen. Es gab Möglichkeiten. Auf dem NATO-Flugplatz in unserer Nachbarschaft waren vor kurzem einige neue Hubschrauber-Typen stationiert worden. Wozu? Vielleicht war noch anderes dabei, wer weiß? Die Ablegenheit des Flugplatzes und seine scheinbare Unwichtigkeit – denn man sah nur ein paar Hubschrauber – hätte man als Tarnung für die Stationierung oder Erprobung von irgendwelchen neuen Top-Secret-Geräten benutzen können. Möglicherweise hatte sich dabei etwas der Kontrolle entzogen. Auch die Vorwarn-Computer der USA hatten es im letzten halben Jahr gleich zweimal zu einem Raketen-Alarm gebracht, bevor man – erst Minuten später! – dahinterkam, daß sie einfach gesponnen hatten.

Vielleicht hatte da auch einer der vielen Geheim-Satelliten, egal, ob westlicher oder östlicher Herkunft, dazwischengefunkelt, weiß der Kuckuck, was da oben alles herumfliegt, vielleicht kam eine besonders energiereiche Sonnentätigkeit dazu, erhöhte Ionisierung, oder auch nur eine ganz bestimmte besondere Wellenlänge, wir hatten ein Jahr der Sonnenflecken, vielleicht hatte sich alles gerade auf den einen einzigen Punkt und in dieser einen einzigen Sekunde konzentriert. Vielleicht... – man hätte sich Tausende verschiedener, phantastischer und möglicher Erklärungen ausdenken können.

Natürlich kamen wir damit nicht weiter. Es blieb uns nichts anderes übrig, als uns zu fügen, als den Zustand zu akzeptieren.

Weiß Gott, daß er alles andere als angenehm war. Wir waren praktisch nackt, hilflos, einer unbekanntes, sicher auch gefährlichen Umwelt ausgesetzt. Bis auf die beiden Messer waren wir ohne brauchbare Geräte, ohne Waffen und – was viel schlimmer war – ohne Kenntnisse und Erfahrung im Überleben. Schließlich waren wir eine statistisch ideale, geradezu eine Le-sebuch-Familie aus der zweiten Hälfte des mitteleuropäischen zwanzigsten Jahrhunderts.

Wie oft hatten wir zum Beispiel mit Elsa bei der Wahl des Weihnachtsbaums gestritten, ob dieses oder jenes zu schmü-

ckende Gewächs eine Tanne oder eine Fichte sei. Geeignet hatten wir uns nie. Wie würden wir jetzt zurechtkommen, wenn es darum ging, Eßbares zu finden, vor allem, es zu identifizieren?

Rings um uns mußte es Tonnen von Dingen geben, die unser Körper verwerten konnte, aber wie sollten wir sie erkennen? Elsa, meine Frau, war zwar eine passionierte Hobby-Gärtnerin; Gräser, Wurzeln und Zwiebeln kannte sie aber wohl nur in hochgezüchteter, wenn nicht gar verzüchteter Form.

Micky, den natürlich das Abenteuer an der Sache fesselte, traf dann schließlich wieder mal den Nagel auf den Kopf: »Also zurück in die Steinzeit!«

Er hatte es sogar noch treffender ausgedrückt, als er wollte. In die Steinzeit hatten wir zwar einen Sprung gemacht, aber wir würden ihr uns erst nähern müssen. Jeder Schritt konnte genau der entscheidende falsche sein...

Schließlich beendete ich die Debatte: »Es ist stockdunkel, Zeit zum Schlafen. Morgen sehen wir weiter, man kann immer nur den einen Fuß vor den anderen setzen. Wer unbedingt grübeln will, kann es noch vor dem Einschlafen tun. Geniale Einfälle sind morgen zur Diskussion zu stellen. Aber Schlafen ist besser.«

»Ich werde kein Auge zutun«, beteuerte Elsa.

Das wußte ich allerdings besser, dabei fiel mir aber etwas Wichtiges ein: »Wir müssen Wachen aufstellen, die sich um das Feuer kümmern. Paßt auf, daß es an keiner Stelle erlischt, es muß nicht lichterloh brennen, aber der Ring sollte geschlossen bleiben.«

Das hatte schon nachmittags unser Sohn vorgeschlagen. Wenn wir rings um den Lagerplatz eine Art Feuerbarriere unterhielten, konnte uns kein wildes Tier behelligen. Micky mußte irgendwo an Jack London herangekommen sein.

Übrigens schien mir das überflüssig, aber es war eine Beschäftigung für die Wachen.

Sicher gab es Wölfe, Bären, Luchse und andere wilde Tiere. Aber jetzt im Sommer würden sie sich kaum um uns kümmern. Außerdem würden sie bestimmt ebensoviel Angst vor uns ha-

ben wie wir vor ihnen. Und das war die Kehrseite der Medaille, nämlich bei der Jagd, die einmal – sehr bald – unumgänglich würde. Wie, das wußte ich nicht. Aber das war eines der Themen, die ich mir für meine Wache reserviert hatte.

»Ich übernehme die Wache von zwölf bis zwei und wecke dann Micky für zwei Stunden. Alice, du könntest die erste nehmen, Mutter die letzte, einverstanden? Und laßt euch nicht von den vielen Geräuschen der Nacht stören. Es wird sicher in ein paar Minuten furchtbar rauschen, als ob eine Hochwasserwelle heranbrauste. Dann wird ein nicht minder schrecklicher Sturm aufziehen, weil der Wind durch die Baumkronen fegen wird. Alles Unsinn. Auch die verdächtig laut knackenden Äste und das Glucksen der Wellen. Alles ganz normal, nur durch die Nacht ein bißchen verstärkt. Keine Angst, es geht alles mit rechten Dingen zu. Schlaft gut! Und Zähneputzen nicht vergessen, Micky, auch wenn du die Finger dazu nehmen muß. Kopf hoch, Alice, weck mich, wenn was ist!«

#### 4

Alice weckte mich erst zu meiner Wache. Alice war schon immer sehr vernünftig, bereits als Kind und erst recht in den bekannten schwierigen Jahren. Von unkontrollierten Emotionen ließ sie sich nur selten leiten. Im Unterschied zu Micky, der das genaue Gegenteil von ihr war. Sicher, sie war manchmal sehr zielstrebig, stur fast, ließ aber auch gern Argumente gelten. Wie gesagt, Sachlichkeit war eine ihrer hervorstechenden Eigenschaften. Ich hoffte, dies würde ihr und uns in der nächsten Zeit viel helfen.

Micky hingegen: ein bißchen Draufgängertum, meist ohne Rücksicht auf Verluste und ohne lange nachzudenken, welche späteren Folgen eine momentane Regung haben könnte.

Irgendwo dazwischen Elsa, meine Frau, ein bißchen von beiden, stark auf das eigene Gesichtsfeld konzentriert.

Na, und ich selbst? Ich kenne so manche meiner Schwächen, auch diese oder jene starke Seite vielleicht. Das Gesamtbild kriege ich natürlich nicht zusammen.

Aber wenn ich so recht überlege, glaube ich, daß wir in dieser Mischung doch eine Chance hatten.

Jedenfalls war dies der Ausgangspunkt meiner Überlegungen, nachdem ich den Schlaf aus den Augen gerieben und meine Wache angetreten hatte. Ich hatte mir ja vorgenommen, gerade bei dieser Gelegenheit, der ersten sozusagen, die sich mir bot, in Ruhe über unser weiteres Vorgehen nachzudenken.

Nein, ich war nicht so Größenwahnsinnig zu glauben, daß ich in einer Zwei-Stunden-Wache Mittel und Wege finden könnte, die vergangene Jahrillion der Menschheitswerdung zu rekonstruieren oder gar eine neue Zivilisation zu begründen. Aber irgendwie mußten wir überleben, den Anfang oder von mir aus das Ende des Fadens aus dem Knäuel herausfischen.

Vielleicht sollte ich hier einflechten, daß wir zwar ganz gewiß eine Otto-Normalverbraucher-Familie darstellten, aber zum Thema Neubeginn über einige Erfahrung verfügten.

Schon meine Eltern mußten dreimal neu anfangen - Weltwirtschaftskrise in den Dreißigern, Nazizeit in den Vierzigern und zum dritten Mal nach dem Großen Krieg. Ich habe dies sozusagen als Bestandteil meiner Erziehung mitbekommen. Und verwertet, als ich mich am Höhepunkt meiner eigenen Laufbahn dünkte und dann doch über Nacht mit Frau und zwei kleinen Kindern >aus der Kälte< flüchten mußte. Auch da mußten wir ganz von vorn anfangen. Unter ungleich günstigeren Voraussetzungen als jetzt, versteht sich.

Ich dachte zwölf Jahre zurück: Das erste war damals, Arbeit zu finden, damit die Familie nicht hungern mußte. Um das nächste, eine Wohnung, kümmerte sich Elsa, meine Frau. Das Nest, der zentrale Punkt, war für sie seit jeher das wichtigste. Ich war sicher, daß sie sich dieses Problems auch jetzt wieder annähme. Wir anderen dürften ihr da kaum dreinreden – höchstens Handlanger und Beschaffungsbehörde spielen. Aber sie würde auch den Löwenanteil der Arbeit leisten wollen. Das

Problem war nur, würde sie ihre Ansprüche an eine Wohnung den Realitäten anpassen?

Für die Ausstattung einer solchen Behausung fiel Micky und mir sicher so manches ein, dessen war ich sicher, ein Mühlrad als Energiequelle zum Beispiel, wenn es einmal soweit war...

Aber das war erst Zukunftsmusik, wenn nicht gar schon eine Nummer zu groß. Ich mußte systematisch vorgehen.

Nahrung, Kleidung, Behausung – sicher, das waren die drei grundlegenden Dinge, die vorrangigen. Mit dem ersten hatten wir heute einigermaßen Erfolg. Eher Glück, sollte man gerechterweise sagen. Ich bezweifle, ob es anhalten würde. Beeren und Pilze? Nun ja, die Wälder waren groß, zunächst einmal, solange die Saison anhielt. Für den Fischfang müßte man Techniken entwickeln. An Angelschnur und Haken war natürlich nicht zu denken. Netze vielleicht? Woraus? Ob Elsa Flachs erkennen würde? Wenn das Ding in unseren Breiten jetzt überhaupt wüchse? Und wann? Andere Fasern, wie und wo konnte man Fasern gewinnen? Bast vielleicht. Die Möglichkeit mußte untersucht werden.

Fisch allein reichte aber nicht, auf die Dauer jedenfalls. Außerdem mochten die >Vorräte< mit der Zeit schrumpfen, sich vielleicht andere Gewässer suchen.

Die Jagd? Ganz sicher gab es Kleinwild, Hasen, Rotwild, Vögel. Ohne Waffen unerreichbar. Wenn wir Schlingen legten?

Woraus? Irgendeine Faser mußte her. Dann müßte aber vielleicht auch Pfeil und Bogen machbar sein. Der Darm eines Wiederkäuers eignete sich angeblich hervorragend als Sehne. Der Rest war wohl nur Sache der Übung – und Erfahrung.

Kleidung, irgendwann würde es kalt werden, unsere Sachen hielten auch nicht ewig. Felle natürlich. Das hieß wieder Jagd. Und wie gerbte man Felle? Eskimofrauen kauen angeblich Häute so lange, bis sie weich und geschmeidig bleiben. Prost Mahlzeit! Es gab bestimmt noch andere, zivilisiertere Wege; ich hatte doch irgendwann mal in der Schule Warenkunde, und da war nicht nur von Bier – und Weinherstellung die Rede, sondern auch von Leder und Gerben, unter anderem. Irgendeine

Baumrinde mußte es sein. Was hätte ich jetzt für meine Schulbücher oder für meinen Großen Brockhaus gegeben!

Aber den Wein sollte man nicht so vorschnell abtun. Alkohol konnte wichtig werden, bei Verletzungen zum Beispiel, zum Säubern von Wunden, vielleicht sogar als Betäubungsmittel bei Operationen. (Gott bewahre uns davor!)

Du lieber Himmel, wir hatten aber rein gar nichts an Medikamenten, wir, die aus dem zwanzigsten Jahrhundert, die so anfällig sind! Beim geringsten Bauchweh rennt man zum Arzt oder in die Apotheke. Hm, Kräuter natürlich. Elsa müßte da Bescheid wissen. Gleich morgen...

Nein, so ging es nicht. So käme man immer wieder zu neuen Problemen und vorrangigen Aufgaben und würde zum Schluß resignieren. Ein ordentlicher Plan, mit Prioritäten, mußte her. Das sollte gleich morgen früh die erste Aufgabe sein. Da mußten alle ran, da sollte ihre Kreativität und Initiative geweckt werden. Denn Kreativität war bestimmt nicht meine stärkste Seite, jedenfalls nicht in der Praxis. Ich konnte bestenfalls koordinieren, genauer: delegieren.

Langsam aber schälte sich trotzdem etwas heraus – bei etwas Glück und Vernunft wäre es zu machen, wir könnten es schaffen...

## 5

Elsa, meine Frau, hatte ihre Wache dazu benutzt, für jeden von uns eine Handvoll Beeren zu sammeln. Zusammen mit den restlichen Forellen vom Abend zuvor ergab das eine Art Frühstück. Nicht unbedingt das idealste und nicht unbedingt in der benötigten Menge, aber immerhin.

Mir bot dieser Umstand den Einstieg in die beabsichtigte Planungsdebatte. Ich versuchte darzulegen, was mir heute nacht durch den Kopf gegangen war, und hörte, daß auch die anderen nicht müßig gewesen waren. Und daß wir eigentlich alle vor

der Menge und Vielfalt der Aufgaben hatten kapitulieren wollen. Aber gerade die Kapitulation war für alle undenkbar.

Das Problem beruhte darin, daß wir sehr viel auf einmal, aber mit leeren Händen bewältigen mußten. An sich etwas Unmögliches. Es blieb also nichts anderes übrig, als Prioritäten zu setzen und uns die Arbeit aufzuteilen. So manches scheinbar Dringende und so manches Wünschenswerte mußten zurückgestellt werden. So schälte sich dann doch nach und nach eine Art Aktionsplan mit der notwendigen Aufgabenverteilung heraus.

Sehr bald merkten wir natürlich, daß der ganze schöne Plan eigentlich für die Katz war. Die Realität zwang uns immer wieder zum Improvisieren.

Sicher, Micky, der zusammen mit Alice für die Nahrungsbeschaffung verantwortlich war, gelang es beispielsweise, eine Art Teich anzulegen, in dem sich die Fische sozusagen von selbst fingen. Die beiden bauten aus großen Steinen kleine Dämme zwischen den Inseln, mit einem reusenartigen Durchgang zu einer Bucht oder Lagune. So konnten wir in der ersten Zeit immer wieder aus dieser lebenden Vorratskammer schöpfen.

Fisch ist übrigens ganz hervorragend, und ich war schon immer ein großer Liebhaber fangfrischer Fische. Zwei- oder dreimal täglich Fisch fördert diese Vorliebe auf Dauer aber nicht eben. Noch dazu, wenn die Beilage unverändert aus Pilzen und Beeren besteht. Und das über Wochen.

Elsa, die eigentlich mit zum Hausbau abkommandiert war, bereicherte den Tisch ab und zu mit dieser oder jener eß- oder zumindest genießbaren Wurzel oder Knolle, aber das kostete natürlich auch wieder viel Zeit, weil man deswegen Ausflüge veranstalten mußte. Darüber hinaus sorgte sie gleich möglichst für größere Mengen, zum Teil, um Vorräte greifbar zu haben, zum Teil auch für einen möglichen Anbau, vielleicht im nächsten Jahr.

Da waren beispielsweise ein paar Gräser, die Ähren mit Körnern aufwiesen und entfernt an Getreide erinnerten. Ein ander mal ein paar Zwiebeln oder Wurzeln, die man als Gemüse ver-

wenden konnte. Auch Mickys heißgeliebter Knoblauch, wild natürlich, war darunter.

Oder der schon erwähnte Flachs. Elsa fand ihn tatsächlich, und wir anderen sammelten dann jeden einzelnen Samen, der uns unter die Augen kam. Ich hielt ihn für einen der wichtigsten Rohstoffe, auch wenn wir jetzt noch nicht viel damit anfangen konnten. Deshalb sprach ich mich auch dagegen aus, Leinöl daraus zu pressen, was uns vielleicht gelungen wäre.

Die Crux beruhte darin, daß einiges laut Elsa sehr bald, noch im Herbst in den Boden mußte, anderes wieder nur in reinem Sand, kühl und dunkel, aufbewahrt werden konnte.

So hieß es immer wieder, eine geplante Arbeit zu unterbrechen und schnell ein >Feld< abzustecken und mit Hilfe scharfer Steine oder Aststücke umzugraben und aufzulokkern. Oder eine Kühlgrube auszuheben, mit Steinen und der notwendigen Sandschicht auszulegen und wieder abzudecken.

Wie gesagt, Improvisation war Trumpf – bei der Arbeit wie beim gesamten Tages, ja sogar Lebensablauf.

Alles, was jemand irgendwo fand und mitbrachte, wurde auf seine Verwendbarkeit als Nahrung oder Rohstoff überprüft. Da unsere Kenntnisse der Natur und ihrer Produkte höchst mangelhaft waren – wie oft bedauerten wir, in der Schule nicht besser aufgepaßt zu haben –, barg insbesondere der Bereich der Nahrungsbeschaffung erhebliche Gefahren. Selbstverständlich schiedene Dinge, die auf der Zunge brannten oder uns nicht ganz geheuer schienen, von vornherein aus. Dabei verzichteten wir bestimmt unwissentlich auf vieles, was uns das Leben erleichtert hätte. Der Rest aber konnte nur nach der Methode des Versuchs und des Irrtums bewältigt werden – einer von uns kostete eine geringe Menge, und dann warteten wir auf eventuelle Folgen. Nicht gerade die sicherste Methode des Überlebens, nicht wahr? Aber was blieb uns anderes übrig?

Ich stelle hinterher fest, daß wir entweder sehr vorsichtig zu Werke gingen oder einfach unverschämtes Glück hatten. Letzteres wahrscheinlich. Jedenfalls bekamen wir in keinem dieser Zweifelsfälle Schwierigkeiten, sprich eine Vergiftung oder ähn-

liches. Bauchweh zählte nicht, höchstens als Warnung.

Mit der Zeit besserte sich die Lage. Alice brachte einmal von ihren Beeren- und Pilzsammeigängen Bast mit, zumindest etwas, das sich zu einer Art Strick oder Schnur drehen ließ. Einen halben Kilometer von unserem Lager entfernt entdeckten wir im Hang auf einer Wiese eine Kaninchenkolonie und legten unsere ersten Schlingen.

Und eins fing sich tatsächlich drin. Das war ein großer Sieg und ein noch größerer Sprung nach vorn für uns. Nicht nur wegen der Abwechslung im Speisezettel. Wenn wir ein Kaninchen fangen konnten, dann waren sicher auch noch mehr möglich. Der nächste Winter aber kam bestimmt. Jetzt konnte man ihm vielleicht doch etwas gefaßter entgegensehen.

Dann stocherte Micky nach dem Abendessen mit der abgegnagten Kaninchenkeule im Erdreich herum, und ich hatte einen meiner zahlreichen Geistesblitze: Ich nahm ihm das Ding aus der Hand, schlug mit einem Stein das Gelenkstück ab und scheuerte und rieb so lange an dem Rest herum, bis der Knochen wie die überdimensionale Kanüle einer Injektionsspritze aussah. Elsas Nagelfeile gab ihr die nötige Schärfe – wir hatten unsere erste Speerspitze.

Und das erste echte Wildbret wurde unsere Beute, denn gleich am nächsten Tag ging ich mit Micky im Morgengrauen los – den Wechsel eines Hirschrudels hatten wir schon registriert, für den Fall, daß uns diese Kenntnis einmal nützen könnte. Die Jagd selbst war höchst abenteuerlich. Wir mußten ganz sichergehen – wir suchten uns einen Baum, dessen Äste über den Wechselffad hinausragten, und kletterten hinauf. Als das Rudel unter uns vorbeiging, ließen wir uns einfach fallen, ich mit dem Speer in der Hand, Micky zur Sicherheit mit den Armen um den Hals eines der Kitze, wenn ich mein Tier verfehlen sollte. Der Speer tat aber seine Schuldigkeit. Die Spitze brach natürlich ab, aber erst nachdem sie tief genug eingedrungen war. Den Rest besorgte Micky mit seinem Fahrtendolch.

Nie zuvor hätten wir geglaubt, daß man ein solches Tier beinahe restlos verwerten kann. Fleisch, Knochen, alles. Die De-

cke konnten wir gerben, die Idee mit der Baumrinde, Eiche war es, erwies sich als richtig. Die Knochen ergaben Hilfswerkzeuge. Und die Därme tatsächlich Sehnen für unsere ersten Bogen.

Unser Selbstvertrauen wuchs gewaltig, wir wurden risikofreudiger.

So lernten wir denn auch von Tag zu Tag dazu. Neues und Vergessenes. Unsere Aufmerksamkeit und Wachsamkeit schärften sich in gleichem Maße. Eine Biene, die wir unterwegs zufällig auf einer Blüte entdeckten, konnte uns schließlich zum Honig führen. Wir brauchten nur ihre Flugrichtung festzustellen und ihr zu folgen. Irgendwann kam die nächste Biene dazu. Im Schnittpunkt der beiden Fluglinien – Bienen fliegen immer geradewegs heim – fanden wir das Nest. Und die Wabe. Eine große Errungenschaft, weil wir den Mangel an Zucker sehr spürten. Die Stelle wurde übrigens für die Zukunft registriert, vielleicht konnten wir die Bienen beim Schwärmen erwischen. Wenn wir nur gewußt hätten, wann sie schwärmten – jetzt im Herbst oder erst im Frühjahr? Letzteres wahrscheinlich. Wir mußten eben vieles im Auge behalten.

In der Zwischenzeit mußten wir aber auch für ein Dach überm Kopf sorgen, der Winter konnte nicht ausbleiben. Die Anzeichen mehrten sich – die Tage wurden kürzer, die Schatten länger und die Nächte langsam aber sicher kühler.

## 6

Der Hausbau bereitete uns kein geringes Kopfzerbrechen, schon bei der Wahl der geeigneten Stelle. Nach langen Debatten entschieden wir uns, auf der Insel zu bleiben. Trotz Hochwassergefahr und anderer Nachteile. Aber am meisten schlug das Sicherheitsbedürfnis zu Buche. Das Wasser ringsum bot Schutz, zumindest gegen einen Teil der vielleicht gefährlichen Tierwelt. Noch wußten wir nicht, zu jenem Zeitpunkt zumindest, wie reichhaltig sie wirklich war. Ich erwähnte schon, daß

wir mit Wölfen, Luchsen, vielleicht auch Bären rechneten. Sie gehörten ja in unsere Breiten. Aber was noch? Wie groß waren diese Tiere? Und wie gefährlich? Schließlich wußten wir ja nicht einmal, »wann« wir lebten, wenn man es so ausdrücken darf. Wir konnten also nicht einmal aus dem Zeitalter auf die vorhandene Fauna schließen. Darüber hinaus entdeckten wir auf unseren Pirschgängen und sonstigen Streifzügen immer wieder Spuren, die auf große Tiere schließen ließen, ganz sicher mit Krallen; allerdings wußten wir damit nichts anzufangen, weil wir sie noch nicht zu Gesicht bekommen hatten. Gott sei Dank, sagten wir da immer wieder. Um so mehr war Vorsicht geboten.

Ein Wasserlauf schützt zwar auch vor einem Wolf oder Bären nicht, trotzdem meinten wir, es sei besser, auf der Insel zu bleiben. Schon wegen der besseren Überschaubarkeit. Man würde wohl eine Gefahr früher bemerken als irgendwo im Wald. Und am Fluß war der Wald sehr dicht, aber am Fluß mußten wir bleiben. Beispielsweise wegen des Fischfangs, wenn es mit der Jagd aus irgendeinem Grund nicht zum Besten stünde.

Ein Haus also auf der Insel. Nur – welche Art von Haus?

»Ein schönes Blockhaus nach Western-Art, mit Schießscharten und so.«

Das kam natürlich von Micky, mit der entsprechenden Begeisterung. Er ließ sich aber den Zahn ziehen. Wie hätten wir die Baumstämme bearbeiten sollen, ohne Axt und ohne Säge?

Elsa plädierte für ein solides Haus; ich bin sicher, sie dachte an unser Reihenhaus, das ihr ein und alles war.

»Es gab doch Ziegeleien in der Gegend, es kann doch kein so großes Problem sein, Ziegel zu brennen«, meinte sie.

»Stimmt, auch wenn wir sie von Hand formen müßten«, gab ich zu. »Ich traue mir auch zu, den passenden Lehm dazu zu finden. Wenn ich aber an die Mengen denke, die wir brauchen, bin ich doch dafür, auf Material zurückzugreifen, das schon mehr oder weniger gebrauchsfertig in Massen hier herumliegt.« Ich deutete auf die Steine im Flußbett.

»Wie willst du sie behauen?« Elsas Frage war berechtigt. A-

ber ich hatte mir die Sache schon überlegt.

»Fällt mir gar nicht ein, mich abzumühen. Ich denke eher an ein Puzzle. Wir suchen passende Steine, die man aufeinander-schichten kann.«

Es wurde wahrlich ein Puzzlespiel. Insbesondere deshalb, weil wir keinen Mörtel hatten und uns kein Ersatz einfiel. So mußten wir darauf achten, möglichst fugenlos zu bauen.

Das gab allerdings einigen Ärger. Er fing schon beim Fußboden an. Wir mußten dafür besonders flache Steine suchen und passend zusammenlegen. Später wollten wir ihn mit Fellen bedecken. Bei den Mauern wurde es schlimmer. Immerhin mußten wir im rechten Winkel, vor allem aber lotrecht bauen, damit uns das Haus nicht einstürzte. Und jetzt suche man bitte gerade solche Steine, die zu den bereits vorhandenen passen und der Mauer gleichzeitig Festigkeit verleihen, indem sie sich an verschiedenen Stellen mit den anderen Steinen überlappen, überschneiden und gegenseitig abstützen! Eine Heidenarbeit war das. Ich weiß nicht, wie oft wir bereits bestehende Mauerteile wieder auseinandernahmen, um sie neu zu gruppieren. Natürlich verschmierten wir entstehende Löcher und Ritzen mit Lehm, aber darauf verließen wir uns nicht sehr.

Die Mauern und Trennwände (wir hatten drei Räume, zwei kleinere und einen größeren über die gesamte Breite der beiden anderen, vorgesehen) erreichten eine Dicke, für die sich auch eine mittelalterliche Burg nicht zu schämen brauchte. Ebenso wenig war der Kaminbau kein Kinderspiel. Wir schmierten ihn vor allem von innen mit einer dicken Lehmschicht aus und hofften, daß sie nicht bröckeln würde. Immerhin würden da, besonders im Winter, ganz ordentliche Temperaturen herrschen, da wir mit ihm das ganze Haus – er stand genau in der Mitte – heizen wollten.

Erst als die Mauern hochgezogen waren, fiel uns auf, daß ein Haus auch ein Dach hat.

»Eine höchst logische Schlußfolgerung«, bemerkte Alice, als Micky etwas überrascht diese Feststellung machte.

»Einen Dachstuhl kriegen wir wohl noch hin«, meinte darauf

Elsa, die über erstaunliche handwerkliche Fähigkeiten verfügte.

»Aber ein Dachstuhl ist nicht alles«, versetzte ich. »Man muß ihn auch eindecken. Die Ast-und-Blätter-Methode, die wir bei unserer Hütte verwendet haben, kommt hier nicht in Betracht. Da regnet es mit Sicherheit irgendwann durch.«

»Also doch Ziegel brennen, Dachziegel?« schlug Micky vor. »Ich habe einmal bei Dachdeckern zugeschaut, Dachziegel haben verschiedene Vorsprünge und Aussparungen, damit sie ineinanderpassen...«

»Und einer muß dir auf den Kopf gefallen sein«, unterbrach ihn Elsa, die das Problem sofort erkannte, obwohl ihr ein schönes Biberschwanz-Dach sicher am besten gefallen hätte. »Das kriegen wir nie hin.«

»Außerdem würde ich etwas Mathematik empfehlen. Das Haus ist etwa acht mal acht Meter groß«, ich machte schnell eine Überschlagrechnung, »auch wenn wir nur ein einseitiges und flach abfallendes Dach bauen und die Dachziegel ziemlich groß machen, brauchen wir an die 2000 Stück, etwas geht schon beim Brennen kaputt, etwas beim Bauen... Da muß uns was Besseres einfallen.«

Micky sah dies ein. Alice schien nachzudenken:

»Hört mal, wie wäre es... uns haben doch damals an der Nordsee die Reetdächer so gefallen, vielleicht finden wir hier irgendwo...«

»Aber sicher, natürlich«, fiel ihr Micky ins Wort. »Ich habe da gestern ein Stück flußabwärts, da wo sich das Tal öffnet und einmal Untermünkheim sein wird, so 'ne sumpfige Wiese gefunden, ich habe doch von dort die Frösche mitgebracht. Da steht eine Menge Rohr, weil sich da so eine Art Teich gebildet hat.«

>Ein Stück flußabwärts< – das waren fünf Kilometer hin und fünf zurück, aber das Dach war in der Tat sichergestellt, auch wenn es Tage dauerte, bis wir die notwendige Menge Rohr beisammen hatten. Und weitere Tage, bis alles richtig getrocknet und Bast zum Binden gesammelt war und das Haus dann schließlich stand.

Zur rechten Zeit, muß ich sagen. Die Herbststürme setzten ganz plötzlich ein, und wenige Tage später hatten wir tatsächlich den ersten Schnee.

Wir hatten aber Ähnliches befürchtet, denn der Sommer war bis weit in den Herbst hinein außergewöhnlich schön gewesen. Um so plötzlicher mußte natürlich irgendwann der Winter einsetzen. Schlimmer noch – ein strenger Winter wahrscheinlich.

Nun waren wir aber gewappnet, jedenfalls so gut wie möglich. Die Jagd hatten wir trotz des Hausbaus nicht vernachlässigt, und sie war ergiebig gewesen. Wir hatten eine Menge Fleisch eingesalzen, die uns insbesondere ein Bär lieferte, den wir mit Mickys Hilfe erlegen konnten. War das damals eine Rückkehr von der Jagd! Alice meinte, wir sollten uns sofort ausziehen, weil die stolz geschwellte Brust uns das Hemd platzen ließ. Aber sie bewunderte uns doch, genauso wie Elsa, die allerdings die Gelegenheit ergriff, uns zum Bau einer Räucher- kammer zu animieren, damit wir auch genug Geräuchertes hatten.

In der Grube, die wir großspurig Vorratskeller nannten, waren auch noch andere Dinge eingelagert. Wir hatten zu diesem Zweck sogar Töpfe gebrannt. Nun ja, was sich so Topf nennt. Was gelang schon auf einer >Töpferscheibe<, die aus einem flachen Stein bestand, den jemand drehte, während Elsa versuchte, einem Tonklumpen eine Art Form zu geben? Aber immerhin. Da gab es auch Honig, da gab es Salzvorräte, da gab es so etwas wie Apfelmus – man frage mich nicht, wie es Elsa, meine Frau, zustande gebracht hatte. Und da gab es noch vieles, was uns im Winter zugute kommen sollte.

Und gegen die Kälte gab es genug angeschwemmtes Holz, außerdem schafften wir in den nächsten Tagen und Wochen noch einiges aus den Wäldern herbei, was man mit den Händen noch zerkleinern konnte. Und mit einer Steinaxt. Wir hatten sie aus einem entsprechenden Stein gebastelt, den wir beim Hausbau fanden. Er hatte die Länge und Dicke von zwei nebeneinander gelegten Fäusten und irgendwo in der Mitte tatsächlich ein Loch, durch das man als Griff ein Stück Holz stecken konn-

te. Das war wirklich ein Glücksfall. Bis heute wissen wir nicht, ob das Ding bereits jemandem als Werkzeug gedient hatte oder ob es einfach eine Laune der Natur war. Möglich wäre beides. Der Stein brauchte nur lange genug an einer Stelle zu liegen, wo ein >steter Tropfen den Stein höhlen< konnte. Oder aber das Loch war künstlich. Spuren der Bearbeitung fanden wir allerdings nicht. Wenn sie da waren, erkannten wir sie nicht.

(Gegen die Kälte hatten wir einmal das Holz, zum anderen aber auch jede Menge Felle und Häute, die sich Elsa und Alice nach unserem Einzug ins Haus vornahmen. Daß wir die Häute und Felle gerben konnten, habe ich bereits angedeutet. Ein Gerber hätte zwar sofort seinen Meisterbrief zurückgegeben, aber wir wußten es nicht besser.

Nähutensilien besaßen Elsa und Alice auch: spitze Knöchelchen und große Gräten als Ahlen, Sehnen als Zwirn. Ein mühseliges Werk, aber die Produkte erfüllten ihren Zweck ganz hervorragend.

Übrigens war es mir mit Micky einmal gelungen, draußen auf der Haller Ebene, über die wir gekommen waren, eine Herde Tiere auszumachen, die amerikanischen Büffeln ähnelten. Offensichtlich Wisente. Ein paar von den jüngeren konnten wir von unserem Versteck aus mit unseren Pfeilen so schwer verletzen, daß wir sie schließlich verendet fanden, als wir ihren Spuren folgten. Sicher nicht die feine Art der Jagd, aber was soll's... Erstaunlich, wie schnell man die dünne Tünche der Zivilisation und Kultur abstreift, wenn's ums Überleben geht. Friß, Vogel, oder stirb!

Wie gesagt, wir konnten dem Winter einigermassen gefaßt ins Auge sehen, als wir beim Einzug ins Haus Bestandsaufnahme machten. Dabei fiel uns etwas auf: Bis auf Schnupfen und ähnliche Erkältungserscheinungen, die wir uns in den ersten Nächten auf der Insel geholt hatten, waren wir erstaunlicherweise gesund geblieben. Ob dies auf den Mangel an Infektionsherden zurückzuführen war oder auf den Umstand, daß wir immer abgehärteter wurden, weiß ich nicht. Jedenfalls blieben wir verschont, weiß Gott, wem wir dankbar sein sollten. Selbstver-

ständig, jede Menge Kratzer und Abschürfungen, das war nicht zu vermeiden. Micky wurde einmal von einer Kreuzotter gebissen und hatte zu kämpfen. Drei Tage war er >krankgeschrieben<, mit Fieber und zeitweiliger Bewußtlosigkeit. Dann war er über den Berg. Und wir paßten von nun an alle besser auf. Aber eine einfache Blinddarmentzündung wäre schon eine Katastrophe gewesen...

7

Den Einzug ins Haus feierten wir mit einem Festgelage. Ich weiß es noch heute: Wir hatten Wildschweinbraten mit feinen Kräutern und Preiselbeeren, davor eine herrliche Brühe, ebenfalls mit Kräutern und einigem Wurzelgemüse, und auf Micky's Wunsch wacholdergeräucherte Forellenfilets. Leider keine Beilagen zum Fleisch, abgesehen von einigen Wurzeln. Insbesondere Brot vermißten wir sehr. Wir trösteten uns aber, daß die Saat auf unserem Feld hinter dem Haus im Frühjahr aufgehen werde und wir dann Brot backen könnten.

Das Fest hatten wir nicht umsonst veranstaltet. Es war eine willkommene Unterbrechung, vor allem für die Kinder, deren Kindheit so plötzlich verflogen war. Aber es war auch – das spürten wir ganz deutlich – eine Art Trennungslinie erreicht, ein Bruch im Geschehen. Das Haus war eine Basis für einen Neubeginn. Und ein Heim.

Denn von nun an waren wir sozusagen blockiert, die Jagdausflüge einmal ausgeklammert. Schnee und Kälte verbannten uns ins Haus und erlaubten uns nicht, besondere Aktivitäten im Freien zu entfalten, zum Beispiel eine systematische Erkundung der weiteren Umgebung mit dem Ziel, vielleicht doch noch irgendwo Menschen zu finden.

Nicht daß es im Haus selbst nicht genug zu tun gab. Die ganze Inneneinrichtung war zum Beispiel noch zu erstellen. Regale, Beleuchtung, Betten, Tische und andere Notwendigkeiten.

Ich benutze hier Begriffe, die verständlich sind und die auch wir benutzten. Die Ähnlichkeit der entsprechenden Gegenstände mit dem Inhalt der Begriffe wäre allerdings reiner Zufall gewesen.

Ein Löffel oder eine Schöpfkelle waren da noch verhältnismäßig leicht zu schnitzen. Das hing nur von den Ansprüchen ab, die man daran stellte. Es gab aber eine Menge Dinge, die schon schwieriger herzustellen waren – ein schlichter Kamm zum Beispiel. Da war unendlich viel Geduld notwendig. Oder Seife: Es dauerte eine Zeit, bis wir aus Knochen und Hornmehl etwas gekocht hatten, das man zum Waschen nehmen konnte.

Mit Betten und ähnlichen Möbeln war es da wieder einfacher: Wir entschlossen uns für Hängematten, für die wir Häute und Felle verwendeten. Mit Tischen und Stühlen hielten wir uns nicht lange auf: Geeignete Holzstümpfe und Steinblöcke, von den ärgsten Unregelmäßigkeiten befreit, genügten.

Für die Beleuchtung fabrizierten wir Fackeln, wir hätten auch Talglichter oder öllämpchen herstellen können. Aber dazu waren uns das Fett und die Textilfäden zu schade, die man für Dochte gebraucht hätte. Noch hatten wir da keinen Ersatz, jedenfalls nicht im oder am Haus. Micky und ich hatten zwar schon schafähnliche Tiere ausgemacht, auch Ziegen, aber an die wollten wir erst im Frühjahr heran, wenn sie Junge bekamen. Wir spekulierten da auf die lang entbehrte Milch.

Dazu mußten aber Fanggeräte hergestellt werden. Also benutzten wir den Winter dazu, jede Menge Seile zu flechten, um Lassos fertigen zu können. Häute für Lederstreifen hatten wir ja. Nur mit den Schneidewerkzeugen sah es kritisch aus – unsere beiden Messer wurden zusehends dünner und schmaler.

Richtiges Werkzeug war überhaupt unser Hauptproblem. Man konnte es nur aus Metall herstellen, aus Eisen, allenfalls aus Kupfer. Und unser gesamter Metallvorrat bestand aus den erwähnten beiden Messern, Elsas Nagelfeile, den wenigen Metallteilen meines längst nicht mehr funktionierenden Feuerzeugs und den noch kleineren Metallstückchen von Alices Fotoapparat. Letzterer, genauer sein Gehäuse, diente jetzt übr-

gens als Schatulle für wichtiges Kleinzeug. Mir war aber seine Linse wertvoll, sie konnte uns im Notfall zum lebenswichtigen Feuer verhelfen, wenn unsere Flamme erlöschen sollte. Elsas Streichhölzer waren ja auch schon längst verbraucht, trotz aller Sparsamkeit.

Feuerbewahrerin war übrigens Alice – sie hatte dafür zu sorgen, daß es nie ausging. Dazu hatten wir einen mit Lehm ausgelegten Korb geflochten, der immer Glut enthalten mußte. Diese >ewige Feuerstelle< hatte ihren Standort in einem eigenen Herd mit eigenem Kamin. Zur Sicherheit hatten wir in den wenigen freien Stunden, meist nach dem Abendessen (das war noch draußen am Lagerfeuer), gelernt, mit Hilfe zweier Hölzer Feuer zu machen. Aber die Linse war sozusagen mein Geheimtip, eine Art Notaggregat, auch wenn sie nur bei Sonnenschein funktionierte.

»Also, mir langt's bald!« platzte Micky einmal heraus. »Ich brauche endlich mal was Richtiges – eine Säge, Feile, Zange, vor allem Nägel und solches Zeug. Wie soll ich sonst zurechtkommen?«

»Eher eine starke und scharfe Schere«, warf Alice ein, die sich mit einer Fellmütze abmühte. »Mit den Zähnen wird das nichts Gescheites, und das Steinmesser, das mir Micky gebastelt hat, ist zwar besser als nichts, aber Wunder schafft es auch nicht.«

»Na ja, Messer macht man eben aus Stahl«, verteidigte sich der Sohn. »Alles andere ist Blödsinn.«

»Wir haben schon soviel fertiggebracht«, meinte Elsa, »können wir nicht auch Eisen herstellen? Ich meine, das erste Eisen kam ja auch nicht aus der Fabrik.«

Ihr Seitenblick sagte mir genug, jetzt war wieder einmal ich dran. Sie würde jetzt so lange drängeln, bis ich etwas fand. Elsa ist eine großartige Frau, aber manchmal etwas sehr zielstrebig, meist um jeden Preis.

Diesmal mußte ich ihr natürlich recht geben, allerdings mit Einschränkung.

»Wenn ich in der Schule richtig aufgepaßt habe, kam die Ei-

senzeit erst nach der Bronzezeit. Das heißt, daß die Menschen bereits Werkzeuge aus Kupfer hatten, die sie einsetzen konnten. Wir haben nicht einmal das.

Aber vielleicht geht es auch ohne Kupfer. Ich würde mir zu-  
trauen, Eisen herzustellen, zumindest etwas Ähnliches, womit  
man etwas anfangen könnte. Aber dazu braucht es neben Kohle  
eben auch Eisenerz. Und ich bin kein Gott, um Eisen wachsen  
zu lassen.«

Das war – ich gab es zu – das Problem, das mich schon seit  
einiger Zeit (wir hatten mittlerweile Januar) beschäftigte. Ich  
hatte deshalb auch in meinen Aktivitäten an Haus und Einrich-  
tung erheblich nachgelassen. Zur Mißbilligung seitens meiner  
Familie. Ich bin ja von Natur aus nicht unbedingt der fleißigste.  
Vor allem dann, wenn das wesentliche getan ist. Dann überlas-  
se ich Klein- und Routinearbeit gern anderen, oder aber, wenn  
ich der Meinung bin, daß diese oder jene Arbeit überflüssig  
oder unzweckmäßig ist.

Beide Zustände schienen mir aber gerade jetzt erreicht. Denn  
langsam kam ich zur Überzeugung, daß wir nicht hierbleiben  
konnten. Nur mußte das den anderen erst beigebracht werden,  
und da rechnete ich mit starker Opposition, was durchaus ver-  
ständlich war. Wir waren schließlich eine glücklich – unglück-  
liche Mischung aus Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts  
und solchen, die im Begriff waren, das Nomadenleben, das  
Leben des Jägers und Sammlers, aufzugeben.

Für beide aber ist der Hang zur Seßhaftigkeit geradezu ty-  
pisch. Auch wenn der Mensch des zwanzigsten Jahrhunderts  
von sich behauptet, er sei mobil, so sucht und findet er bei jeder  
räumlichen Veränderung stets ein Domizil vor, sei es ein Hotel,  
eine Mietwohnung oder ein eigenes Haus, auch wenn er es erst  
baut.

Auch wir hatten jetzt dieses Haus gebaut und ein Heim ge-  
funden, jenen zentralen Punkt, der für uns praktisch alles war –  
Schutz, Geborgenheit, Regel, Ausgangsbasis, etwas, das uns  
über eine Katastrophe hinweghalf, die wir immer noch nicht  
verkräftet hatten.

Und da sollte uns jetzt zugemutet werden, einfach zu gehen und woanders wieder von vorn anzufangen? Und dann vielleicht noch einmal, wie ich vermutete? Denn darauf lief es schließlich hinaus.

Ich muß sagen, daß mich diese Aussicht nicht so sehr bedrückte, wie man annehmen sollte. Vielleicht weil ich von klein auf sozusagen unterwegs war – ich habe das schon einmal erwähnt. Für mich ist zum Beispiel der Begriff Heimat ein leeres Wort. Ich fühle mich stets da zu Hause, wo ich gerade bin.

Nicht aber meine Familie, die in dieser Hinsicht >normal< war. Ich mußte also behutsam vorgehen.

»Ich kann kein Eisen wachsen lassen«, wiederholte ich also, »ich weiß aber, wo es Eisenerz gibt. Wir alle wissen es.«

»Ruhrgebiet!« stieß Alice etwas entsetzt hervor.

»Fast«, korrigierte ich, »aber auch Luxemburg, ja sogar hier um die Ecke, bei Aalen irgendwo. Wahrscheinlich aber unzugänglich, für uns jedenfalls.«

»Und wenn schon!« Micky wurde praktisch. »Aalen, das waren so an die sechzig Straßenkilometer; für uns jetzt vielleicht hundert, also drei bis vier Tagereisen...«

»Und Transportprobleme, wenn wir das Erz finden«, fügte ich hinzu.

»Man könnte ja an Ort und Stelle...«, wollte Elsa vorschlagen. Und da wurde ihr klar, worauf ich hinauswollte. »Du bist wahnsinnig geworden.«

»Eben, es ist das Problem von Mohammed und vom Berg. >Ent oder weder<. Die mögliche dritte Lösung, eine zeitweilige Trennung, scheint mir im Moment nicht die glücklichste zu sein.«

»Also müssen wir weiterwursteln«, resignierte Elsa.

»Wahrscheinlich, vorerst jedenfalls, bis uns was Besseres einfällt.« Ich ließ es zunächst dabei bewenden.

Es eilte ja auch nicht. Der Winter war noch lang. Und vor dem Frühjahr konnten wir so und so nichts unternehmen.

Allerdings, nachdem das Problem einmal formuliert war, konnte es nicht mehr aus der Welt geschaffen werden. Die Dis-

kussion über das Thema kam immer wieder auf. Und ich wußte, daß sich über kurz oder lang alle für das Weggehen entscheiden würden. Auch um den Preis neuer Kämpfe ums bloße Überleben, auch um den Preis der Aufgabe von Plänen und Vorhaben, die wir ins Auge gefaßt oder gar schon verwirklicht hatten. Der Getreideanbau etwa oder die Schafzucht. Man kann eben nicht Wolle haben und weben wollen, dabei aber auf Spindel oder Spinnrad oder gar Webstuhl verzichten. Womit aber die Dinge herstellen? Und das galt schließlich für jede Erleichterung technischer Art, die wir uns schaffen wollten.

Hier muß allerdings bemerkt werden, daß Elsa und Alice auch unter diesen höchst primitiven Voraussetzungen geradezu bewundernswerte Fertigkeiten entwickelt hatten, zum Beispiel bei der Verarbeitung von Hirschleder. Denn das war auch so ein Problem: neue Kleidung. Unsere Sachen waren längst völlig zerschlissen, auch wenn die Überreste für eine mögliche spätere Verwendung sorgsam aufbewahrt wurden. Und die Felle waren nur für den Winter geeignet; schon im Haus waren sie zu warm. Und so fertigten die Frauen Jagdhemden und Hosen aus >feinem Hirschleder für alle. Sobald der Winter vorbei war, eigneten sie sich auch für draußen ganz hervorragend, insbesondere war diese Kleidung sehr strapazierfähig. Gerade richtig für die Jagd. Denn die wollten wir nun in größerem Umfang angehen – nicht mehr nur wegen der Beute zum Verbrauch, sondern auch zum Aufbau einer Viehwirtschaft.

Man sieht wohl, daß wir mit allem, was wir planten und taten, auf Selbsthaftigkeit eingestellt waren. Wir hatten eigentlich keine andere Wahl. Egal wo, fügte ich im stillen immer hinzu, weil ich wußte, daß wir doch gehen würden.

Aber all das, was wir bereits erreicht hatten, das vergangene Jahr überhaupt, war für uns durchaus nicht verloren. Wir hatten ungemein viel gelernt; auch daraus, was wir falsch gemacht hatten, was wir hätten von Anfang an anders anpacken sollen.

Da war zum Beispiel auch die Wahl des Standorts für unser Haus. Wir hatten uns damals durch das nahe Salzvorkommen und durch die ersten Ängste in der Wildnis beeinflussen lassen,

als wir uns für die Insel entschieden. Als sich dann unser Leben nach und nach normalisierte, sofern von einer Normalisierung die Rede sein konnte, als wir unsere Umgebung näher kennenlernten, fühlten wir, daß wir weiter stromabwärts viel bessere Stellen gefunden hätten. Solche, wo wir ausreichend Platz für Felder und Weiden gleich am Haus gehabt hätten, wo auch die Frischwasserversorgung nicht nur auf den Fluß beschränkt war, obwohl letztere nur im Winter Schwierigkeiten bereitete, als der Fluß zufror. Das Salz hätten wir in bestimmten Zeitabständen immer auf Vorrat holen können, auch um den Preis eines oder mehrerer Tagesmärsche. So viel brauchten wir auch wieder nicht, obwohl bei der Verarbeitung der Felle und Häute eine ganze Menge verwendet wurde.

Es gab noch eine ganze Reihe weiterer Beispiele für Fehler und Fehlentscheidungen.

Und all das werden wir beim zweiten Mal viel besser machen, dachte ich. Sicher auch deswegen, weil wir uns Zeit lassen würden und könnten, gründlicher und umsichtiger vorzugehen.

## 8

»Wir sind echt gut! Respekt!« rief Micky, als er das beladene Floß besichtigte, das an der Nordspitze unserer Insel zum Abstoßen bereitlag.

Wir mußten ihm recht geben. In knapp acht Monaten hatten wir eine wirklich erstaunliche Menge an Hausrat und Vorräten zusammenbekommen. Das Floß mußte sogar zweiteilig sein, sonst hätten wir nicht alles mitnehmen können, und mit einem einzigen größeren hätten wir vielleicht Schwierigkeiten bekommen. Der Kocher war stellenweise sehr seicht, hatte viele Biegungen und wurde auch mancherorts recht schmal. Das wußten wir noch von früher, obwohl natürlich das heutige und das damalige Flußbett miteinander kaum vergleichbar sind.

Denn selbstverständlich hatten sich alle zum Schluß ins Un-

vermeidliche gefügt und für die Weiterreise entschieden. Wenn wir ein halbwegs zivilisiertes Leben führen wollten, im Rahmen des Möglichen natürlich, mußten wir die Voraussetzungen und Hilfsmittel dafür schaffen.

Da war aber noch die Frage des Ziels unserer Wanderung. Es muß irgendwann Anfang oder Mitte Februar gewesen sein, als die Diskussion so weit gediehen war, daß man diesen Punkt angehen konnte. Ich entschloß mich, Nägel mit Köpfen, das heißt gleich von vornherein reinen Tisch zu machen.

»Ihr Lieben, ich bin fürs Mittelmeer, Spanien vielleicht.«

Dafür wurde mir natürlich sofort Irrenhausreife bescheinigt, man ließ mich aber freundlicherwise meine Gründe darlegen – das milde Klima, subtropisch, die Unerschöpflichkeit des Meeres als Nahrungsquelle, die relative Nähe zu einigen Bodenschätzen. Und vielleicht – ich hatte die Hoffnung noch nicht aufgegeben – der Kontakt mit unseresgleichen.

»Vergeßt nicht: Das Mittelmeer, wenn auch vor allem sein östlicher Teil, war wohl die Wiege der Zivilisation.«

»Aber das ist doch viel zu weit!« Elsa, meine Frau, hatte seit jeher einen Horror vor großen Entfernungen.

»Na ja, so weit ist es nun auch wieder nicht.« Das sagten Alice und Micky fast gleichzeitig.

Sie erinnerten sich da wohl an unsere Spanienreisen, von denen sie stets noch lange nach der Rückkehr schwärmten. Sie wären wohl zu Fuß hingelaufen, obwohl ich Micky im Verdacht hatte, daß er die Reisemöglichkeiten bereits abgeschätzt hatte. Ich erinnere mich, wie er bereits als fünfjähriger Knirps mit seinen Kumpanen (das war noch in Karlsruhe) ein paar Bretter zur Alb schleppte, einem kleinen Flüßchen, ein paar hundert Meter von dem Haus, in dem wir wohnten. »Wir bauen uns ein Floß und schwimmen in den Rhein. Dahinter kommt gleich Spanien.« Nun ja, mittlerweile wußte er es besser. Trotzdem...

»Auf dem Wasserweg müßte es klappen«, meinte er und schaute mich verschwörerisch an; ich hätte wetten mögen, daß er meinen Plan bereits erriet. Ich war allerdings der Meinung,

daß wir alles gründlich besprechen sollten.

»Wir haben eigentlich nur drei Möglichkeiten«, sagte ich, »selbstverständlich immer auf dem Wasser, wie Micky schon sagte. Jedenfalls über weite Strecken.

Einmal könnten wir, zunächst zu Fuß, an die Donau wandern, die wir nicht verfehlen können, wenn wir uns südöstlich halten. Dort bauen wir ein Floß und fahren flußabwärts. Ob wir dann irgendwo in Niederösterreich aussteigen und quer durchs Land an die Adria marschieren und unterwegs am Erzberg Eisen holen oder ob wir weiterfahren, um übers Schwarze Meer ins Mittelmeer zu gelangen, können wir immer noch entscheiden. Probleme bringen beide Wege mit sich; der eine wegen der langen Landwanderungen, zum Teil über die östlichen Alpen; der andere wegen der Flußkatarakte am Eisernen Tor; da wären langwierige und anstrengende, sicher auch gefährliche Portagen notwendig.

Die zweite Möglichkeit: Wir bauen gleich hier ein Floß, fahren kocherabwärts in den Neckar, überqueren den Rhein und marschieren westwärts. In Luxemburg gibt es jede Menge Eisen und Kohle. Ein weiterer Fußmarsch brächte uns zur Rhone oder zur Seine oder an einen ihrer Zuflüsse. Ab dort wieder per Floß direkt ans Meer. Auch da wären längere Fußmärsche notwendig, wenn auch nur Mittelgebirge zu überwinden wären. Das Problem ist dabei immer das Gepäck, das man mitschleppen muß.«

»Vom Schleppen war ich nie sehr begeistert«, gestand Micky. »Komm also schon mit dem dritten Vorschlag heraus, er ist wohl der beste und bequemste.« Er grinste mich an. Mein Filius kannte mich eben.

»Der dritte Weg scheint mir tatsächlich der gangbarste zu sein«, gestand ich. »Kocher, Neckar, Rhein bis irgendwo an die Lahn. Dort in der Gegend gibt es Eisenerz. Dann weiter rheinabwärts und die Atlantikküste entlang, bis wir irgendwo etwas finden, das uns gefällt. Meinetwegen auch erst am Mittelmeer, wenn es sein muß – Calpe, Vinaroz oder Peniscola«, sagte ich lächelnd. (Da hatten wir früher herrliche Urlaubswochen ver-

bracht.)

Wir entschieden uns zum Schluß verständlicherweise für den letzteren Weg, auch wenn er der längste war. Für mich stand er ja von vornherein fest; ich hatte mir alles genau überlegt. Auch das, was einigen von uns, insbesondere Alice und Elsa, vielleicht entgangen war, nämlich die zweite Etappe die atlantische Küste entlang. Sie würde ganz und gar nicht so einfach und gefahrlos sein. Mit einem Floß war da natürlich nichts zu wollen. Aber ich hatte vor, irgendwann ein Boot zu bauen, bereits mit der Aussicht auf ein Leben an irgendeiner Meeresküste, egal, ob in der Biskaya oder erst am Mittelmeer. Wir brauchten es in beiden Fällen.

Daß es immense technische Schwierigkeiten beim Bau und bei der Schifffahrt – und weiß der Himmel, wobei noch! – geben würde, war mir klar. Da wir aber ununterbrochen mit Schwierigkeiten kämpfen mußten, durfte uns das weiter nicht stören. Allerdings behielt ich diese Gedanken noch für mich. Nur die nachdenklichen Blicke, die mir mein Sohn immer wieder zuwarf, ließen mich argwöhnen, daß er sich durchaus einiges auszumalen wußte. Die Frauen dagegen vertrauten wohl sehr auf unsere technische Begabung, vor allem aber konzentrierten sie sich voll auf das Nächstliegende.

Und davon gab es wahrlich genug. Mit dem Auto waren es nach Koblenz, dem ungefähren Ziel unserer ersten Etappe, ein paar Stunden. Mit dem Floß würde es Wochen dauern. Da gab es viel vorzubereiten. Es war uns auch von Anfang an klar, daß wir alles mitnehmen würden, was mitzunehmen war, was Platz fand. Nicht nur Nahrungsvorräte (auch wenn wir unterwegs jagen wollten), sondern auch alles andere, was wir bereits gefunden, gesammelt und hergestellt hatten. Schließlich wollten wir nicht wieder ganz von vorn anfangen.

Und so kam dann dieser Berg von Ausrüstungsgegenständen und Vorräten zusammen, so daß wir mit einem schlichten, einfachen Floß nicht auskamen und ein raffiniertes zweiteiliges bauen mußten.

»Wie echte Flößer!« kommentierte Micky, als dann endlich

das Kommando >Leinen los!< ertönte.

Dazu fehlte uns jedoch noch einiges, das merkten wir bereits nach den ersten Metern unserer Flußreise. Das Ding wollte zunächst gar nicht so, wie wir wollten. Es stieß immer wieder am Ufer an, blieb da oder dort hängen; einmal drohte es an der Nahtstelle der beiden Teile auseinanderzu-reißen – jedenfalls hatten wir alle Hände voll zu tun und mußten mehr als einmal ins kalte Wasser, um es wieder flottzumachen. Micky und ich hatten zwar Erfahrung mit dem Kanadier, aber ein Floß ist doch etwas anderes. Trotzdem – unsere Erfahrungen kamen uns zugute, und nach einiger Zeit hatten wir den Dreh heraus. Glücklicherweise führte der Kocher genug Wasser, weil die Schneeschmelze eingesetzt hatte, so daß wir schließlich gut vorankamen.

Als wir gegen Abend anlegten, waren wir hundemüde. Wir schliefen auf dem Floß, auf dem wir eine Art Verschlag gebaut und auch eine Kochstelle errichtet hatten. Wir waren also nicht immer gezwungen, an Land zu gehen, wenn die Dunkelheit hereinbrach. Wachen stellten wir natürlich für alle Fälle auf. Bären konnten höchst neugierig sein und um diese Jahreszeit möglicherweise auch sehr übelgelaunt.

Wir schliefen trotz des etwas beengten Raums hervorragend. Auch die Wachen verliefen ruhig; an die Geräusche der Nacht hatten wir uns längst gewöhnt, eher hätte uns ungewohnte Stille mißtrauisch gemacht.

Zwei Wochen später erreichten wir den Rhein. Der Form halber warf ich nochmals die Frage auf, ob wir von hier aus nicht doch den Landweg nach Luxemburg und dann zur Rhone einschlagen sollten, aber man antwortete mir nur mit einem Blick auf die Ladung unseres Floßes. Ich trat sofort den Rückzug an, ich hatte ja meinen Vorschlag auch nicht ernst gemeint.

Auch die Tatsache wurde noch einmal erwähnt, daß wir am neuen Wohnort eine Zeitlang bleiben mußten, ein Jahr vielleicht. Oder zwei.

Wir hatten ja keine Ahnung, ob und wann wir Erz finden würden, so genau hatte keiner von uns die Karte der Bodenschätze im Kopf. Wir wußten auch nicht, wie lange wir brauchen würden, um daraus etwas Brauchbares herzustellen. Möglicherweise mußten wir zum Schluß doch noch nach Luxemburg, wenn wir nichts fanden oder wenn das Gefundene nicht ergiebig genug war.

»Wenn es soweit ist, werden wir weitersehen.« Wir hatten uns angewöhnt, so zu denken.

Übrigens muß ich erwähnen, daß wir die Floßfahrt sehr genossen, besonders jetzt den Rhein abwärts, wo es beträchtlich weniger Probleme gab.

Aufpassen mußten wir trotzdem, selbstverständlich. Der Strom war ja noch nicht reguliert, wie sich Micky einmal beschwerte, als wir tatsächlich irgendwo kurz vor der Mainmündung beinahe auf einer Sandbank steckenblieben. Vielleicht hatten wir auch nicht die Stromlinie eingehalten. So mußten wir wieder einmal ins kalte Wasser, um unser Gefährt flottzumachen. Wir nahmen es mit Humor.

Die Orientierung war auch nicht ganz einfach. Nicht nur deshalb, weil sämtliche Städte, Brücken und Bauwerke fehlten. Wir hatten die Karte nur ganz vage in Erinnerung. Aber sie hätte uns auch nicht viel genützt, weil das Rheinbett zu dieser Zeit sicher ganz anders verlief. Wir hatten auch Glück, daß wir nicht in einem der vielen Seitenarme steckenblieben. Allerdings paßten wir auch höllisch auf, um jeweils die stärkste und deutlichste Strömung zu erwischen.

Die Gegend selbst war reine Wildnis, und einzig und allein die Zuflüsse gaben uns geographische Hinweise. Nicht immer waren wir uns einig. Gewiß, der Main ließ keinen Irrtum zu. Aber ich weiß bis heute nicht, ob es die Lahn oder die Wied war, in deren Mündung wir schließlich anlegten. Der Name, den man dem Fluß später geben würde, war uns natürlich egal.

Uns ging es darum, ob wir unser Ziel erreicht hatten. Der Großraum stimmte sicherlich, aber ein Irrtum im Detail konnte wochenlanges Suchen bedeuten.

»Schließlich können wir nicht verlangen, daß uns alles in den Schoß fällt.« Alice beendete die Debatte mit einem höchst vernünftigen Argument. »Irgend etwas müssen wir auch selbst dazu tun.«

Also blieben wir und bedachten den Fluß mit dem Namen Lahn, was sich kommende Geschlechter zu merken haben.

Wir zogen das Floß so weit wie möglich an Land. Wir wollten die erste Zeit im Verschlag hausen, jedenfalls bis wir die Gegend erkundet und den endgültigen Standort unseres Hauses gewählt hatten. Dafür waren zwei Faktoren maßgeblich; einmal die Erzfundstelle, zum anderen die Möglichkeit, ein bißchen Ackerbau zu betreiben. Es war undenkbar, daß wir kilometerweit >zur Arbeit< gingen, zumal wir ja mindestens zwei >Arbeitsstellen< hätten. Eine dritte käme hinzu, nämlich die Werft (das war im Moment allerdings nur mir klar). Das Haus mußte also unbedingt irgendwo am Flußufer stehen.

Wir wollten diesmal zwar nichts überstürzen, aber die Zeit drängte. Nicht wir hatten es eilig, sondern die Natur, die Vegetationszeit. Elsa sorgte sich um das Getreide, das in den Boden mußte. Ich persönlich wollte den Flachs im Boden haben, den wir – das wußte ich jetzt schon – später dringend und in relativ großen Mengen brauchen würden.

»Es hilft nichts«, meinte ich, als wir die Dinge von allen Seiten beleuchtet hatten, »die ersten waren schon immer die Pfadfinder. Morgen schwärmen wir aus; flußaufwärts, jeweils zwei an jedem Ufer, der eine direkt am Wasser entlang, der andere etwa einen Kilometer landeinwärts. Alles unterwegs wird registriert, Gesteinsproben werden gesammelt und markiert. Eine Tagesreise jeder. Übermorgen abend sind alle wieder hier. Dann werten wir unsere Funde aus.«

»Und unsere Sachen? Soll das alles ohne Aufsicht bleiben?« Elsa bangte um Ausrüstung und Vorräte.

»Ich glaube, da kann nicht viel passieren. Die Vorräte werden

so im Verschlag verstaubt, daß keine Tiere rankönnen. Die Waffen und wichtigsten Werkzeuge nehmen wir mit. Die Flöße machen wir so fest, daß sie auch bei plötzlichem Hochwasser nicht abgetrieben werden. Sonst sehe ich keine Gefahr.«

»Und wenn jemand kommt, dem unsere Ausrüstung gefällt?« Elsa war noch nicht beruhigt.

»Wenn wirklich jemand da ist, obwohl wir bisher keine Spuren gefunden haben, dann rührt er sicher nichts an, bevor er nicht genau weiß, ob er oder der Eigentümer stärker ist. Ist er stärker und kann etwas mitgehen lassen, dann können wir ihm kaum etwas anhaben. Dann sind wir aber irgendwann unser Hab und Gut so oder so los, ob wir da sind oder nicht. Aber das wieder kann neue Möglichkeiten für uns eröffnen. Ich glaube aber nicht, daß etwas passiert.«

Ich tat sehr sicher, war es aber natürlich nicht. Weder im Hinblick auf die Sicherheit unserer Sachen noch was die Suche nach Erz anbelangte. Ich hatte zwar eine sehr verschwommene Erinnerung, irgendwann in einem Geologiebuch oder Atlas hier in dieser Gegend Erzvorkommen gesehen zu haben. Aber ob das stimmte, ob sie zugänglich waren, ob wir sie auch explozieren und verarbeiten konnten, das alles stand in den Sternen geschrieben.

Trotzdem gingen wir nächsten Morgen frohen Mutes los. Da wir am rechten Ufer des Flübchens angelegt hatten, überließen wir es den Frauen. Micky und ich nahmen ein kühles Bad, um ans linke Ufer zu kommen. Aber wir waren schon so abgehärtet, daß es uns nichts ausmachte. Wir schritten um so rüstiger aus.

»Nimm du den Weg am Ufer entlang, behalte den Fluß im Auge«, sagte ich zu Micky. »Ich gehe landeinwärts, auf den Berg da hinten zu.«

Ich muß gestehen, daß ich eine unbestimmte Vorstellung von einer möglichen Fundstelle hatte. Natürlich mußte es ein Berg sein, felsig wahrscheinlich, nur da konnte eine Erzader an die Oberfläche treten, also für uns sichtbar und erreichbar werden. Andererseits war sicher auch der Streifen am Flußufer nicht

ganz aussichtslos, herangespültes Gestein in Bachmündungen zum Beispiel konnte wertvolle Hinweise geben.

Aber ein Berg schien mir noch am aussichtsreichsten. Ich meinte auch zu wissen, daß er nicht weit sein konnte. Darum hatte ich auch nur einen einzigen Tagesmarsch angesetzt. Wurden wir an diesem einen Tag nicht fündig, mußten wir es anders anstellen, nämlich die Gegend systematisch absuchen. Das konnte aber lange dauern, und dann war es wahrscheinlich sicherer, nur einen zweiten, vielleicht ein- oder zweiwöchigen Anlauf zu nehmen. Blieb er erfolglos, mußten wir doch noch den beschwerlichen Landweg in Richtung Westen beziehungsweise Südwesten auf uns nehmen. Im Luxemburgischen sollten wir überall auf Eisenerz stoßen; wir brauchten nur die Mosel aufwärts zu marschieren, die aller Wahrscheinlichkeit nach ein Stück weiter stromabwärts in den Rhein mündet.

All das ging mir durch den Kopf, während ich auf den Berg zuhielt. Ich hatte seine nördliche Flanke angepeilt. Unterwegs prüfte ich immer wieder den Boden, scharfte Erdreich zur Seite, wo die Schicht nicht zu dick schien, und untersuchte das Gestein darunter. Eisengehalt müßte sich durch rötlichen Schimmer verraten, dachte ich. Gleichzeitig achtete ich natürlich auch auf Wildspuren, auf Hölzer und andere Pflanzen. Sollten wir uns hier für bestimmte Zeit niederlassen, wollten wir gleich von vornherein wissen, wo etwas zu holen war.

Der Berg war eine Enttäuschung. Es wäre aber auch zu schön gewesen. Also weiter! Es war ja noch sehr früh am Vormittag, neun Uhr etwa. Die Sonne kam nur manchmal hinter den Wolken hervor, deshalb konnte ich es nicht genau feststellen. Meine Uhr war natürlich längst in Alices Schatzkästlein, dem Gehäuse ihres Fotoapparats, verschwunden. Die Batterie hatte den Geist aufgegeben.

Ich hielt mich scharf östlich. Und dann stieß ich plötzlich auf Fußspuren. Bestimmt war das kein Bär, es handelte sich ganz eindeutig um einen Zweibeiner ohne Krallen.

Der erste Schreck und freudige Hoffnung zugleich (»Neandertaler?«) ließen mich erstarren, dann ein schneller Rundblick,

denn die Spur war sehr frisch. Aber es war nichts zu sehen oder zu hören. Oder doch? Ein Rauschen, ab und zu etwas unregelmäßig. Ich versuchte die Richtung festzustellen, aus der es kam. Anscheinend direkt vor mir. Ich machte ein paar Dutzend Schritte, immer wieder stehenbleibend und um mich blickend, und dann sah ich die Ursache – ich war am Flußufer. Die Lahn (wenn sie es war) zog hier offenbar eine Schleife. Da ich direkt östlich gegangen war, mußte ich natürlich wieder an den Fluß kommen. Dann mußte aber die Spur...

Ich gab unser Signal; einen scharfen Pfiff, der – kurz unterbrochen – langsam abstirbt. Und bekam fast sofort Antwort. Es war Micky, selbstverständlich. Er war am Flußufer schneller vorangekommen als ich, obwohl der Weg länger war.

Nun ja, ich hatte noch lange am Spott meiner lieben Sippe zu knabbern. Jedesmal, wenn ich irgendwohin ging, bekam ich den Rat mit auf den Weg: »Und paß auf die Neandertaler auf!«

(Ich erzähle dies nicht nur, weil es gewissermaßen Chronistenpflicht ist, sondern vor allem, um zu verdeutlichen, wie sehr wir uns schon an den Gedanken gewöhnt hatten, allein zu sein, und daß wir trotzdem die Hoffnung auf eine Begegnung nie aufgaben.)

Wenn ich sage, wir hatten uns an das Alleinsein gewöhnt, so meine ich, wir nahmen es einfach hin, da wir es ja doch kaum ändern konnten. Andererseits machten wir uns alle vier insgeheim Sorgen, wie das weitergehen sollte. Elsa und ich – nun, wir waren nicht mehr die Aller jüngsten. Bei Alice und Micky sah das ganz anders aus. Sollten sie ewig mit der Aussicht leben, daß sie... daß sie eben so lange leben und arbeiten sollten, bis sie starben? Unter unseren Bedingungen stellte sich die Frage nach dem Sinn des Lebens ja wesentlich anders, deutlicher als in der großen Gemeinschaft von Tausenden und Millionen anderer Menschen. Anders auch sicher als in der Gemeinschaft unseres jetzigen Zeitgenossen, des Steinzeitmenschen, falls es ihn schon gab. Wir waren schließlich Produkte einer jahrtausendelangen Entwicklung, in der die Frage nach dem Sinn des Lebens bereits erfunden war. >Erfunden< ist wohl der richtige

Ausdruck, denn – bezogen auf die Gesamtheit – war für uns die Antwort ganz klar geworden: Die Frage selbst war sinnlos. In unserer Situation hätten wir wohl auch keine andere Antwort finden können.

Das heißt aber noch lange nicht, daß wir sie in bezug auf uns selbst akzeptiert hätten. Auch das erscheint mir logisch. Sonst hätten wir ja sofort Schluß machen können. Und eben das fiel uns nicht im Traum ein. Es mag der Selbsterhaltungstrieb gewesen sein, der uns zum Kampf zwang, vielleicht auch das Gefühl, eine Herausforderung annehmen zu müssen, oder einfach nur jämmerlicher Egoismus. Gleichgültig, was es war – jedenfalls wollte keiner von uns in irgendeiner Phase wirklich aufgeben.

Um so dringlicher stellte sich demnach die Frage nach Alices und Mickys Zukunft. Nur so dahinzuvegetieren, sozusagen auf den Tod zu warten, wäre schlicht trostlos gewesen. Darum immer die Hoffnung, daß wir doch einmal auf andere Menschen, auf eine Gemeinschaft träfen, in der wir Aufnahme fänden.

Das kleine Abenteuer mit Mickys Fußspuren wühlte jedenfalls die ganze Problematik in mir wieder auf, und ich mußte mich mit aller Macht zwingen, mich auf meine momentane Aufgabe zu konzentrieren.

Ich hielt mich jetzt scharf südlich, erneut auf einen Berg zu, der über die anderen Hügel hinausragte. Das Terrain war schwierig, so daß ich ihn erreichte, als die Sonne schon ziemlich hoch stand. Auch hier aber fand ich nichts, was Erfolg versprach.

Wieder östlich. Ich hielt mich jetzt nicht mehr mit allzu gründlichen Untersuchungen auf, ich sammelte nur fleißig Proben. Es war wichtig, ein möglichst großes Gebiet zu absolvieren. Die Auswertung konnte später erfolgen.

Der Abend war nicht mehr weit, als ich den letzten Berghang erreichte, den ich mir noch vorgenommen hatte. Ich suchte nicht nur Steine, sondern auch schon einen Lagerplatz für die Nacht. Und gerade als ich eine geeignete Stelle gefunden hatte, wurde ich fündig. Ich hatte eine Feuerstelle gegraben, und eben

da sah ich es, es konnte gar keinen Zweifel geben, ich hatte das Gesuchte. Die Erzader trat hier direkt an die Oberfläche.

Das Nachtlager konnte jetzt warten; zuerst mußte ich der Ader folgen, sie markieren und möglichst auch schätzen. Ich scharfte wie besessen und atmete schließlich auf – es schien genug von dem Material zu geben. Wenn die anderen nicht etwas noch Besseres gefunden hatten, würden wir hier graben.

Probleme würde es allerdings mit der Verarbeitung geben: Die Stelle, ja die ganze Gegend schien mir weder geeignet für den Hausbau noch für einen Schmelzofen und alles, was wir dazu brauchten. Gewiß, die Rohstoffe waren da: das Erz selbst und jede Menge Holz, auch ein Bach mit genügend Wasser. Das war aber schon alles. Das Terrain war felsig, stellenweise sehr steil abfallend, es gab keine Möglichkeit, auch nur das kleinste Beet anzulegen. Und der Fluß befand sich natürlich auch nicht in der Nähe, jedenfalls nicht so nahe, wie wir ihn benötigt hätten.

Folglich konnten wir das Erz möglicherweise zwar hier verarbeiten, mußten das Eisen dann aber zu der Stelle transportieren, wo wir uns niederlassen würden. Das konnte nur bachabwärts sein, am Ufer des Flusses, in den dieser Bach ganz sicher mündete.

Ich entschloß mich, das sofort zu erkunden; noch hatte ich Tageslicht.

Die Feuerstelle nahm ich nicht mehr auseinander, wir würden sie sowieso brauchen, außerdem war sie eine gute Markierung. Ich schulterte meinen Sack mit den Vorräten und Mineralproben und folgte dem Bach. Das war gar nicht so einfach. Er sprang von Fels zu Fels, und ich mußte es ihm nachmachen. Dann wurde es doch etwas ebener, der Fluß konnte nicht mehr weit sein.

Plötzlich roch ich Rauch. Erstaunlich, wie weit man Rauch in freier Natur riecht, wenn sonst nur natürliche Gerüche vorhanden sind! Vielleicht aber hatte sich auch unser Geruchssinn mittlerweile geschärft.

Es war Mickys Lagerfeuer. Er hatte sich die Bachmündung

für die Nacht ausgesucht. Ein brennendes Holzscheit in der einen, den Speer in der anderen Hand, erwartete er mich; er hatte mich gehört.

»Dachte ich mir doch, daß das nur du sein kannst«, meinte er.

»Wer denn sonst, nicht wahr? Die Nacht können wir auch zusammen verbringen. Da oben« – ich deutete hinter mich –, »sind die Lagerstellen nicht so gut. Bist du fündig geworden?« fragte ich, während ich ein Stück Geräuchertes über das Feuer hielt.

»Ja und nein. Hier in der Gegend muß was sein, schau mal.« Er nahm einige Gesteinsproben aus seinem Sack, »Das sieht ganz danach aus, oder nicht? Ich fand das Zeug hier am Bach, aber lose, als ob es der Bach irgendwo von oben herabgespült hätte. Ich bin ein Stück weiter hinaufgegangen, fand aber nichts mehr. Ich wollte morgen bei Tageslicht noch ein paar Meter bachaufwärts. Aber da du von dort oben kommst, kann ich mir das wohl sparen.«

»Sieht so aus. Wenn Elsa und Alice nicht noch erfolgreicher sind als wir, liegt unser Bergwerk da oben, zwanzig Minuten, eine halbe Stunde entfernt.«

Es war inzwischen ganz dunkel geworden.

»Wie sieht es hier aus?« fragte ich. »Könnte man ein Haus bauen, Felder anlegen?«

»Kaum. Alles dicht bewaldet. Wir müßten roden, und zwar mit Feuer, könnte ich mir vorstellen. Aber ob wir es unter Kontrolle halten können? Wie lange dauert es dann, bis auf dem verbrannten Boden was wächst? Noch in diesem Jahr oder erst im nächsten?«

Er hatte sich schon Gedanken gemacht. »Keine Ahnung«, antwortete ich. »Unsere Vorfahren legten zwar angeblich auf diese Art und Weise ihre Äcker an, aber ich habe was gehört, daß dabei zunächst einmal im Boden einiges zum Teufel ging, Mikroorganismen und so.«

»Also keine Experimente, meinst du?«

»Können wir uns auch nicht leisten, wir haben keine Zeit dazu.«

»Das heißt Hausbau an der Lahnmündung. Dort geht es, jedenfalls noch ein Stück rheinabwärts – da wird ja Koblenz stehen.«

»Das ist nicht ausschlaggebend, schon an der Lahnmündung selbst wird Lahnstein liegen. Aber am Fluß muß Schwemmland zu finden sein, das fruchtbar ist. Jedenfalls so viel, daß es für uns ausreicht.«

»Und das Erz?«

»Wird hier gebrochen, zum Fluß transportiert, wo wir für jede Ladung ein Floß bauen – und ab die Post! Hüttenwerk und Schmiede bauen wir direkt am Haus.«

»Hm, wird Mutter nicht sehr gefallen. Sie mag es nicht, wenn sie ihre Familie nicht komplett in Sichtweite hat. Und zwei von uns werden wohl immer in der Mine sein.«

»Immer ist übertrieben, ein paar Tage jedesmal. Du und ich, denke ich. Dann wieder ein paar Tage daheim, bis das Erz verarbeitet ist. So lange, bis wir genug haben.«

»Die ersten Pendler der Geschichte«, sagte Micky grinsend. »Wird es Trennungszulage geben?«

»Ich werde dir gleich...«, drohte ich lachend. »Jetzt wird geschlafen. Morgen müssen wir den Fluß untersuchen, ob er uns keinen Strich durch unsere Transportrechnung macht.«

Wir standen sehr früh auf und bauten ein Floß. Ein sehr primitives, auch für unsere Verhältnisse, muß ich sagen. Drei Baumstämme, die wir mit einigen Ästen zusammenfügten.

Wir wurden zwar gehörig naß beider Floßpartie, stellenweise mußten wir mit Staken nachhelfen, aber im großen und ganzen konnten wir zufrieden sein. Der Erztransport war gesichert.

Kurz nach Mittag kamen wir an unserer Anlegestelle an. Wir untersuchten die Umgebung nach Spuren, fanden aber nur solche von Tieren, kein Anzeichen, daß sich sonst jemand für unser Hab und Gut interessiert hätte. Leider, dachte ich fast.

»Elsa und Alice kommen wohl später, wir haben also noch Zeit, uns umzusehen. Vielleicht können wir gleich den Grundriß für das Haus abstecken«, sagte ich zu Micky.

Ganz so einfach war das allerdings nicht. Obermäßig viel

fruchtbares Schwemmland< war gar nicht vorhanden. Aber schließlich fanden wir doch eine Stelle, die genügend Platz für ein Haus, zwei Felder, ein Stück Wiese und ein paar Gemüsebeete bot. Einige Dutzend Meter lahnauwärts gab es auch eine verhältnismäßig günstige Anlegestelle für die künftigen Flöße und ein flaches Stück Ufer für >Hüttenwerk< und >Schmiede<.

»Eigentlich haben wir unverschämtes Glück«, kommentierte Micky. »Es fällt uns fast alles sozusagen vom Himmel in den Schoß.«

»Für so direkt heruntergefallen halte ich es nun auch wieder nicht«, meinte ich. »Wir werden schon kräftig hinlangen müssen. Aber das ist schon immer so gewesen. Meistens reicht es, der Natur ein bißchen nachzuhelfen, manchmal ein bißchen mehr, manchmal ein bißchen weniger. Aber du hast recht, es hätte sehr viel schlimmer kommen können.«

»Eben. Wir werden es schon schaffen.«

Mickys Optimismus war unverwüstlich. Und ansteckend, so daß wir noch am selben Tag einen halben Meter Mauer für unser Haus hochgezogen hatten, bevor Elsa und Alice kamen. Sie hatten sich erst auf dem Heimweg getroffen und waren ziemlich niedergeschlagen, weil sie bei ihrer Suche wenig Erfolg hatten. Wir bedauerten sie, aber ich wunderte mich im stillen nicht allzusehr darüber. Ich sagte schon, daß ich eine unbestimmte Vorstellung von der Lage unserer Mine geahnt hatte und dabei auf das linke Lahnufer fixiert war.

Nach dem Abendessen hielten wir wieder Planungsstunde ab. Sie fiel recht kurz aus, denn eigentlich ergab sich alles von selbst. Wir besaßen schließlich schon einige Erfahrung, und außerdem hatte sich jeder schon überlegt, was er tun wollte und wie es zu bewerkstelligen war.

Wir beschlossen, den Hausbau zu viert voranzutreiben. »Diesmal muß es spätestens in einer Woche stehen«, meinte ich, »auch wenn wir deswegen auf diese oder jene Annehmlichkeit verzichten, die uns noch einfallen könnte. Wir bauen nicht für die Ewigkeit.«

»Mit dem schönen Reetdach ist es hier wohl nichts«, maulte

Alice.

»Leider«, antwortete ich. »Ich habe nirgends Rohr gesehen, und eine tagelange Suche können wir uns nicht leisten. Sieh doch, wie Mutter fiebert, zu ihrer Wühlarbeit auf dem Feld zu kommen.«

Elsa nickte zustimmend: »Es wird höchste Zeit, daß die Saat in den Boden kommt.«

»Und Papa fiebert danach, eine ganze Industrie aufzuziehen.« Das war natürlich Micky, er freute sich auch darauf. »Stimmt«, gab ich zu. »Wenn das Haus steht, könnt ihr Frauen euch um den Ackerbau kümmern, wir widmen uns dem Bergbau und Hüttenwesen.«

Am sechsten Tag stand das Haus, beinahe schlüsselfertig. Das Dachproblem lösten wir mit Hilfe einiger Büffelhäute – wir hatten ja genug davon mitgebracht –, die wir dann noch mit einer dicken Lage Zweige und Äste bedeckten und mit Steinen beschwerten.

»Am siebten Tag ruhte der Herr«, verkündete ich. »Morgen soll Sonntag sein. Micky und ich brechen aber mittags auf. Die Strecke schaffen wir diesmal ohne weiteres in einem halben Tag.«

»Und wann kommt ihr wieder?« Elsa schmeckte der Plan gar nicht; Micky hatte recht gehabt. »Keine Ahnung, ich schätze, zum Wochenende wieder«, antwortete ich. »Aber macht euch keine Sorgen, wenn wir vielleicht auch erst später kommen. Wir müssen uns erst richtig umsehen.«

## 10

Wie recht ich hatte mit meiner Befürchtung, daß nicht alles nach Plan laufen würde, zeigte sich bald.

Micky und ich brachen wie vorgesehen mittags auf und kamen abends an >Mickys Point< an (so nannten wir die Bachmündung, an der Micky und ich jene Nacht verbracht hatten),

wo wir lagerten. Den Montag verbrachten wir mit dem Bau eines Floßes, mit dem wir das Erz lahnabwärts zu transportieren gedachten.

Bei der Wahl der Baumstämme für das Floß achteten wir darauf, daß es gerade, gut gewachsene Hölzer waren, möglichst Eschen und ähnliche Sorten, weil wir sie später brauchen würden. Leider fanden wir nicht viele bereits gestürzte oder entwurzelte Bäume. Und stehende Exemplare waren für uns unerreichbar; unsere Steinaxt konnte da nichts ausrichten. Das Floß wurde also nicht sehr groß.

Das zweite Problem entstand an der Erzlagerstätte. Zunächst ging zwar alles ganz gut. Wir konnten Sack für Sack sammeln und zum Fluß hinunterschleppen, wo wir das Fördergut auf Büffelhäute schütteten, die auf dem Floß ausgebreitet waren. Bald aber mußten wir das Erz schon mit der Axt brechen, und es wurde immer schwieriger; die Ader schien in den Berg zurückzuweichen.

So waren wir eigentlich am >Freitag< ganz froh, überhaupt eine volle Ladung gefördert zu haben.

»Also entweder kommt die Ader noch an einer anderen Stelle an die Oberfläche«, motzte Micky, als wir mit den letzten Säcken abmarschierten, »oder wir können einpacken und eine neue Lagerstätte suchen.«

»Um dann wieder nur eine Handvoll zusammenzukratzen?«

»Siehst du vielleicht einen anderen Weg?«

»Mal sehen. Am besten, wir probieren zuerst einmal, ob wir mit dem Erz überhaupt zurechtkommen. Vielleicht enthält es auch gar nicht genug Eisen. Oder wir kriegen es nicht heraus.«

»Herzlichen Dank«, antwortete Micky. »Kannst du dir Mutter vorstellen, was sie sagt, wenn sie wieder umziehen müßte?«

»Kann ich, lebhaft sogar. Wenn also ein neuer Umzug notwendig sein sollte, dann lieber gleich, bevor sie sich eingerichtet und eingelebt hat.

Darum meine ich ja, wir sollten jetzt erst mal versuchen, aus diesen Steinen hier Eisen herauszukochen. Gelingt uns das, können wir dem Berg vielleicht schon mit Geräten zu Leibe

rücken. Vielleicht bleibt uns – und Mutter – der Umzug dann erspart.«

Wir fuhren also Samstag früh los und brachten das Floß auch glücklich nach Hause.

Dort waren die Frauen inzwischen ungemein fleißig gewesen; sie hatten nicht nur das Haus eingerichtet, sie hatten auch schon die Felder und Beete angelegt. »Da war Mutter sicher scharf hinterher«, bemerkte Micky. »Das kannst du dir denken«, versicherte ihm Alice. »Wir sind ganz schön kaputt, das ging von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang.«

»Und so sind wir aber auch schon fertig. Das Korn ist gesät, dein Flachs« – der Seitenblick galt mir – »ebenfalls, und für die Gemüseküche ist auch schon einiges bereit.«

»Dafür müssen wir jetzt die Vorräte wieder aufstocken, sie sind arg geschrumpft. Ab morgen gehen wir wieder auf die Jagd.« Das war Alice, die immer mehr – neben ihrem Amt als Hüterin der Flamme – auch die Bevorratung von Lebensmitteln unter Kontrolle nahm. Widerspruchslos, muß ich sagen. Denn Micky und ich hatten jetzt andere Sorgen. Um so mehr, als nach dem, was in unserer Abwesenheit geschehen war, an einen eventuellen Umzug überhaupt nicht mehr zu denken war. Auch Micky hatte das sofort erkannt.

»Wir müssen also unter allen Umständen Erfolg haben«, meinte er fast nebenbei, als wir am nächsten Tag die Verhütung in Angriff nehmen wollten. Ich sagte nichts dazu, war aber der gleichen Ansicht. Micky erwartete wohl auch keine Antwort, denn er fragte gleich: »Wie geht es jetzt eigentlich weiter?«

»Wir bauen einen Ofen – oder besser eine Pfanne«, sagte ich. »Einen richtigen Hochofen kriegen wir sowieso nicht hin, außerdem könnten wir ihn auch nicht betreiben, und noch dazu wäre mit seinem Produkt, dem Roheisen, nicht viel anzufangen. Stahl zu kochen, ist für uns nicht drin, obwohl natürlich Stahl am besten wäre.«

»Urid was willst du dann herstellen?«

»Schmiedbares Eisen. Dazu reicht ein einfacher Ofen, sogar

nur eine Grube, wenn es darauf ankommt.«

Zuerst aber brauchten wir noch etwas anderes, ebenso Wichtiges: Kohle für den Reduktionsprozeß und für die Hitze. Holzkohle selbstverständlich.

»Also umschulen – vom Bergarbeiter zum Köhler?«

»Stimmt, mein Sohn. Und du wirst sehen, auch die Köhlerei ist eine Kunst, die man erst lernen muß.«

Micky war zwar optimistisch, aber ich sollte recht behalten. Und wie recht!

Der erste Meiler brannte uns total durch, der zweite erstickte, weil wir ihm zu wenig Luft gaben. Erst im dritten Anlauf waren wir erfolgreich. Von dem Augenblick an war aber stets mindestens ein Meiler im Betrieb. Elsa hatte nämlich die Qualität unseres Köhlerei-Produktes in der Küche getestet und schien zufrieden.

»Kein Vergleich mit dem Holz, das wir immer im Wald sammeln. Jetzt habe ich gleichmäßige Glut und Hitze. Sobald ich Mehl habe, backe ich Kuchen«, versprach sie.

Davon verstand sie übrigens eine ganze Menge, und Micky schluckte schon vor lauter Vorfreude. Na ja, eine ganze Zeitlang würden wir da noch warten müssen, ebenso wie auf Brot, das Alice ihrerseits herstellen wollte. Ein Backhäuschen dafür war bereits im Entstehen, wie sie uns voller Stolz zeigte.

Micky und ich bastelten mittlerweile an unserer >Bratpfanne<, wie wir unseren Rennfeuer-Ofen nannten. Sie wurde gerade fertig, als wir unsere erste brauchbare Holzkohle gewannen.

Dann >beschickten< wir das Gerät. Wir hatten keine Ahnung, wie das Verhältnis zwischen Holzkohle und Erz sein und wie lange die Reaktion dauern sollte. Wir versuchten es einfach auf gut Glück, so wie wir aufgrund meiner sehr verschwommenen und sehr theoretischen Schulkenntnisse glaubten, daß es klappen müßte.

Es mußte eine sehr sichere Methode der Eisengewinnung sein, denn wir schoben einmal Kohle, einmal Erz nach – und irgendwann hatten wir dann plötzlich unsere ersten Eisenbrocken in der Pfanne. Der Jubel war groß, und ich sonnte mich

gehörig in Micky's Komplimenten.

Jetzt war die Schmiede fällig. Ein Meister der Zunft hätte sich mit Grauen gewendet, aber für unsere Verhältnisse genügte sie zunächst. Das mußte sie auch, denn wir hatten ja auch nichts anderes als Stein zur Verfügung.

Jedenfalls gelang es uns schließlich nach unzähligen Vorglühn, Schmieden, Abkühlen (und dem gleichen Vorgang wieder von vorn), etwas zu produzieren, das man als Werkzeug verwenden konnte. Eine Grundausrüstung sozusagen – Hammer und Amboß und eine Zange für die Schmiede, aber auch eine Art Hacke, Spitzhacken, Schippen und Äxte. Nicht daß unsere Produkte viel Ähnlichkeit mit Geräten hatten, die wirklich so hießen und die wir von früher kannten. Aber sie funktionierten, das war die Hauptsache. Nichts ist so überzeugend wie der Erfolg, pflegte mein einstiger Boß immer zu sagen.

Damit war aber auch unser Erzvorrat vollständig aufgebraucht. Micky und ich rüsteten also zur nächsten Schicht.

Wieder brachen wir am Sonntagmittag auf. Unser Lager an >Mickys Point< fanden wir unberührt vor, ebenso die proviso-rische Hütte, die wir beim ersten Aufenthalt errichtet hatten. Wir brauchten also keine Zeit zu verlieren.

So fingen wir am Dienstag (der Montag gehörte dem Floßbau) gleich wieder in der Mine an. Da wir das letzte Mal bereits eine Art Pfad zwischen der Arbeitsstelle im Berg und >Mickys Point< ausgetreten hatten, konnten wir uns den Abtransport des Erzes etwas erleichtern. Wir bauten eine Art Schlitten, mit dem wir viel mehr auf einmal befördern konnten als in den Säcken. Dadurch sparten wir Zeit und Wege.

Die Arbeit vor Ort selbst ging ebenfalls schneller voran, als wir angenommen hatten, auch wenn wir jetzt richtig >arbeiten< mußten, um das Erz zu brechen. Unsere Spitzhacken erwiesen sich als erstaunlich wirksam und nutzten sich kaum' ab. Offenbar waren wir gar keine so schlechten Schmiede.

Die Folge war, daß wir am Samstag wieder heimfahren konnten, um gleich am nächsten Abend wieder an >Mickys Point< zu sein.

Fünf Wochen lang hielten wir diesen Rhythmus bei, dann hatten wir an der >Bratpfanne< keinen Platz mehr, denn auch die Frauen waren nicht müßig gewesen und hatten fleißig Holzkohle produziert. Als gelernter Volkswirt hielt ich deshalb eine Vorlesung über die Kosten-Nutzen-Theorie in bezug auf Lagerhaltung ab – mit dem Vorteil ihrer Demonstration an der Praxis. Theorie scheint manchmal doch nicht bloße Theorie zu sein.

Ich will damit sagen, daß wir die aufgehaldeten Rohstoffe zuerst einmal verarbeiten mußten.

Die Arbeit am Ofen ging diesmal schon wesentlich besser voran – wir hatten Erfahrungen gesammelt und lernten immer mehr dazu. Probeweise begannen wir, dem >Einsatz< noch diese oder jene Zutat beizumengen, was in einigen Fällen die Qualität des Eisens erheblich verbesserte. Die neue Rezeptur behielten wir natürlich bei.

Ähnlich ging es uns in der Schmiede: Wir arbeiteten mit zunehmendem Gefühl für die Sache, und unsere Zufriedenheit mit den Erzeugnissen wuchs.

Und dann kam der Tag, an dem wir unser erstes wirklich brauchbares Messer präsentieren konnten.

»Eine echte Damaszener-Klinge!« Micky zeigte es in der Küche.

Das hätte er vielleicht nicht tun sollen – wir wurden mit Aufträgen geradezu überhäuft. Jetzt erst merkten wir, was uns alles fehlte: Messer aller Arten und Größen, Äxte, Beile, aber auch Scheren, Löffel, Gabel bis hin zur Heugabel. (Die Frauen hatten in der Zwischenzeit eine kleine Herde Schafe - oder ähnliche Tiere – in Fallen und mit dem Lasso eingefangen, und dafür wollten sie Heu machen.) Jedenfalls zogen wir uns wieder fluchtartig in die Schmiede zurück.

Kaum zu glauben, wie viele Arten von Metallgegenständen – und in welcher Anzahl! – in einem Haushalt notwendig sind. Dazu kamen noch Haken und Nägel und...

Elsa und Alice schien es plötzlich ganz selbstverständlich zu sein, daß wir diese Dinge ohne weiteres herstellen könnten,

auch solche, die wir sonst nur in Kunststoff, Holz oder einer anderen Ausführung kannten. Dabei dachte niemand an eine gute Säge, was wiederum ich für besonders wichtig hielt. Jetzt aber, da wir die ersten wirklich guten Messer und sogar Sichel zustande gebracht hatten, wagten wir uns auch an diese Aufgabe.

Nach mehreren Fehlschlägen hatten wir dann doch zwei ganz brauchbare Geräte. Gerade zur rechten Zeit übrigens, denn nach Ausführung der vielen Aufträge war unsere Erzhalde abgebaut, die zunächst doch unerschöpflich schien.

Also wieder in die Mine! Und wieder besser ausgerüstet - neue Spitzhacken, Schippen, Äxte und Sägen. Neben den Speeren (mit Eisenspitzen!) und Bogen nahmen wir auch unsere neue Waffe mit, die Micky und ich heimlich gebastelt hatten: eine Art Armbrust mit Eisenbolzen, von der wir uns sehr viel versprochen. Sie trug wesentlich weiter und hatte auch eine viel größere Durchschlagskraft als die Bogen.

Ich will gleich vorwegnehmen, daß sie sich tatsächlich glänzend bewährte. Wir brauchten das bei der Jagd angeschossene Wild nur noch sehr selten zu suchen, es fiel jetzt nach wenigen Schritten. Der Nachteil war allerdings, daß das Spannen der Armbrust seine Zeit brauchte, so daß ein Nachschuß, etwa bei der Verteidigung gegen ein Raubtier oder einen Büffel, problematisch wurde. Für solche Situationen behielten wir Bogen und Speere bei. Und die neueste Errungenschaft: unsere Dolche, die allerdings eher robusten Hirschfängern glichen.

An »Mickys Point« verbrachten wir diesmal die ersten drei Tage mit Vorbereitungsarbeiten. Der Floßbau kostete uns diese Zeit, da wir uns ja jetzt die schönsten Stämme aussuchen und sie fällen konnten.

Die meiste Zeit brauchten wir für den Bau einer Förderanlage, besser gesagt: einer Rutsche für das Erz von der Mine bis hinunter zu »Mickys Point«. Die Werkzeuge dazu besaßen wir ja jetzt, und die zusätzliche Arbeit lohnte sich – wie es bekanntlich bei vernünftigen Investitionen meist der Fall ist. Wir leiteten auch den Bach in die Rutsche ein, so daß das Wasser für

den Antrieb sorgte. Stauungen, die trotzdem noch entstanden, lösten wir drei oder vier Mal am Tag auf, wenn wir sowieso zum Fluß hinuntergingen, um das Floß zu beladen und Platz für neues Erz zu schaffen.

Unsere Arbeitsproduktivität stieg geradezu sprunghaft dank unseren Geräten und Hilfsmitteln, die wir uns damit beschaffen konnten. Bereits nach drei Wochen hatten wir schon mehr Erz nach Hause transportiert als zuvor in fünf Wochen.

Mittlerweile war es Ende Juni geworden, die Erntezeit rückte heran. Und die Ernte sollte auch irgendwie verarbeitet werden.

Mit anderen Worten, ein neues Projekt mußte in Angriff genommen werden – wir brauchten eine Mühle. Sicher hätte man das Korn, das übrigens recht gut stand, von Hand mahlen können, aber das wäre höchst mühselig und bei unserem Grad der Industrialisierung in keiner Weise standesgemäß gewesen. Nein, für uns kam nur Mechanisierung in Frage. Eine Mühle mußte her.

»Größenwahn«, kommentierte Elsa unseren Plan, und Alice pflichtete ihr bei: »Bevor ihr eine Mühle baut, haben wir die nächste Ernte zwischen zwei flachen Steinen von Hand gemahlen.«

Die zwei flachen, möglichst runden Steine ließen wir gelten – sie lagen übrigens bereits hinter dem Haus und brauchten nur noch ein bißchen bearbeitet zu werden, wie uns Alice verriet. Dieses Problem war also keines mehr. Aber von Hand?

Nein, die Mühle wollten wir auf alle Fälle bauen. Micky und ich dachten da etwas weiter. Irgendwann würden wir auch eine Menge Bretter brauchen, wenn erst die Werft fertig war. Wir konnten uns doch unmöglich mit einem Floß auf den Atlantik wagen. Wir brauchten ein Boot, nicht unbedingt hochseetüchtig, aber immerhin etwas, was ein paar Wellen vertragen konnte. Und dazu brauchten wir nicht nur eine Werft, sondern zuerst ein Sägewerk. Und warum nicht mit einer Mühle verbinden?

Als Energiequelle kam nur Wasserkraft in Betracht. Eine Dampfmaschine (wir waren zunächst wirklich so dreist, sogar daran zu denken) überstieg unsere Möglichkeiten und Fähigkei-

ten. Aber ein Mühlrad mußten wir doch schaffen!

Es war eigentlich nur die Frage des richtigen Standorts. Ein Bächlein mündete nahe an unserem Haus in die Lahn, aber damit war nicht viel anzufangen. Die anderen Bäche, die wir mittlerweile kennengelernt hatten, hätten wir vielleicht eindämmen können, sie lagen aber meist zu weit entfernt und warfen Transportprobleme auf. Und ein Wehr quer über die Lahn – das schien uns doch ein paar Nummern zu groß für uns.

»Bleibt nur der Rhein«, spottete Micky.

»Du wirst lachen«, antwortete ich, »ich habe da eine Idee...«

»Hör mal, da baue ich doch lieber ein Wehr in die Lahn, auch wenn ich es bis zur Ernte nicht schaffe. Aber der Rhein, mit seiner Strömung...«

»Eben wegen der Strömung – die kann man doch nutzen. Keine Angst, ich bin kein Genie, die Idee hatten schon andere vor mir. Ich sah das, was mir vorschwebt, auf der Donau, von wo aus ich mal als Schiffsjunge die Welt sehen wollte. Stell dir ein großes Floß vor, mit zwei oder drei Ankerketten verankert ein Stück vom Ufer weg, wo die Strömung schon stark genug ist. Eigentlich sind es zwei Flöße, die irgendwie miteinander verbunden sind. Und dazwischen ein Mühlrad, ein recht breites, etwa wie bei den Mississippi-Dampfern. Ein System von Zahnrädern, Pleuel- und anderen Stangen und Transmissionen überträgt die Kraft – vielleicht mit Dazwischenschaltung eines Schwungrads – dorthin, wo wir sie brauchen.«

Micky kapierte. Die Einzelheiten besprachen wir bereits in der Schmiede, wo wir uns (ich sehe heute ein, mit einer Unverfrorenheit sondergleichen) an die Zahnräder heranmachten. Wir hatten sie zuvor natürlich berechnet, so gut wir konnten, jedenfalls. Dann kam schließlich auch das Mühlrad an die Reihe. Es hatte eine Breite von fünf Metern, war also entsprechend schwer, obwohl es natürlich aus Holz bestand und wir mit Gewicht sparten, wo wir nur konnten. Wir hofften aber, daß es, einmal in Gang gesetzt, auch bei Belastung laufen würde.

Das Floß – es war eher ein Hausboot – wurde ein Riesenapparat. Wir brauchten darauf, neben dem Maschinenhaus, eine

große (und lange!) Arbeitsfläche. Und dann eine Anlegestelle für die Fähre, die, ebenfalls an einer Kette hängend, den Transport zwischen Ufer und Floß besorgen sollte.

Aber das waren dann schon Kindereien, die wir spielend bewältigten, nachdem einmal die Maschineneinrichtung hergestellt und montiert war. Und sie lief!

Tatsache ist, daß wir exakt am Tag vor der Ernte die Mühlsteine einsetzten und einen letzten Probelauf veranstalteten. Wie gesagt, das Ding lief bestens. Es machte zwar einigen Krach, aber das war Nebensache. Das Schlimmste, was passieren konnte: daß das Wild vertrieben wurde. Dann mußten wir eben etwas ausgedehntere Jagdausflüge unternehmen. Aber wahrscheinlich, so dachten wir, würde das Wild zurückkehren, wenn es merkte, daß von diesem Lärm keine Gefahr drohte. Was sich zum Schluß auch bestätigte.

Es dauerte natürlich einige Zeit, bis wir den Beruf des Müllers erlernt hatten. Am Ende lieferten wir aber Elsa einen Mehlvorrat, der sicher bis zur nächsten Ernte reichen würde. Nun ja, das Mehl war ein bißchen grau und nicht besonders fein gemahlen, aber bei dem Korn konnte niemand Besseres erwarten.

Elsa hatte inzwischen auch den Flachs eingebracht und versprach, ganz hervorragendes Leinen daraus zu machen, wenn wir ihr die notwendigen Geräte bauten. Ich glaubte ihr aufs Wort, denn sie war gelernte Textilfachfrau. So konnten wir die Geräte und Maschinen unter fachkundiger Anleitung bauen.

Das hieß aber nicht, daß Micky und ich uns dann auf die faule Haut legen konnten. Unser Erzvorrat war schon wieder zu Ende. Und unsere Kundschaft war unersättlich und unerschöpflich im Erfinden neuer Bedürfnisse, was Geräte, Werkzeuge und Maschinen anlangte, zum Beispiel gerade für die >Textilwerkstatt<.

Wir machten uns also erneut auf den Weg zur Mine. Wieder für drei Wochen. Am Ende besaßen wir allerdings nicht nur ausreichende Mengen Erz, sondern auch genügend Holz für den Schiffsbau, der jetzt langsam spruchreif wurde. Nachdem wir

die Nachfrage nach Produkten unserer Schmiede fürs erste wieder befriedigt hatten, stürzten wir uns aber zunächst auf das Sägewerk. Es bereitete uns einiges Kopfzerbrechen, muß ich sagen. Vielleicht hundertmal wischten wir die Zeichnungen im Sand wieder aus, bis wir endlich mit dem Konstruktionsplan zufrieden waren.

»So müßte es funktionieren«, meinte Micky zum Schluß, als er nirgends mehr Kritik an meinen Zeichnungen anbringen konnte.

Es funktionierte dann tatsächlich, obwohl wir während des Baus noch so manches abändern mußten. Aber als die Herbststürme begannen, hatten wir genügend Bretter für mindestens fünf Boote zum Trocknen aufgeschichtet.

Beinahe hätten wir bei dieser Geschäftigkeit den ersten Jahrestag seit der Stunde Null übersehen. Alice allerdings, die stets einen ausgeprägten Sinn für Geburtsdaten, Telefonnummern und Ähnliches hatte, sorgte dafür, daß wir auch dieses Datum nicht verpaßten. Es wurde ein kleines Fest, von etwas Traurigkeit überhaucht, andererseits voller Stolz darauf, daß wir es offensichtlich doch geschafft hatten.

Daß es mit dem Bootsbau in diesem Jahr nichts mehr würde, stand von vornherein fest. Einerseits war das Holz noch pitschnaß (wir hofften, daß es trotz aller Luftfeuchtigkeit über den Winter ein bißchen trocknen würde); zum andern aber war uns klar, daß wir diesmal gerade in der Vorbereitung, also bei den Plänen, besonders gründlich vorgehen mußten.

Es hieß also, den Winter hier zu verbringen, einen Winter mindestens. Wenn wir Pech hatten, sogar zwei. Aber wir waren gerüstet, viel besser als für den ersten in Hall. Von den Flößen, die wir an >Mickys Point< gebaut hatten, war genug Abfall verblieben, um ihn zu Brennholz zu schneiden oder ihn als Rohstoff für unterschiedlich handwerkliche Verwendung aufzuheben. Und die Köhlerei lief ja weiter.

Auch die Jagd war ergiebig und half uns, Elsas Vorratskeller bis oben zu füllen. Daneben gab es darin natürlich auch eine Menge Produkte, die Elsa und Alice von ihren Feldern und

Beeten geerntet und aufgehoben hatten. Und von mir ein paar große Krüge Wein: Ich hatte erfolgreich Hagebutten mit Honig vergoren; die Schlehen waren noch nicht so weit, da wartete ich noch auf den ersten Frost.

Im Schuppen schließlich gab es genug Heu für unsere Schafe. Elsa und Alice hatten sie zu einer Zeit gefangen, als sie Junge hatten, und so besaßen wir endlich auch Milch und Käse.

Micky und ich nutzten die Zeit für eine weitere Großschicht in der Mine. Wir waren jetzt zwar mit Geräten aller Art versorgt, auch mit solchen, die wir bereits für den Bootsbau hergestellt hatten; besonders an Nägeln, Haken, Ösen und ähnlichem hatten wir ein Riesenarsenal, aber wir wollten auch Eisen auf Vorrat liegen haben, das wir dann auf der Reise mitnehmen konnten. Wer weiß, wann und wo wir wieder auf eine Mine stoßen würden. Den Winter über wollten wir in der Schmiede arbeiten, um Bandeisen und ähnliche Halbfabrikate herzustellen, die übrigens im Boot auch als Ballast dienen konnten.

Bevor der erste Schnee kam, bauten wir noch die Werft, besser gesagt, wir bereiteten den Platz für den Bootsbau vor. Nach gründlicher Überlegung beschlossen Micky und ich, daß es ein Katamaran sein müsse. Wir wußten, daß wir alles andere als Seeleute waren, und da war Sicherheit das erste, woran wir denken mußten. Wir glaubten, daß eben nur ein Katamaran diese Sicherheit bieten konnte und dabei schnell genug war.

Den Antrieb konnte natürlich nur der Wind liefern. Die Herstellung der Segel war für den Winter vorgesehen, der Webstuhl war ja schon gebaut. Das Weben selbst übernahm natürlich Elsa, mit Alice als Assistentin. Micky und ich waren inzwischen in der Schmiede tätig. Und an den Meilern. Elsa meinte nämlich: »Wenn Holz im Kamin flackert, ist es auch im Winter schön in unserem Haus, und zum Feuermachen kann man Holz ebenfalls gut gebrauchen. Aber zum Kochen, Braten und Backen kommt mir nur Kohle in den Herd.«

Auch dieser Winter war hart. Wir froren zwar nicht, aber mit der Jagd war es schlecht bestellt. Wir mußten immer wieder auf unsere Vorräte zurückgreifen, ohne sie auffüllen zu können. Ursache war wohl der viele Schnee, der das Wild offenbar zwang, neue Reviere zu suchen. Ich machte mir Sorgen wegen des Frühjahrs, denn notgedrungen mußte das Wild nach einem solchen Winter seltener werden. Wir hatten aber damit gerechnet, unsere Reise mit ausreichendem Proviant anzutreten, um nicht nur während der Fahrt, sondern auch noch die erste Zeit am neuen Wohnort über die Runden zu kommen.

Möglicherweise waren aber die Sorgen unbegründet. Vielleicht mußten wir doch noch einen zweiten Winter bleiben. Denn der geplante Bootsbau schien schwieriger zu werden, als wir ursprünglich gedacht hatten. Das wurde uns nach und nach klar, als wir die ruhigere Winterszeit zur Besprechung der Einzelheiten nutzten.

Es war eigentlich das alte Problem mit dem Wunschtraum und der Wirklichkeit. Am liebsten hätten wir einen Ozeandampfer von den Ausmaßen eines mittleren Flugzeugträgers gebaut, denn Elsa wollte einem Element, das keine Balken hat, nicht so recht trauen. Aber wir mußten ja von den Gegebenheiten und unseren Möglichkeiten – und Fähigkeiten – ausgehen.

Das Boot sollte – so stellten wir uns vor – von einer einzigen Wache steuerbar sein, auch wenn es unter Umständen notwendig wäre, gegen den Wind zu kreuzen. Nur im Notfall sollte eine zweite Person herangezogen werden müssen. Das Boot durfte auch nicht zu groß sein, um manövrierfähig zu bleiben (und überhaupt gebaut werden zu können), und es mußte relativ schnell sein. Andererseits sollte es genug Platz und Raum für unsere Vorräte und sonstiges Gepäck bieten. Wie gesagt: ein Mittelding zwischen einem Flugzeugträger und einem Renngleiter.

Wo aber war die goldene Mitte? Es zeigte sich, daß sie durch die Größe der Segel gegeben war. Wir hatten, jedenfalls von der ersten Ernte, alles in allem knapp hundert Quadratmeter Leinwand zur Verfügung, eher weniger, da man mit Verschnitt und sonstigem Abfall rechnen mußte. Und mit einem Notsegel in Reserve, das groß genug war, um das Boot noch bewegen zu können, wenn wir das Hauptsegel verlieren sollten.

Wir mußten auch bedenken, daß das Boot nicht nur uns, unsere Habe und Vorräte tragen mußte, sondern auch unsere Schafe; wenigstens ein Paar wollten wir mitnehmen, als Grundstock für eine Zucht im neuen Heim. Gerade das Vieh machte uns in dieser Hinsicht große Sorgen: Es brauchte Platz für sich selbst und seine Nahrung und Trinkwasser, es durfte aber auch nicht allzu frei herumlaufen, damit es die Stabilität des Bootes nicht beeinträchtigte oder gar über Bord ging. Eine schöne bauchige Kogge wäre die Ideallösung gewesen. Aber die blieb natürlich Illusion. So hatten wir uns von Anfang an auf einen Katamaran festgelegt, der uns am leichtesten und sichersten schien und letztendlich auch am leichtesten zu bauen war. Was für Südsee-Insulaner mit den großen Wellen des Pazifik richtig war, mußte auch für uns der Weisheit letzter Schluß sein. Um doch noch mehr Vorteile zu erzielen, jedenfalls unserer Meinung nach, entschlossen wir uns für einen Trimaran. Die Nachteile – den aufwendigeren Bau, wahrscheinlich geringere Geschwindigkeit durch höheres Gewicht und anderes – nahmen wir in Kauf. Wir bildeten uns ein, daß ein Trimaran durch die drei Rümpfe, die wir außerdem noch mit einziehbaren Schwertern versehen wollten, eine besonders hohe Stabilität bekommen mußte. Aber der zusätzliche Stauraum fiel am meisten ins Gewicht.

Micky und ich entwarfen also wieder jede Menge Skizzen, diesmal im Schnee, schätzten Länge, Breite und Tiefgang und meinten zum Schluß, daß wir mit unserem Segelzeug auskommen müßten. Aus Gründen, die uns nie ganz klar wurden, meinten wir, daß das Segel weder drei- noch viereckig sein dürfte. Ein Katamaran und demzufolge auch sein Abkömmling, der Trimaran, mußte unserer Ansicht nach etwas haben, was

wir als Drachensegel bezeichneten. Wir nähten es aus einzelnen Leinen-Streifen, mit sich überlappenden Nähten, die wir noch durch elastische Latten (vielleicht Weidenruten) verstärken wollten. Irgendwo mußte einer von uns etwas Ähnliches gesehen haben. Wir waren richtig versessen darauf.

»Sieht aus wie Stacheln auf dem Rücken eines Drachen«, meinte Micky, als es fertig war. Dazu kam noch ein zweites Segel, sozusagen eine Art Klüver oder wie sich das nennt. Aber das war schon eine Kleinigkeit.

Das nächste Kopfzerbrechen bereitete uns die Handhabung der Segel. Zur Not sollte ja ein Mann damit fertigwerden können. Wir bastelten zum Schluß ein kompliziertes System aus Rollen, Tauen und Seilzügen, von dem wir hofften, daß es nach unserem Wunsch funktionieren würde.

Darüber und über anderen Arbeiten, die im Haus und in der Schmiede immer wieder anfielen, vergingen die Wintermonate. Es war März, als wir darangingen, die >Kiele zu legen<.

Womit die Schwierigkeiten aber erst anfangen. Das Boot sollte etwa fünfzehn Meter lang, jeder einzelne Rumpfteil rund zwei Meter breit sein und zum etwas hochgezogenen Bug zu spitz zulaufen. Das sieht in der Zeichnung sehr schön aus. Unsere Bretter aber waren schnurgerade, wie nach dem Lineal gezogen. Darauf hatten wir beim Sägen und Hobeln besonders geachtet. Da hieß es jetzt: biegen und nicht brechen. Eine Biegevorrichtung mußte her, eine echte Herausforderung an uns, die Meisterschmiede. Auch hier machten wir natürlich zuerst Fehler über Fehler; aber dann kochten, dämpften, bogen und schränkten wir, daß es eine wahre Lust war, uns zuzuschauen. So zumindest Alices Kommentar.

Immer wieder staunten wir dabei, was man alles zustande bringt, wenn man will. Das lag natürlich daran, daß immer schon jemand vor uns – eigentlich nach uns, nicht wahr? – eine geniale Erfindung oder Entdeckung gemacht hatte, die wir nur nachzuvollziehen brauchten. Hauptsache, wir wußten, daß es so etwas gab, auch wenn wir oft nur eine sehr verschwommene Ahnung davon hatten, >wie es ging<. Man mußte eben immer

wieder aufs neue probieren, irgendwann stellte sich der Erfolg ein. Sofern es unter den gegebenen Bedingungen überhaupt möglich war.

Dies war wohl auch ein ganz wesentlicher Grund dafür, daß wir nicht vollends verwilderten, daß wir nicht in dumpfe Primitivität zurückfielen. Vor allem wegen der Kinder war ich darüber froh, sie waren ja mitten in der Ausbildung aus der Zivilisation gerissen worden. Die Informationslücke, die bei ihnen zurückblieb, war sicher sehr groß und konnte von uns Eltern auch nicht immer aufgefüllt werden. An einen geregelten Unterricht war nicht zu denken, da wir praktisch ununterbrochen ums nackte Überleben kämpften, auch wenn es jetzt, in der Erzählung, so aussieht, als sei alles heiter und eitel Sonnenschein gewesen. So einfach war das wirklich nicht. Wie oft waren wir am Verzweifeln, am Aufgeben, nicht selten auch am Verhungern! Die Stunden, in denen wir in Ruhe ein bestimmtes Diskussionsthema oder eine Schulung auf einem bestimmten Gebiet systematisch angehen konnten, waren recht spärlich gesät. Dafür nutzten Elsa und ich jedes Problem, vor das wir gestellt wurden, immer auch gleich dazu, um ein bißchen einschlägige Theorie zu vermitteln. Schließlich mußten wir bei jeder Gelegenheit, bei jedem noch so geringen Hindernis unsere Denkkapazitäten auf Touren bringen, um eine Lösung zu finden. Deshalb hofften wir, daß der Schaden bei unseren Kindern nicht ganz irreparabel wäre. Gerade der Bootsbau war eine Gelegenheit, um eine Menge Physik zu behandeln, auch wenn ich so manche Formel bereits vergessen hatte oder erst wieder mühsam ableiten mußte. Trotzdem schritt die Arbeit munter voran. Das Baustellengewirr auf unserer Werft, wie wir den Bootsbauplatz großspurig nannten, wurde immer unübersichtlicher, die Gerüste wurden immer höher und verwirrender. Man darf nicht vergessen, daß die Bootskörper die stolze Höhe von gut zwei Metern vom Kiel bis zum Bordrand erreichten. Die beiden seitlichen Rumpfe wurden mit Kabinen mit je zwei Kojen versehen. Backbord war außerdem eine Kochstelle, steuerbord ein weiterer Raum im Heck, eine Art Gemeinschaftskabi-

ne, vorgesehen. Im Hohlraum unter den Kabinen wollten wir unser Bandeisen, Ballast also, verlegen, insbesondere zum Heck zu, damit der Bug erleichtert wurde. Vier Spezial-Eisenbänder legten wir quer über die drei Bootskörper zur Versteifung der Plattform des Trimarans, damit er nicht auseinanderbrach. Das mittlere, das eigentliche Hauptboot (obwohl es etwas schmaler war als die beiden seitlichen) sollte im Bug unsere Schafe aufnehmen, ansonsten das, was wir während der Reise nicht brauchen würden. Im Heck dann das Reservesegel und die Reservetaue, auch Ruder, die wir zur Sicherheit anfertigten.

Als das Boot im Rohbau dastand, mußten wir die Arbeit unterbrechen: Die Ernte stand vor der Tür. Elsa, von Haus aus mißtrauisch, hatte im Frühjahr die Felder wieder bestellt. So wurde nun gemäht, getrocknet, gedroschen und auch die Mühle, die den Winter und das Hochwasser im Frühjahr gut überstanden hatte, wieder zum Laufen gebracht.

Und zwischendurch mußte immer wieder Jagd betrieben und geerntet werden, wo wir nicht gesät hatten, nämlich alles, was Wald und Flur hergaben. Und das war eine ganze Menge! Alle möglichen Beeren und Obst, natürlich keine Jonathan oder Golden Delicious, aber immerhin eine Art Äpfel. Und jede Menge Wurzeln und Kräuter, das war Elsas Metier.

Micky und ich stürzten uns danach wieder in die Arbeit auf der Werft. Das nächste Problem war das Abdichten des Bootes. Wir hatten den Abfall von der Flachsverarbeitung gesammelt und aufgehoben, jetzt kam er uns zugute, ebenso unsere ganze Wolle, die wir eigentlich für andere Zwecke aufheben wollten, mußte daran glauben, auch die Haare von manchem Fell. Und insbesondere das Harz, das wir in den Wäldern sammelten und mit dem wir alle die Haare und Fasern, die uns als Werg dienten, zu binden versuchten.

Unlösbar blieb für uns das Problem der Imprägnierung des Holzes, der Anstrich. Ganz sicher hätten wir auch dies mit den uns zugänglichen Mitteln gelöst. Aber hier ließen uns unsere Erinnerungen an das in der Schule Gelernte schlicht und ergrei-

fend im Stich. So brauten wir zum Schluß eine fürchterliche Brühe aus verschiedenen Baumrinden, Erden, Asche und allen möglichen weiteren Zutaten und extrahierten daraus einen braunen Saft, mit dem wir das Holz immer wieder anstrichen, bis es eine braune Färbung annahm. Ob das was nützen würde, wußten wir nicht.

Das klingt alles so, als ob wir einfach so hintereinander weg gearbeitet hätten. Das war natürlich nicht der Fall. Immer wieder kamen Elsa oder Alice: »Ich brauche einen Kessel, ich brauche Krüge, ich brauche dies... ich brauche das...« Und das möglichst sofort natürlich. Dann ließen wir alles liegen und stehen, und ab in die Schmiede! Oder auf das Floß zur Töpferscheibe, die jetzt mechanisch betrieben wurde, wir waren ja mit allem versorgt. Besonders die Töpferscheibe wurde sehr strapaziert. Elsa legte Vorräte an, als ob es zum Nordpol ginge. Aber sie hatte selbstverständlich recht. Und Vorräte konnten wir fast nur in Tonkrügen aufbewahren.

Schlimm war, daß das Salz langsam knapp wurde. Wir hatten so viel eingesalzen und eingepökelt und geräuchert, daß auch die Riesenreserve, die wir vorsorglich von Hall mitgebracht hatten, bald zur Neige gehen würde. Ganz gewiß gab es hier irgendwo Steinsalz, aber wo? Und für eine Expedition, eine sicher langwierige Suche, hatten wir beileibe keine Zeit. So hofften wir eben, bis zum nächsten Jahr mit dem Vorhandenen auszukommen. Einmal am Meer, im Süden jedenfalls, wäre das Problem wohl von selbst gelöst.

Es war jetzt schon sicher, daß wir nochmals überwintern würden. Wir hätten zwar noch in diesem Sommer aufbrechen und die Herbstwinde im Atlantik nutzen können (es war jetzt Ende August, und wir hatten auch den zweiten Jahrestag unserer Verbannung in die Steinzeit gebührend begangen), aber das war uns doch zu riskant. Die günstigen Winde hätten sich als Stürme entpuppen können, wir hätten auch bei der Suche nach einem neuen Domizil unter Zeitdruck gestanden, was zum Schluß vielleicht zu einem neuen Provisorium geführt hätte – nein, das war wirklich sinnlos.

Der Start wurde also ganz offiziell auf das nächste Frühjahr verschoben, der Countdown lief sozusagen erst gar nicht an. Dadurch gewannen wir auch wieder Zeit, an unserem Boot weiterzubauen. So manche Unebenheit wurde beseitigt, die Kabinen mit mehr Komfort ausgestattet, diese oder jene verdächtige Schwachstelle verstärkt.

Auf diese Weise wurde unser Boot noch an Land fix und fertig. Es brauchte nur noch zu Wasser gebracht, aufgetakelt und beladen zu werden. Aber wie gesagt, erst im Frühjahr. Damit es die winterliche Witterung gut überstand, bauten wir jetzt einen provisorischen Schuppen darüber, der später leicht abgerissen werden konnte.

## 12

»Ich taufe dich auf den Namen >Esperanza<!«

In Ermangelung einer Sektflasche schleuderte Elsa einen schon etwas brüchig gewordenen Krug mit etwas Hagebuttenwein gegen den Bug unseres Trimarans. Denn das Boot mußte laut Micky einen Namen haben. >Esperanza<, Hoffnung, schien uns zutreffend. Wir knüpften in der Tat sehr viel Hoffnung an die Reise nach dem Süden.

So lief denn der Trimaran mit Namen vom Stapel. Das war übrigens auch ein Problem. Da wir die Gleitbahn nicht einfetten oder einschmieren konnten, mußten wir Rollen unterlegen, glattgeschälte Baumstämme, die allerdings nicht sonderlich gleichmäßig dick waren. So schlingerte die >Esperanza< etwas, als sie ins Wasser glitt. Beinahe symbolisch, denn unser Leben verlief ja auch nicht schnurgerade in einer Richtung. Bevor uns die >Esperanza< jedoch in den Rhein abtreiben konnte, fingen wir sie ein und vertäuten sie am Ufer. Jetzt war sie also schon in ihrem Element.

Als erstes untersuchten wir sie, ob sie auch überall dicht war. Eine Tragödie, wenn das nicht der Fall gewesen wäre! Erstaun-

licherweise hielt sie dicht. Das heißt, an einer oder zwei Stellen zeigten sich ein paar Tropfen, aber diese undichten Stellen würden sich von selbst zusammenziehen, meinten wir, wenn das Holz etwas Feuchtigkeit angezogen hätte. Was sich nach ein paar Stunden auch bewahrheitete. Wir richteten also inzwischen den Mast auf und takelten die >Esperanza> auf. Auch hier waren wir überrascht, daß sich dabei keine Probleme ergaben; alles funktionierte einwandfrei, wie geplant. blieb also nur noch, unser Boot zu beladen, den Haushalt aufzulösen und abzustößten.

Damit ließen wir uns aber trotz aufkommenden Reisefiebers Zeit. Wir kontrollierten nochmals alles, überschlugen, ob wir genug von allem hatten, was wir voraussichtlich brauchen würden, bevor wir die Vorräte auffrischen konnten. So verging noch eine ganze Woche, bis wir endgültig ablegten und die >Esperanza< auf den Rhein abstießen. Ein bißchen wehmütig war uns dann doch zumute, als wir uns mit einem letzten Blick von unserem Haus verabschiedeten, das nun so lange ein Heim gewesen war. Dann aber nahm uns die Reise voll in Anspruch.

Wir machten zu Beginn ganz schön Fahrt, obwohl wir den Trimaran zunächst nur als Floß benutzten. Segel zu setzen, das trauten wir uns wegen der starken Strömung noch nicht. Deshalb hatten wir an Bug und Heck je ein langes Ruder angebracht, mit denen wir steuern konnten. Und es ging viel leichter als bei einem Floß, muß ich sagen.

Beinahe auf Anhieb hatten wir wieder unseren Reiserhythmus gefunden, wie er sich bei der Fahrt von Hall an die Lahn einge spielt hatte.

»Zwei Jahre ist das jetzt schon her«, sagte Elsa, meine Frau. »Ich sehe euch beide noch, wie ihr euch mit dem Floß den Kocher hinab abgerackert habt.«

»Und hast gebibbert, ob sie es auch schaffen werden und was uns alles erwartet«, fügte Alice hinzu.

Elsa hört so etwas nicht gern, vor allem dann, wenn es stimmt. »Da geht es mir heute auch nicht viel anders. Ich frage mich immer noch, ob es richtig ist, wieder alles liegen und ste-

hen zu lassen und eine neue Heimat zu suchen.«

»Na ja, soviel haben wir auch wieder nicht liegengelassen«, meinte Micky trocken und wies auf die Ballen mit verschiedenen Einrichtungsgegenständen, die wir trotz der großzügigen Planung des Stauraums der >Esperanza< nur noch an Deck unterbringen konnten.

»Trotzdem!« Elsa war manchmal hartnäckig. »Hier kannten wir uns schon aus, wußten, wo was ist und wo was zu holen ist, was wir zu erwarten haben, aber auch, was wir schaffen können. Aber dort? Spanien und das Mittelmeer kennen wir doch nur vom Urlaub her, wir haben zum Beispiel nie richtig darauf geachtet, was da – außer Apfelsinen und Tomaten – eigentlich wächst.«

»Mutter denkt schon wieder an Feld und Garten«, grinste Micky.

»Nicht zu Unrecht«, mußte ich ihn diesmal zurechtweisen. »Das ist sicher eine ganz grundlegende Frage. Immerhin sind wir ja darauf angewiesen, ob und was der Boden hergibt. Ich glaube aber, daß wir unser Saatgut nicht umsonst mitschleppen. Wo Obst so gut gedeiht, muß auch Getreide gedeihen. Schlimmstenfalls müssen wir etwas mit der Bewässerung nachhelfen, kann ich mir vorstellen. Obwohl wir natürlich danach trachten werden, irgendwo in einer Flußmündung endgültig vor Anker zu gehen.

Übrigens bin ich der Ansicht, daß wir nicht unbedingt die gleiche Landschaft vorfinden werden, die wir von unseren Ferienreisen her kennen. Unser Hohenlohe sah schließlich auch etwas anders aus, als wir es gewöhnt waren. Zumindest was die Pflanzen- und Tierwelt anbelangt. Vom zwanzigsten Jahrhundert muß uns eine ganze Reihe von Jahrtausenden trennen. Ich glaube nicht, daß wir eine Wüste vorfinden werden, um nur ein Beispiel zu nennen. Die Verkarstung der adriatischen Küste in Jugoslawien hat zum Beispiel auch erst die Signoria von Venedig auf dem Gewissen, die die Wälder für den Schiffsbau abholzen ließ.«

»Außerdem werden wir schon aufpassen, daß wir den richti-

gen Fleck Erde für uns finden.«

Micky war wie immer optimistisch. Ich übrigens auch. Alice vertraute uns beinahe blind. Und Elsa blieb nichts anderes übrig, obwohl sie bei solchen Unternehmungen ins Ungewisse äußerst skeptisch war. Aber sie hatte sich mittlerweile überzeugt, daß wir fähig waren, uns eine Umwelt zu schaffen, die vielleicht nicht das Paradies war, aber immerhin das Optimale hergab.

Den Beweis dafür hatten wir vor Augen – was wir in den letzten drei Jahren geleistet hatten, konnte sich eigentlich sehen lassen. Wir hatten einen unter den gegebenen Umständen geradezu hervorragend ausgestatteten Haushalt, den wir jetzt in kürzester Frist wieder aufbauen konnten. Und wir hatten unheimlich viel gelernt.

Ich habe schon erwähnt, daß unsere Kenntnisse in Botanik, Mineralogie, Zoologie und ähnlichem ziemlich dürftig waren. Und das bißchen Technologie, an das ich mich erinnern konnte, war ohne gute Kenntnisse gerade auf diesen drei Gebieten fast wertlos. Wir hatten uns trotzdem zurechtgefunden. Wir hatten sozusagen auf dem Marsch lernen müssen.

Bei der Klassifizierung der Natur, einer ziemlich selbstgestrickten Klassifizierung, beschränkten wir uns auf vier Hauptmerkmale – essbar, brauchbar, nicht verwertbar, gefährlich. Sicher kam dabei alles andere, insbesondere das Ästhetische und der ganze musische, kulturelle Bereich, viel zu kurz. Aber noch waren wir – bis jetzt jedenfalls – nicht so weit. Wenn ich einen Vergleich ziehen soll, so könnte ich sagen, daß wir – nach dem Überlebens-Grundkurs in Hall – jetzt an der Lahn unsere Ausbildung absolviert haben. Was jetzt kam, sollte gewissermaßen unser Abitur sein. Kämen wir heil in unserer neuen Heimat an, könnten wir sie auch aufbauen und nach unseren Vorstellungen herrichten, hätten wir es bestanden und könnten daran denken, dem Leben auch noch weitere Werte abzugewinnen. Erst nach dem Überleben konnte das Erleben kommen. Der zweite Schritt folgt eben erst immer nach dem ersten...

Die Bootsfahrt ließ uns viel Zeit für solche Überlegungen.

Erst wenn der Mensch nicht jede Sekunde für den Augenblick aufwenden muß, kann er anfangen, sich Gedanken zu machen.

Wir hatten uns ziemlich bald angewöhnt, laut zu denken, besonders jetzt während der Reise. Nicht so sehr, um die anderen an den eigenen geistigen Höhenflügen teilhaben zu lassen, sondern um uns gegenseitig anzuregen. Ein halbgarer Gedankenfetzen, ein Hirngespinnst nur, konnte bei einem anderen durchaus eine Vorstellung assoziieren, die realisierbar war. Oder nur eine spöttische Zwischenbemerkung, die meist von Micky kam, muß ich gestehen, konnte den >Vortragenden< dazu bewegen, einen solchen Gedankensplitter erst einmal zu polieren. Und zum Schluß kam sehr oft etwas Brauchbares dabei heraus, was man im täglichen Leben sehr gut verwenden konnte. Auch wenn es ursprünglich ganz anders aussah oder zu einem ganz anderen Thema gehörte. Es hängt eben alles mit allem zusammen, wie eines der Gesetze der Dialektik lehrt...

Das hieß natürlich nicht, daß beim Reden unsere Hände geruht hätten. Es gab immer etwas zu tun. Elsa und Alice sorgten beispielsweise schon wieder für die mildere Witterung am Mittelmeer vor. Unsere lederne Jagdkleidung bedurfte einer gründlichen Überholung und Erneuerung, und auch das Schuhwerk sah schon arg mitgenommen aus. Aber wir hatten im Herbst für genügend Rohstoffe gesorgt. Auch das Leinen aus der zweiten Flachsernte war noch unberührt. Hier dachte Elsa allerdings – wie ihr einmal unvorsichtigerweise entschlüpfte – eher an künftige Bettbezüge und an Tischtücher.

Wir waren schon ein paar Tage unterwegs – wir machten relativ kurze Tagesetappen, weil uns auch die Jagd zeitlich in Anspruch nahm –, da begann der Rhein sich zu schlängeln und stellenweise in die Breite zu gehen. Auch die Berge an den Ufern traten zurück. Die Strömung ließ nach, wir machten nicht

mehr viel Fahrt. Da hißten wir die Segel. Nun sollte sich zeigen, ob wir richtig geschätzt hatten, ob die Leinwand unser Boot in Fahrt halten konnte, ob unser Trimaran nicht zu schwer war, ob wir ihn überhaupt steuern konnten, kurz, ob die große Fahrt wirklich bevorstand.

Der Wind stand günstig, er kam aus südwestlichen Richtungen. Deshalb war ja auch das Wetter der letzten Tage so miserabel, regnerisch und naßkalt.

Wir zogen ungeduldig gleich das Hauptsegel hoch – und hatten zu tun, die >Esperanza< zu halten. Die drei Bugspitzen, die bisher ziemlich hoch über das Wasser hinausragten, weil wir das Boot mit Vorbedacht stark hecklastig beladen hatten, senkten sich und schnitten drei herrliche Bugwellen in den Rhein. Die >Esperanza< flog fast über das Wasser.

Das war nun wieder etwas zuviel des Guten, jedenfalls für den Anfang. Wir wußten im ersten Moment gar nicht, wo wir hingreifen, an welchem Tau oder Zug wir zuerst ziehen sollten. Deshalb holten wir das Hauptsegel wieder ein und setzten nur das, was wir Klüver nannten. Nun glitt sie verhaltener dahin, machte aber immer noch wesentlich mehr Fahrt als je zuvor. Und sie reagierte äußerst empfindlich auf jeden Steuerdruck. Zu empfindlich sogar. Dem konnten wir aber ebenfalls abhelfen. Wir hatten nämlich jeden Rumpfteil mit einem Steuerruder versehen, in der Befürchtung, daß die >Esperanza<, die ja beinahe quadratisch auf dem Wasser lag, zu schwerfällig sein könnte. Die drei Ruder konnte gekoppelt, also synchron, oder auch einzeln bedient werden. Oder sie konnten auch einzeln abgekoppelt und festgezurt werden, so daß sie einfach eine starre Verlängerung des Rumpfes bildeten.

Und eben das machten wir jetzt mit dem mittleren Ruder.

»Jetzt ist es genau richtig«, sagte Micky, der ans Steuer ging, »sie gehorcht feinnervig, tanzt aber nicht. Und Fahrt macht sie ganz erheblich.«

Die nächsten Stunden benutzten wir dazu, uns auch mit unserer komplizierten Segelvorrichtung vertraut zu machen. Was wir uns über den Winter ausgedacht hatten, konnte schließlich

alles graue Theorie sein und in der Praxis überhaupt nicht funktionieren. Und so übten wir immer wieder alle möglichen Manöver, auch solche, die uns von den Windungen des Stroms nicht direkt abverlangt wurden, damit wir später >auf hoher See< nicht ganz hilflos dastünden.

Dann zweigten plötzlich Nebenarme vom Hauptstrom ab, die Ufer waren nicht mehr durchgehend Festland, sondern nur noch Inseln. Wir waren im Delta, und es konnte nicht mehr lange dauern, bis wir auf dem Meer waren.

Bei einer der Inseln legten wir einen Ruhetag ein, denn der Wind war abgeflaut. Wir nutzten die Zeit natürlich gleich, um Boot und Ladung zu überprüfen. Mit einigem Schrecken bemerkten wir dabei, daß wir sehr leichtsinnig gewesen waren. Wir hatten unbekümmert aus unseren Süßwasserkrügen geschöpft, ohne regelmäßig für Nachschub zu sorgen. Allerdings hatten wir an den beiden letzten Tagen auch weder Bach noch Quelle gefunden – im Rheindelta war es schließlich kaum anders zu erwarten. Wir füllten also mit Flußwasser nach, was weiter kein Problem war – man darf nicht vergessen, daß es so etwas wie Umweltverschmutzung noch nicht gab. Und noch schmeckte das Flußwasser auch nicht salzig.

Trotzdem bekam Alice zu ihrem Amt als Wächterin der Flamme eine neue Funktion: Sie mußte Buch über unsere Süßwasservorräte führen und notfalls rechtzeitig rationieren.

Natürlich durchstreiften wir auch die Insel, bei der wir angelegt hatten. Frisches Fleisch war uns stets willkommen. Die Insel mußte sehr groß sein, weil wir nur einen Bruchteil davon absuchen konnten, aber für ein paar Kaninchen reichte es doch.

Micky stocherte noch mit seinem Speer in einer der Röhren herum, ob vielleicht nicht noch etwas herauskäme, und meinte plötzlich: »Da ist noch etwas drin!«

Wir fingen an zu graben und fanden dann tatsächlich ein Nest mit Jungen. Das war natürlich ein Fund! Micky holte schnell einen Korb vom Boot, in dem wir unsere Beute verstauten. Wieder ein Beitrag für unsere künftige Farm! Wir sorgten auch noch für genügend Futter für die Alte, die Jungen hingen noch

an den Zitzen.

Elsa freute sich natürlich riesig, und Alice spendete großes Lob. Als wir dann an dem Braten von einem der zuvor erlegten Kaninchen knabberten, hielt Micky plötzlich inne und deutete mit seiner Kaninchenkeule auf eine der Nachbarinseln: »Dort regt sich was, sollten wir nicht nachsehen?«

Der Mensch soll immer wissen, was sich in seiner Umgebung abspielt, insbesondere dann, wenn er vorhat, die Nacht an diesem Ort zu verbringen. Wir machten also unser Beiboot flott (habe ich schon erwähnt, daß wir ein winziges Bootchen, eine Nußschale, gebaut und mitgenommen hatten, um auch dann an Land gehen zu können, wenn die >Esperanza< nicht direkt am Ufer anlegen konnte und auf einer >Reede< vor Anker gehen mußte?). Dann ruderten wir vorsichtig zur Nachbarinsel. Es war allerdings weniger eine Insel als ein Röhrichtfeld, in das wir vorstießen. Die Folge war, daß sich ein Schwärm Vögel erhob und verschwand, bevor wir zu Pfeil und Bogen oder Armbrust greifen konnten.

»Kann man nichts machen«, meinte Micky. »Ich fände es aber trotzdem gut, sich ein bißchen umzusehen.«

»Hat dich das Jagdfieber gepackt?« fragte ich etwas verwundert. Für uns war die Jagd keine Leidenschaft, sondern notwendige Beschäftigung, tägliche Pflicht sozusagen.

»Was meinst du?« Micky guckte mich von der Seite an. »Wenn die Kaninchen Junge hatten, haben die Vögel hier – sie sahen mir ganz nach Enten aus – vielleicht auch Eier.«

Ich mußte zugeben, daß ich ein schönes Spiegelei schon lange vermißte. Natürlich hatten wir hin und wieder Eier gefunden, aber die wurden immer gleich in der Küche anderweitig verwendet, falls sie überhaupt verwertbar waren.

Wir fanden tatsächlich Nester, und nicht nur eins. Aber aus der Traum von der Eierspeise – es war nichts mehr drin, denn die meisten Entchen waren schon geschlüpft. Da mußten die Eier, die noch geschlossen waren, bereits angebrütet sein. Aber die Entenküken... das war natürlich auch eine Idee. Um es kurz zu machen, wir wurden recht naß, hatten dann aber zum Schluß

eine Schar samt Entenmutter eingefangen.

So blieben wir noch einen weiteren Tag auf der Insel, denn für die Neuankömmlinge mußten provisorische Behausungen an Bord hergerichtet werden. Auf diese Weise hatten wir schon einen recht ansehnlichen Grundstock für unsere künftige Farm. Auch das Problem der Fütterung während der Reise lösten wir. Bei den Schafen und Kaninchen war es ja ziemlich einfach. Als wir über die Enten diskutierten, fiel mir ein, daß man schon vor Jahrzehnten – oder in Jahrtausenden? – in den südböhmischen Karpfenteichen gleichzeitig Entenzucht betrieben hatte, bei der Fischabfälle erfolgreich verwertet wurden. Daß wir gerade in den nächsten Wochen und Monaten weitgehend vom Fischfang leben würden, stand ja fest. Wir hatten den Winter über zu diesem Zweck auch fleißig Netze und Angelschnüre gefertigt. Also hofften wir, die Enten durchzufüttern.

Wir bastelten auch eine Art weitmaschige lange Matte -Rohr dafür war in genügender Menge vorhanden –, mit der wir unterwegs an geeigneten Stellen eine Art Becken für die Entchen abstecken wollten, damit sie ein bißchen Auslauf hatten. Der Mutterente stutzten wir die Flugschwingen.

## 14

Eine Woche später verschwand uns das linke Ufer plötzlich aus den Augen, das rechte sahen wir schon lange nicht mehr, der Fluß war viel zu breit geworden.

Am Steuer war gerade Alice und konzentrierte sich ganz darauf, das Boot möglichst am Wind zu halten, er kam nach der Flaute beständig aus Nordost, wir anderen paßten auch nicht auf, jedenfalls waren auf einmal beide Ufer weg, überall nur Wasser und ganz lebhafter Wellengang.

Ich schöpfte eine Handvoll Wasser und kostete: »Kinder, es ist soweit, wir sind auf dem Meer!«

Jetzt hieß es, die Küste wiederzufinden und in ihrer Nähe zu

bleiben.

»Ruder hart backbord!« kommandierte ich und übernahm selbst das Steuer. »Micky, Hauptsegel setzen!«

Die >Esperanza<, die mit dem Heck immer noch etwas im Wasser hing, richtete sich auf und stieß vor. Ich weiß nicht, wie schnell wir jetzt waren, aber es muß ganz beträchtlich gewesen sein, denn der Wind war ziemlich frisch; das sah man an den Wellen, die dazu neigten, weiße Mützen aufzusetzen, wie sich Alice ausdrückte. Das war wohl auch der Grund, weshalb sie die Küste aus den Augen verloren hatte, ohne es zu merken; sie hatte sich aus Angst vor dem Kentern zu sehr auf die Wellen konzentriert. Obwohl natürlich von einer ernsthaften Gefahr wohl kaum die Rede sein konnte.

Aber die >Esperanza< war mit ihren fünfzehn Metern Länge und vielleicht zehn Metern Breite weitaus größeren Wellen gewachsen. Würde der Wind weiter auffrischen? Wir hatten zum Beispiel keine Ahnung, wie wir ein Sturmtief im voraus erkennen sollten; aber jetzt (Ende Mai mußte es sein) bestand meiner Meinung nach durchaus die Möglichkeit. Für einen solchen Fall also wollten wir möglichst in Küstennähe bleiben, um im Notfall irgendwo geschützt vor Anker zu gehen.

Die Gefahr bestand allerdings, daß wir über weite Strecken breiten Sandstrand ohne schützende Buchten vorfinden würden, denn wir waren erst auf dem Weg in den Ärmelkanal. Und wir hatten auch keine Ahnung, über welchen Mündungsarm des Rheins wir das Meer erreicht hatten.

Endlich meldete Micky: »Land backbord voraus!«

Tatsächlich zeigte sich am Horizont ein dunkler Streifen, es mußte die Küste sein. Wir gingen näher heran, bis wir auch Einzelheiten ausmachen konnten, und korrigierten dann den Kurs. Wir versuchten, immer in Sicht der Küste zu bleiben, aber weit genug, um einen möglichst großen Teil davon überblicken zu können. Ich glaubte mich zu erinnern, daß sie hier in der Nähe der Rheinmündung stark gegliedert war, daß es zahlreiche Inseln, und zwar große Inseln gab. Allerdings mußte das jetzt nicht unbedingt stimmen. Was wußten wir schon? Viel-

leicht gab es den Ärmelkanal noch gar nicht? Er soll ja erst ziemlich spät entstanden sein.

Uns blieb nichts anderes übrig, als stur die Küste Imkerhand im Auge zu behalten, mochte kommen, was da wollte. Wir waren entschlossen, notfalls auch die britischen Inseln zu umsegeln, sollte der Kanal noch nicht existieren.

Es sah aber nicht danach aus. Nach einiger Zeit blieb der Charakter der Küste unverändert, Sandstrände, Dünen, höchstens von einem Bach unterbrochen.

»Das sollte darauf schließen lassen«, meinte Micky, der in der Schule offenbar doch gelegentlich aufgepaßt hatte, »daß hier der Ozean am Werk ist und unentwegt Sand und Schlamm heranspült. Also – das kommt durch den Kanal. Es gibt ihn.«

»Du kannst recht haben. Aber heute werden wir das nicht mehr feststellen können. Meiner Schätzung nach sind es von der Rheinmündung bis zur engsten Stelle des Kanals – mit allen den Schlangenlinien, die wir die Küste entlang gemacht haben – höchstens zweihundert Kilometer. Wir haben sicher noch nicht mal die Hälfte hinter uns. Und in spätestens zwei Stunden geht die Sonne unter. Wir landen.«

Wir steuerten deshalb näher ans Ufer heran. Eine halbe Stunde später fanden wir die Mündung eines Fließchens und fuhren hinein, so daß die >Esperanza< in ruhigem Wasser vor Anker gehen konnte. (Selbstverständlich hatten wir Ankerketten und Anker von unserem Rhein-Floß-Sägewerk mitgenommen, ebenso einen Großteil der Maschineneinrichtung.)

Die Flußufer waren bewachsen, wir ließen also Kaninchen und Schafe weiden, die Entchen schwimmen und schlugen das Lager für die Nacht auf. Wir fanden genug angeschwemmtes Brennholz, um das Feuer die ganze Nacht über zu unterhalten. Wir nahmen auch noch einen Vorrat für die nächste Etappe der Reise mit.

Die Nacht verlief ruhig, die Wachen jedenfalls meldeten keine besonderen Vorkommnisse, und kurz nach Sonnenaufgang, nachdem wir Wasser und Futter aufgenommen und gefrühstückt hatten, stießen wir wieder in See.

Der Wind wehte immer noch aus Nordost, frischte sogar noch etwas auf, blieb aber dann recht beständig. Wir machten gute Fahrt, so daß wir etwa am dritten Tag über die engste Stelle des Kanals hinaus sein mußten. Jedenfalls verlief jetzt plötzlich die Küstenlinie genau südlich.

»Wenn ich die Karte noch richtig im Kopf habe, müßten wir irgendwo auf Höhe von Boulogne sein«, sagte Alice, die Frankreich-Expertin der Familie. »Wenn es so weitergeht, könnten wir morgen die Somme-Mündung erreichen.«

Ihre Vorhersage traf in der Tag pünktlich ein. Wir legten einen Ruhetag ein, um die >Esperanza< und ihre Ladung zu überprüfen und auch den Tieren etwas Auslauf zu gewähren. Da aber das Wetter anhielt, wollten wir nicht zuviel Zeit verlieren und brachen danach wieder sehr früh auf.

So kamen wir eine Woche später, nachdem wir die Bucht von St. Malo in einer einzigen Gewaltetappe von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang überquert hatten, an eine Stelle, wo die wild zerklüftete Küste geradezu sprunghaft wieder nach Süden zurückwich.

»Meine Lieben, wir sind jetzt im Atlantik, das war der westlichste Punkt der Bretagne. Jetzt geht es schnurstracks südlich zur spanischen Küste! Volldampf voraus!« schrie Micky übermütig.

Von wegen! Wir waren heilfroh, daß wir am selben Tag noch eine ruhige Bucht fanden, wo wir vor Anker gehen konnten. Der Atlantik begrüßte uns mit einem Sturm, der sich gewaschen hatte. Eine ganze Woche saßen wir fest, denn auch nachdem sich der Sturm ausgetobt hatte, blieb das Meer noch lange sehr unruhig, so daß wir uns nicht hinauswagten.

Nun, ganz unglücklich waren wir darüber nicht, sondern recht froh, wieder für einige Zeit festen Boden unter den Füßen zu haben. Wir pflegten uns, die Tiere, das Boot und die Jagd.

»Eigentlich hatte ich gehofft, irgendwo Asterix zu treffen«, meinte Micky eines Abends nach einem besonders ausgedehnten Streifzug. »Aber offenbar liegt das kleine gallische Dorf viel weiter nördlich.«

»Tock, tock, tock, würde Obelix sagen.« Alice tippte sich an die Stirn. »Da müßte es hier von römischen Legionären nur so wimmeln.«

Micky wollte natürlich nur scherzen, und Alice meinte es ebenfalls nicht ernst. Aber sie rührten damit wieder einmal unseren wunden Punkt an. Auch wenn sonst niemand darüber sprach, hofften wir doch insgeheim, irgendwo eine Menschenseele anzutreffen. Daß es Asterix und die Römer nicht gab, war uns natürlich klar. Dann hätten wir ja schon in Hall auf sie treffen müssen. Es wurde uns aber wieder einmal deutlich, daß wir in sehr graue Vorzeit zurückversetzt worden waren. Ich fügte meinem heimlichen Minus-Kalender eine Null am Schluß hinzu.

Um so mehr drängte es mich, an unser Ziel, das Mittelmeer, zu kommen. So unterbreitete ich unserer Reisegesellschaft an diesem Abend einen Vorschlag, mit dem ich schon einige Tage schwanger ging:

»Das Wetter wird wieder freundlich, der Seegang beruhigt sich, der Wind kommt aus Nordwest und scheint sich halten zu wollen. Wie war's, wollen wir in See stechen und den Golf überqueren, wie wir die Bucht von St. Malo überquert haben?«

Zunächst schwiegen alle überrascht, dann aber kam der erwartete Protest. Von Elsa: »Das ist doch unmöglich an einem Tag zu schaffen! Da mache ich nicht mit.«

»Nun ja«, meinte daraufhin Micky bedächtig, »ich glaube, wir können der >Esperanza< durchaus eine Fahrt auf hoher See zutrauen. Ich habe während meiner Wachen im Kanal ein bißchen mit ihr gespielt.« Er grinste schuldbewußt. »Sie ist topfit, meine ich. Probleme geben könnte es eigentlich nur mit den Vorräten, also mit dem Trinkwasser. Und ob das Wetter mitspielt?«

»Das sollte uns eigentlich nicht in die Quere kommen«, antwortete ich. »Es sieht so aus, als ob das Wetter mitmachen würde. Der Sturm hat sich jetzt wohl für eine Weile ausgetobt. Sollte er wider Erwarten noch mal aufkommen, treibt er uns eigentlich höchstens noch voran. Das Gegenteil ist eine Flaute.

In diesem Fall... Wie lange reichen unsere Trinkwasservorräte, Alice?«

»Wenn wir alles bis zur Halskrause füllen, zwölf bis vierzehn Tage.«

»Das sollte genügen«, meinte ich optimistisch. »Die Entfernung zur iberischen Nordküste schätze ich auf fünf bis sechshundert Kilometer. Legen wir noch Reserven für Abdrift und Kurskorrekturen dazu, sagen wir tausend. Wenn wir auch nur zwischen sechs und acht Knoten machen, das sind also zehn bis fünfzehn Kilometer pro Stunde, sind es nur drei bis vier Tage. Von wochenlangen Flauten in der Biskaya habe ich noch nie gehört.« Ich tat sehr sicher, obwohl ich natürlich keine Ahnung hatte. Das Abenteuer aber reizte mich, und ich sah ganz deutlich, daß ich Micky voll auf meiner Seite hatte.

»Und wie willst du navigieren?« Elsa hatte die unangenehme Eigenschaft, jedesmal mit schlafwandlerischer Sicherheit den Finger auf die Schwachstellen eines Plans zu legen.

»Tagsüber nach der Sonne, nachts nach den Sternen, das ist doch klar«, warf Micky dazwischen, als ob es die größte Selbstverständlichkeit der Welt wäre, »wie schon vor der Erfindung von Kompaß und Jakobsstab. Im Prinzip machen wir es jetzt auch nicht viel anders.«

Ich stimmte ihm zu. Da Alices Uhr (es war eine Automatikuhr) immer noch einwandfrei lief, während die Quarzuhren längst den Dienst quittiert hatten, konnten wir uns sogar ziemlich genau orientieren. Außerdem hatten wir alle schon ein sehr präzises Zeitempfinden entwickelt, so daß wir oft gar nicht mehr nach der Sonne sehen mußten, um zu wissen, wie weit der Tag – oder die Nacht – fortgeschritten war.

Eine gewisse Unsicherheit gab es natürlich nachts, aber da der Sternenhimmel in der gleichen Richtung und mit der gleichen Geschwindigkeit wandern mußte wie tagsüber die Sonne, konnte eigentlich nicht viel passieren, wenn man sich einen Stern als fixen Orientierungspunkt mit Zeitkorrektur aussuchte.

Wir warteten die Nacht ab, studierten die Bewegungen am nächtlichen Sternhimmel mit der Uhr in der Hand und glaubten

dann zum Schluß, mit der Navigation schon irgendwie zu Rande zu kommen. Den Polarstern und bekannte Sternbilder suchten wir natürlich erst gar nicht, obwohl uns so manches vertraut schien, wenn auch ein bißchen arg verschoben. Wir meinten aber, uns darauf nicht verlassen zu können, weil wir ja nicht wußten, wann wir waren, wenn man es so ausdrücken kann. Abgesehen davon, wären wir auch gar nicht in der Lage gewesen, die Verschiebungen am Sternenhimmel zu berechnen. Deshalb wählten wir ziemlich willkürlich unsere eigenen Sternbilder und Fixpunkte.

Die vier Reisetage waren, wenn der Wind so blieb, reichlich angesetzt. Deshalb stachen wir am nächsten Tag erst gegen Mittag in See, um nicht bei Nacht auf die Küste zu stoßen. Sollte dann am Ende des vierten Tages kein Land in Sicht sein, wollten wir uns einfach östlich halten, wo wir unter allen Umständen wieder die Küste finden mußten. Auf keinen Fall wollten wir vorzeitig Amerika entdecken.

## 15

Während des erzwungenen Aufenthaltes an der bretonischen Küste hatten wir die >Esperanza< von den Muscheln befreit, die sich unter der Wasserlinie an ihr festgesetzt hatten, und jetzt lief sie recht munter über die Wellen. Nachdem wir aus unserer Bucht herausgekommen waren und offenes Meer erreicht hatten, machte sie etwa acht Knoten. Das zeigte jedenfalls unser primitives Log, das wir noch während der Fahrt entlang der Kanalküste gebastelt hatten. Es hatte uns einen halben Tag gekostet, eine ausreichende Strecke am Ufer abzustecken und mit der Uhr in der Hand die Zeit zu nehmen, die die >Esperanza< dafür brauchte. Wir sprachen zünftig in Knoten, weil wir eben auch Knoten am Log hatten, aber sonst war uns der Kilometer vertrauter als die Seemeile, so daß wir jedesmal ein bißchen rechnen mußten. Aber schließlich hielt das unserer Fähigkeit

des Kopfrechnens in Schwung, und am Ende hatten wir uns daran gewöhnt.

Alice ordnete von Anfang an strenge Wasser-Rationierung an. Elsa wollte zunächst protestieren, aber dann ließ sie sich überzeugen, daß man Krüge und Töpfe auch mit Salzwasser spülen konnte und nur im Notfall zum kostbaren Süßwasser zu greifen brauchte. Und mit der Körperwäsche durfte man es auch nicht so tierisch ernst nehmen: Wir sprangen einfach ins Wasser und ließen uns an einem Tau durch die Wellen ziehen. Das Wetter war sowieso wie geschaffen zum Baden, auch wenn das Wasser noch nicht sehr warm war. Der Wachhabende hatte dann dafür zu sorgen, daß die Badenden im Notfall schnellstens wieder eingezogen wurden. Wir hatten gewaltigen Respekt vor Haien (und anderen Ungeheuern?). Die Salzkruste auf der Haut wurde später einfach abgerieben, wenn sie antrocknete.

Das Ruder war die meiste Zeit festgebunden. Als dann die Nacht hereinbrach, die erste, in der es sich zeigen sollte, ob wir auch eine Nachtfahrt bewältigen konnten, maßen wir alle halbe Stunden die Geschwindigkeit und kontrollierten auch immer wieder die Windrichtung. Es hätte ja passieren können, daß der Wind nachts umschlug oder nachließ oder sonst etwas Unvorhergesehenes unternahm.

Auf alle Fälle verdoppelten wir die Wachen; der Schlafausfall konnte am Tage nachgeholt werden, es gab nicht viel zu tun.

Am nächsten Tag ließ der Wind gegen Abend etwas nach.

Wir machten nur noch sieben, dann nur noch sechs Knoten, und die mit Mühe und Not. Eigentlich war es unser Glück, denn schon am nächsten Abend zeigte sich etwas am südlichen Horizont, was wohl Wolken sein konnten, aber auch etwas anderes. Das Tageslicht nahm aber schon rapide ab, und wir konnten diesen Streifen, der da ein bißchen gewölbt aus dem Wasser ragte, nicht eindeutig identifizieren.

»Kein Risiko!« entschied ich kraft selbsternannten Kapitänsamtes schließlich. »Hauptsegel einholen!«

Die >Esperanza< machte jetzt nur noch so viel Fahrt, daß ihr auch ein Fußgänger hätte folgen können.

An Schlaf war unter diesen Umständen nicht zu denken. Wir starrten in die Nacht, bis uns die Augen tränten. Gegen Mitternacht hatten wir genug.

»Sei es, was es will! Mir scheint, daß es größer wird«, meinte Elsa und griff zum Lot. Weniger als zehn Meter Tiefe würde es ziemlich exakt anzeigen. Das war aber nicht der Fall. Trotzdem holten wir auch das kleine Klüver-Ding ein und ließen uns treiben.

Unser Pech war, daß wir gerade Neumond hatten und das Licht der Sterne einfach zu schwach war, um auf größere Entfernung etwas erkennen zu lassen.

Es wurde eine lange Nacht, aber als die Sonne aufging, waren wir heilfroh, übervorsichtig gewesen zu sein. Beinahe direkt aus dem Wasser erhob sich vor uns ein Gebirgszug, der nur das Kantabrische Gebirge sein konnte. Hätten wir abends die Segel nicht eingeholt, wären wir >voll Rohr<, wie Micky sagte, gegen die Küste gedonnert.

Jetzt konnten wir sie natürlich wieder hochziehen; wir hielten etwas schräg steuerbord auf diese Küste zu und suchten nach einer Bucht oder Flußmündung, wo wir vor Anker gehen konnten. Gegen Mittag fanden wir schließlich, was wir suchten.

»Eigentlich ein Wunder, daß wir so genau gesegelt sind! Eine richtige Punktlandung haben wir gemacht«, sagte Micky, als wir das Lager am Ufer errichtet hatten. Wir hatten vor, hier etwas länger zu bleiben, ein bis zwei Tage.

»So groß ist das Wunder auch wieder nicht«, dämpfte ich. »Die spanische Nordküste hat eine Länge von gut und gern fünfhundert Kilometern, schätze ich. Es gehört schon sehr viel dazu, sie zu verfehlen, wenn man den Kurs einigermaßen hält.«

»Und was kommt jetzt?« interessierte sich Alice.

»Tja«, meinte ich, »das wird schwierig. Wenn ihr wollt, können wir sogar schon hier irgendwo bleiben. In den Bergen da oben gibt es jede Menge Erze, Eisen vor allem, dann Kohle; allerdings kommen wir da kaum ran. Eisen aber müßte erreichbar sein, vielleicht mit ein bißchen Buddeln. Wasser ist auch vorhanden. Landwirtschaft, hm, das müßte Elsa entscheiden.«

Kommt mir hier ziemlich steinig vor. Dazu atlantisches Klima, also mild. Die Zwanzig-Grad-Temperaturlinie verläuft allerdings südlicher, schneidet meiner Meinung nach Portugal. Jedenfalls war es zu unserer Zeit so. Ansonsten kenne ich mich hier gar nicht aus.«

»Mit anderen Worten, du möchtest weiter.« Elsa erkannte es wieder einmal auf Anhieb.

»Würde ich fast empfehlen«, gab ich zu. »Wir sollten die Gegend doch ein klein wenig kennen, in der wir uns ansiedeln. Aber auch sonst möchte ich südlicher. Ich mag es warm, und der Atlantik ist im Winter ein rauhbeiniger Geselle. Übrigens denke ich diesmal auch an Elsa, die zwar nie geklagt hat, aber die beiden letzten Winter nicht sehr gut vertragen hat. Ihr wißt ja, daß sie nicht so ganz gesund ist und viel Wärme braucht.«

Elsa erwiderte nichts, was ein Zeichen dafür war, daß sie mir zustimmte. Dafür wollte es Alice konkret wissen: »Nach Süden also. Gut. Und wohin da? Und wie?«

»Wie – ganz einfach! Zunächst westlich die Küste entlang, dann nach Süden, auch die Küste entlang. Wohin? Da gibt es schon mehr Möglichkeiten. Das kann die Atlantikküste irgendwo in Portugal sein, das kann aber auch irgendwo bei Cadix sein; ich kann mir vorstellen, daß der Guadalquivir eine ganze Menge fruchtbares Land in seiner Mündung angeschwemmt hat, er kommt ja aus der Sierra. Es muß ja nicht unbedingt das Sumpfgebiet sein, ein Stück weiter finden wir sicher etwas.«

»Sumpfgebiet – das heißt Mücken, und die mag ich nicht«, protestierte Micky.

»Bitte, ich habe noch mehr anzubieten. Zum Beispiel an Gibraltar vorbei und die Küste entlang...«

»... bis nach Calpe zum Ifach«, ergänzte Micky befriedigt. In Calpe kannte er sich aus, da hatten wir den Urlaub verbracht.

»... oder vielleicht gar an die Costa del Azahar oder bis hinauf zum Ebro-Delta, wie es euch gefällt«, fuhr ich fort.

»Und wie weit ist das noch? Ich stelle mir die Karte der Iberischen Halbinsel vor...« Natürlich war es Elsa, die jene Frage stellte, die mir am wenigsten schmeckte. Sie mag lange Reisen

nicht, und ich hatte den Verdacht, daß es ihr jetzt schon reichte.

»Ich kann nur raten«, begann ich vorsichtig. »Wenn wir annehmen, daß die spanische Nordküste wirklich fünfhundert Kilometer lang ist, und wenn wir bedenken, daß die Iberische Halbinsel eine entfernte Ähnlichkeit mit einem halbwegs gleichseitigen Dreieck hat, dann würde ich so aus dem hohlen Bauch heraus schätzen, daß es bis Gibraltar noch etwa fünfzehnhundert Kilometer sind und zum Ebro noch einmal ungefähr tausend. Aber das ist sehr grob geschätzt, nagelt mich nicht fest.«

Das waren erschütternde Zahlen. Alice konnte damit nicht viel anfangen. Sie wollte es anders wissen: »Und wieviel haben wir seit dem Start zurückgelegt?«

»Keine Ahnung«, antwortete ich aufrichtig. »Seit wir auf See sind, vielleicht ebenfalls fünfzehnhundert, nach grober Schätzung. Ich bin großzügig, hundert oder zweihundert Kilometer mehr oder weniger stören mich nicht.«

Daraufhin blieb es eine Weile still, jeder rechnete und überlegte, überschlug in Gedanken das Dafür und das Dawider. Dann gab sich schließlich Elsa einen Ruck.

»Ich würde sagen, auf alle Fälle mal die erste Etappe, von der du sprachst – Gibraltar, besser gesagt Guadalquivir.«

Die Aussicht auf fruchtbare Erde hatte es ihr angetan. Mich hätten dort mehr die reichhaltigen Bodenschätze der Sierra Morena gereizt, wenn ich mich recht erinnerte.

Doch hatte ich den leisen Verdacht, daß wir insgeheim alle bis an den Ebro wollten, schließlich war er uns vertraut. Die Fremde reizt vielleicht, man will sie erobern, aber am Ende sucht man wohl auch dort das Bekannte, das Vertraute.

Wir frischten also unsere Vorräte auf, suchten auch routinemäßig die Umgebung nach Spuren aller Art ab und überholten die >Esperanza<. Wieder hatte sich unter der Wasserlinie eine Menge Minifauna angesiedelt. Auch sonst sahen wir nach, ob alles in Ordnung war, um die >Esperanza< nach der Gewalttour der letzten Tage wieder seeklar zu machen.

Darüber verging der nächste Tag, so daß wir eine weitere

Nacht an Ort und Stelle verbrachten. Unseren künftigen Farmbewohnern war es offenbar nur willkommen.

Über die weiteren Etappen ist kaum etwas zu berichten. Wir kamen gut voran, ohne zu hetzen. Das heißt, daß wir stets zeitig anlegten und auch nicht gleich nach Sonnenaufgang starteten.

Am dritten oder vierten Tag war es dann, als uns Micky, der gerade Wache schob, aus einem trägen, verschwitzten Mittagschlaf scheuchte.

»Das Ende der Welt!«

Er hatte ganz offensichtlich recht: Weiter nach Westen ging es nicht mehr, die Küstenlinie – obwohl sie hier wegen der zerklüfteten Felsen und Kaps und Vorsprünge nur sehr schwer auszumachen war – verlief jetzt südlich. Ob es wirklich Cap Finisterre war, das »Ende der Erde«, der westlichste Punkt des europäischen Festlandes, kann ich freilich nicht sagen.

Natürlich nahmen wir jetzt auch Kurs Süden, mit respektvollem Abstand von der Küste, den wir uns in den letzten Stunden angewöhnt hatten. Wer konnte schon wissen, wie weit die Klippen ins Meer hinaus reichten? Die »Esperanza« mochte durchaus seetüchtig sein, das hatte sie schließlich schon bewiesen, aber sie war kein Panzer. Den Zusammenstoß mit einem Riff hätte sie kaum überstanden. Und der Atlantik schickte hier eine große Welle nach der anderen gegen die Felsen. So hielten wir uns denn immer in Sichtweite der Küste, aber nicht näher. Erst gegen Abend näherten wir uns vorsichtig, um eine Bucht für die Nacht zu suchen.

Vielleicht war diese Vorsicht unser Glück. Denn diesmal hätten wir kaum Zeit gehabt, eine geschützte Ankerstelle zu finden. Ich sagte schon, daß die Hitze irgendwie unerträglich geworden war, so richtig schwül, und überhaupt nicht so, wie wir diese Breiten in Erinnerung hatten, mit einem leisen kühlenden Hauch vom Meer her. Wind schien es wohl gar nicht zu geben, weil wir nur so dahindümpelten.

Eigentlich hätte uns das alles warnen müssen. Wir hätten erkennen müssen, daß das nicht normal war, daß sich da etwas zusammenbraute. Aber wie schon gesagt, wir dümmerten

schwitzend vor uns hin, unfähig, einen vernünftigen Gedanken zu fassen.

Jedenfalls traf uns – und die >Esperanza< – dieser Windstoß aus heiterem Himmel, der urplötzlich gar nicht mehr heiter war, wie ein Keulenschlag.

Die >Esperanza< erzitterte, sie schien richtig beleidigt zu sein, legte sich gefährlich auf die Seite, nahm wohl auch ein bißchen Wasser, richtete sich dann aber doch wieder auf, bereit, den Kampf aufzunehmen. Denn dieser stand ihr – und uns – jetzt bevor. Die Trägheit fiel sehr schnell von uns ab.

Ich sprang zum Hauptsegel (noch nie hatte ich es so schnell eingeholt und verschnürt) und rief den anderen zu:

»Die Schotten dicht! Deck klar!«

Die einzigen >Schotten< waren die beiden Kabinentüren und die Luken, die wir an den Verschlagen für die Kaninchen und Enten angebracht hatten. Elsa und Alice dichteten sie so gut wie möglich ab. Was lose an Deck lag, wurde entweder weggeräumt oder festgemacht. Unter Deck wurde alles angebunden, was beweglich war.

Mittlerweile flogen wir nur so durch die Wellen. Micky und ich hielten krampfhaft das Steuer fest; wir hatten große Mühe damit. Die >Esperanza< ächzte unter der Wucht der Böen.

Es wurde ganz dunkel, und die himmlischen Schleusen öffneten sich. Die Küste war unseren Blicken längst entschwunden, auch deshalb, weil die Sicht kaum über das Boot hinaus reichte. Ich hatte irrsinnige Angst, daß wir gegen die Klippen prallen könnten, und versuchte, die >Esperanza< einfach vor dem Wind zu halten. Ich hatte den Eindruck, daß er – zumindest die erste große Bö – aus Nordost gekommen war. Indem ich sie vor dem Wind hielt, konnten wir sie vielleicht vor dem Schiffbruch an der Küste bewahren. Und uns mit ihr, natürlich. Außerdem stampfte die >Esperanza< dadurch nur noch und schlingerte nicht so furchterregend.

Andererseits trieb uns aber der Wind auf den Atlantik hinaus. Und welch Wind! Der Sturm vor der Bretagne war gar nichts dagegen gewesen. Wir hofften nur, daß er deshalb um so kürze-

re Zeit toben würde.

Wir hofften Stunde um Stunde, bis es Nacht und dann offenbar wieder Tag wurde. Und hofften weiter, weil der Sturm durchaus nicht nachlassen wollte.

Irgendwann kam wohl auch der Punkt, da wir schon mit allem abgeschlossen hatten und uns nur noch >aus reiner Sturheit< auf den Beinen hielten, wie Micky später meinte: »Weil einem doch dieses masselose Etwas, das sich Wind nennt, nicht das Leben vermiesen darf.«

Hin und wieder wankte jemand zur Kabine, so weit reichten die Taue, mit denen wir uns angebunden hatten, um ein Stück Rauchfleisch abzusäbeln, das man kauen konnte. Das kam aber erst später, als wir sozusagen nur noch in Reflexen lebten. >Bedingte Reflexe<, meinte Micky später, weil der Sturm, das Festhalten, das Wanken und alles, was sich sonst noch an Deck abspielte, nicht mehr bewußt geschah, sondern wirklich nur noch auf grund von Reflexen, die von diesem oder jenem äußeren Einfluß hervorgerufen wurden.

Und kalt und naß war es! Unsere hirschledernen Jagdhemden, die wir übergezogen hatten, fühlten sich an wie Autoleder und klebten auch so am Körper. Wodurch die Kälte noch empfindlicher wurde.

»Ich kann gar nicht so schnell bibbern, wie mir kalt ist«, klagte Alice einmal, wußte aber, daß ihr niemand helfen konnte. »Um Gottes willen, das Feuer ist aus!« Damit erinnerte sie sich an ihr wichtiges Amt.

»Mach dir nichts draus!« Ich schnappte nach Luft. »Wenn das hier vorbei ist, konzentrieren wir alle einen scharfen Blick auf einen Punkt, wo dann sicher Rauch aufsteigen wird. Jetzt sollten wir aber scharf nach vorn schauen, ob nicht schon Amerika vor uns liegt!«

Es war uns wahrlich nicht nach Späßchen zumute. Aber für eine Weile konnten wir uns auf diese Weise doch wieder ein bißchen aufrichten.

Die Bemerkung über Amerika war übrigens nicht als Witz gedacht. Wir hatten jeden Sinn für Zeit, Raum und Geschwin-

digkeit verloren. Letztere mußte dabei gewaltig sein, bestimmt brachen wir damals alle Rekorde. Und irgendwo auf unserem Weg mochten durchaus die Kanarischen Inseln oder die Azoren liegen, »Wenn nur dieser verdammte Wind und der noch verdammtere Regen aufhören würde!« schimpfte Micky. »So viel Wasser gibt es gar nicht, wie da herunterkommt. Man kann ja vor lauter Wasser nicht mal die Hand vor den Augen sehen!«

Meiner Schätzung nach dauerte es noch zwei weitere Tage, bis man die erwähnte Hand vor den erwähnten Augen wieder sehen konnte. Dann aber hatte sich das Unwetter ausgetobt. Und es ging plötzlich sehr schnell: Der Wind beruhigte sich, der Regen hörte auf, es wurde heller, dann riß auch die Wolkendecke auf, und mit einem Mal drang sogar die Sonne durch und schien auch die letzten Wolken wegzufegen. Es war wie ein Wunder, in Minutenschnelle passierte das alles. So schien es uns wenigstens, in Wirklichkeit dauerte es sicher länger; nur hatten unsere abgestumpften Sinne die Veränderung erst sehr spät registriert. Die See ging allerdings weiterhin hoch. Ich konnte mir denken, daß es eine Zeitlang dauern würde, bis sich die Wellen etwas beruhigten. Darum hielten wir die >Esperanza< weiter auf Westkurs, um die Wellen zu schneiden. Eine Rückkehr zur Küste wäre ja nur durch Kreuzen gegen den Wind zu schaffen gewesen, und das war uns unter diesen Umständen noch zu riskant.

Die Sonne stand sehr hoch am Himmel, es mußte kurz nach Mittag sein, aber wir teilten trotzdem Wachen ein, um uns schlafen legen zu können. Diese zwei – oder waren es drei? – Tage hatten uns die letzten Reserven abgefordert.

Ich hatte kaum die Augen geschlossen, schon rüttelte mich wieder jemand wach. Es war Alice, die die Wache nach mir und Micky übernommen hatte; also mußte ich mindestens zwei Stunden geschlafen haben.

»Papa, Land in Sicht!«

»Quatsch!« sagte ich. »Du träumst, und schlafende Wachen müssen kielholen. Warte, bis ich wieder munter bin, dann kannst du was erleben!« Und drehte mich wieder um.

»Papa, wirklich, komm schnell!«

Ich brauchte ein paar Sekunden, bis ich wieder da war, kroch aus der Koje und an Deck – und sah es auch: Wir hielten schnurgerade auf eine Küste zu. Alice hatte offenbar ihren Augen auch nicht so getraut und wollte ganz sichergehen, weil wir der Küste schon bedenklich nahe waren. Das Land vor uns war entweder richtiges Festland oder eine sehr große Insel, weil sich am Horizont ein mächtiges Gebirge abzeichnete. Und vor der Küste etwas, was mich sofort zur Aktivität antrieb.

»Alle Mann an Deck!« schrie ich. Ein Blick zur Sonne sagte mir, daß der Abend nicht mehr weit war, fünf Uhr vielleicht. Ortszeit? schoß mir durch den Kopf. Da kamen auch schon Elsa und Micky aus den Kabinen hervorgekrochen.

»Hauptsegel setzen! Steuer nach backbord, die Küste entlang!« entschied ich.

Wir mußten einen Ankerplatz für die Nacht finden, aber der weiße Streifen vor der Küste, den ich vorhin bemerkt hatte, sah mir zu sehr nach einer gefährlichen Brandung aus.

»Schon Amerika?« fragte Micky.

»Ganz sicher«, antwortete ich, »gleich rechts geht's nach Texas, und weiter hinten in Dakota tummeln sich Cowboys und Indianer.«

Ich hatte es mich allerdings auch schon gefragt. Aber natürlich konnte es nicht Amerika sein. Wenn der Wind die Richtung während des Sturms allerdings beibehalten hatte, gab es eigentlich nur zwei Möglichkeiten – die Kanarischen Inseln oder die Azoren. Warum ich aber auf Südkurs gegangen war, weiß ich bis heute nicht zu sagen. Ich hätte ja genausogut >steuerbord< sagen können. Es gab ja nur zwei Möglichkeiten, fünfzig zu fünfzig, sozusagen.

Jedenfalls liefen wir jetzt recht munter mit Südkurs die Küste entlang. Ganz vorsichtig korrigierte ich etwas nach West, um näher heranzukommen, hielt mich aber respektvoll von der Brandung weg.

Nach vielleicht einer Stunde stieß mich Alice an.

»Irre ich mich, oder ist da ein Loch?« Sie zeigte voraus.

Sie hatte die besten Augen von uns, ich konnte noch keine Unterbrechung des Brandungstreifens ausmachen. Trotzdem: »Hauptsegel einholen!«

Fünf Minuten später mußte ich Alice recht geben und steuerte direkt auf die Lücke in der Brandung zu.

»Ich weiß zwar nicht, wie wir wieder rauskommen, aber sei's drum! Festhalten! Wer nicht schwimmen kann, ist selber schuld!«

Ich fürchtete um die Kiele, aber es war genug Wasser unter uns. Die >Esperanza< zitterte und wackelte zwar ein bißchen, aber sie lief brav durch und glitt in ruhiges Wasser. Wir holten auch den Klüver ein und ließen sie dann schön weich auf dem breiten Ufersandstreifen auflaufen. Wir waren gelandet.

## 16

Wir warfen die Anker in den Sand, obwohl keine Gefahr bestand, daß die >Esperanza< abtreiben würde – wir waren in einer Lagune. Ein herrlicher Sandstrand erstreckte sich, so weit wir blicken konnten, entlang eines dschungelartigen Waldes. Die Vegetation mutete – uns wenigstens – tropisch an.

»Dort – ein Bach!« machte Micky eine freudige Entdeckung. Wir hatten uns schon um unsere Trinkwasserkrüge gesorgt.

Da fielen uns dann auch unsere Tiere wieder ein – jetzt erst, muß ich beschämt zugeben. Leider hatten sie den Sturm nicht überlebt, wie sich herausstellte. Kein einziges. Das war eine mittlere Katastrophe, aber ändern konnten wir da nichts mehr. Wir trösteten uns, daß wir eben wieder neue einfangen mußten. Vielleicht mußten wir auch noch so manchen anderen unserer Pläne ändern...

Zunächst aber dachten wir an uns selbst. Wir füllten die Wasserkrüge im Bach und hatten auch endlich wieder einmal ein richtiges Abendessen. Micky hatte einen großen Vogel erlegt, den wir über einer schnell gebauten Feuerstelle brien. Mein

Geheimtip mit der Fotolinse bewährte sich endlich in der Praxis, so daß Alice auch wieder ihr Amt als Hüterin der Flamme antreten konnte.

»Die Nacht aber verbringen wir an Bord, mit Wachen«, sagte ich. »Der Dschungel da ist mir zu unsicher. Weiß der Kuckuck, was sich da alles verbirgt.«

»Dem Lärm nach zu schließen, der von dort herüberkommt, ist die gesamte Tierwelt vertreten«, pflichtete mir Micky bei.

Elsa bewegten jedoch andere Gedanken. »Und morgen?« fragte sie.

»Tja, morgen«, erwiderte ich, »ich weiß selbst nicht so recht. Der Sturm hat unsere Pläne gewaltig durcheinandergebracht. Wir brauchen mindestens eine Woche, wahrscheinlich aber viel länger, bis wir wieder an der europäischen Küste sind. Denn das hier ist ganz sicher nicht Europa, auch nicht Afrika.«

»Amerika?« griff Micky seinen Vorschlag vom Nachmittag auf.

»Bring den geschichtlichen Ablauf nicht durcheinander!« wies ich ihn zurecht. »Du darfst Amerika nicht vor Erik dem Roten und Kolumbus entdecken, jedenfalls nicht offiziell. Aber das ist im Moment auch gar nicht die Frage. Denn dieses hier ist ganz bestimmt nicht Amerika. So weit kann uns der Sturm gar nicht nach Westen getrieben haben. Außerdem – schau dir diese Berge an, da oben liegt Schnee. Das bedeutet in diesen Breiten, daß sie mindestens fünf- oder sechstausend Meter hoch sind. Das gibt es aber nur in den Kordillern, den Anden, und die befinden sich an der südamerikanischen Westküste. Nein, nichts zu machen, wir sind hier irgendwo mitten im Atlantik.«

»So hohe Berge gibt es aber auch auf keiner atlantischen Insel«, konterte Alice. »Nicht in der tropischen oder subtropischen Zone, soviel ich weiß.«

»Und darüber zerbreche ich mir schon seit Stunden den Kopf«, gab ich zu. »Es gibt dafür natürlich eine Reihe Erklärungen. So hat zum Beispiel Plato...«

»Atlantis?« unterbrach mich Micky ganz aufgeregt. Offenbar hatte er doch in meiner Bibliothek gestöbert.

»Eben«, sagte ich. »Nur sind Platos Dialoge zum Thema meist als Allegorien gedeutet worden, jedenfalls von den vernünftigen Leuten. Ich persönlich habe mich immer schon geweigert, sie anders zu sehen.«

»Und ist es denn völlig ausgeschlossen, daß...?«

»Das ist ja das Problem. Rund fünftausend Bücher sollen darüber geschrieben worden sein, habe ich einmal gelesen. Aber niemand konnte schlüssig beweisen, ob es Atlantis gab oder nicht. Es gibt eine Menge Hinweise, aber keinen Beweis. Ohne Beweis aber kein Urteil. Und so lange der Angeklagte nicht verurteilt ist, gilt er als unschuldig.«

»Und wenn dies hier gerade der Beweis ist?« Micky wollte nicht lockerlassen.

»Dann könnten natürlich wir das Urteil abgeben. Aber wie willst du den Beweis erkennen? Wen willst du fragen? Andererseits – wäre dies hier Atlantis, wüßten wir in gewisser Hinsicht endlich Bescheid.«

»Wieso?«

»Wir könnten uns – zumindest annähernd – in der Zeit orientieren. Laut Plato ist Atlantis vor rund zwölftausend Jahren im Meer versunken. Ist dies die Insel, sind wir also mindestens um diese zwölftausend Jahre zurückversetzt worden. Jedoch kaum weiter als fünfzehntausend Jahre. Das ist natürlich ein Näherungswert. Es können genausogut sechzehntausend oder achtzehntausend Jahre sein.«

»Und warum nicht weiter zurück?«

»Weil wir sonst in die Eiszeit geraten wären, und das – sage ich euch – hätten wir bestimmt gemerkt.«

»Es könnte ja gerade eine Zwischeneiszeit herrschen.« Micky gab sich streitlustig.

»Glaube ich nicht«, versetzte ich. »Die Eiszeit hat – wenn ich in der Schule aufgepaßt habe – so einiges in Europa verändert. So soll allein die Wasserscheide zur Donau vor der letzten Eiszeit viel weiter nördlich verlaufen sein. Die Bühler, glaube ich, floß damals zur Donau und nicht in den Kocher. Ob es den Kocher in seiner heutigen, auch nach unseren Kenntnissen heuti-

gen, Erscheinungsform gab, ist sehr fraglich. Wir sind auch ungehindert bis zur Nordsee und -besonders wichtig, meines Erachtens – durch den Kanal in den Atlantik gekommen. Das wäre vor der letzten Eiszeit, der Würmzeit, kaum möglich gewesen.«

»Aber dann hätten wir doch auf Menschen stoßen müssen.« Das war Alice. »Der Neandertaler lebte ja bereits vor oder während der letzten Eiszeiten. Und ganz in unserer Nähe, irgendwo bei Düsseldorf.«

»Der müßte bereits ausgestorben sein.«

»Und die zahlreichen anderen Kulturen? Der Cro-Magnon-Mensch, zum Beispiel, oder alle die anderen... es gab ja eine ganze Reihe!«

»Richtig, die müßte es irgendwo geben. Allerdings sind wir ihnen ausgewichen, jedenfalls ihren Hauptverbreitungsgebieten. Es gab eigentlich nur zwei Stellen, wo wir welche finden konnten – in der Bretagne und an der spanischen Nordküste. Daß dies nicht geschehen ist, läßt sich leicht erklären. Es gibt noch nicht alle paar Kilometer ein Dorf oder eine Stadt. Die Menschen leben noch nicht in großen Ansammlungen, einfach deswegen, weil sie noch recht spärlich gesät sind. Außerdem sind es – immer vorausgesetzt, daß dies hier Atlantis ist, unsere zeitliche Fixierung also stimmt – Sammler und Jäger, die nicht an einem Ort leben. Kleine Gruppen meist, die herumwandern. Und jetzt bitte ich um die mathematische Berechnung der Wahrscheinlichkeit eines Zusammentreffens mit ihnen. Ich gehe jede Wette ein, daß man da sagen kann >Eins zu<, und dann schreibt man eine Eins und eine Menge Nullen hin.«

»Aber ihre Spuren hätten wir finden können«, wandte Micky ein.

»Kaum. Du selbst weißt ja noch aus unserer Zeit in Hall, und mit dieser ist das Leben dieser Menschen durchaus vergleichbar, wie sich Jagdbeute und Sammelfunde beinahe restlos verwerten lassen. Da gibt es kaum Abfall. Jedenfalls kaum solchen, den wir auch als Abfall erkennen würden. Und du weißt auch selbst, daß man einem sauber abgenagten Knochen nicht

ansieht, wer ihn abgenagt hat. Zumindest erkennen wir Laien es nicht.«

Elsa hatte sich bis jetzt aus der Debatte herausgehalten. Nun griff sie ein: »Dann verstehe ich nicht, warum du so sehr auf die Reise nach dem Süden versessen warst. Die Wärme und das Klima allein waren es doch nicht.«

»Stimmt«, gab ich zu. »Obwohl gerade diese beiden Argumente ausschlaggebend waren. Aber du hast recht, wenn du meinst, daß ich vor allem Menschen am Mittelmeer zu finden hoffte. Und in Spanien, das wißt ihr doch, gab es eine Menge Funde, die auf Besiedlung hinwiesen.«

»Du meinst die Höhlenmalereien?« fragte Alice.

»Zum Beispiel. Eine Höhle lädt zum längeren Aufenthalt ein, auch wenn man vielleicht längere Sammel- und Jagdstreifzüge machen muß. Obwohl mir Höhlenmenschen nicht gerade geschmeckt hätten. Eher hoffte ich, daß uns das Vorfinden zum Beispiel der Höhlenmalereien gesagt hätte, daß wir über diese Etappe bereits hinaus sind.«

»Und jetzt denkst du anders?«

»Noch nicht. Aber wenn dies hier Atlantis ist, dann sind wir mindestens Zwölftausend Jahre im Rückstand, um es mal so auszudrücken. Die älteste Stadt aber, die entdeckt wurde, im Mittleren Osten irgendwo, datiert aus der Zeit vor acht- oder zehntausend Jahren. Voraussetzung einer Kultur, mit der wir etwas anfangen können, ist aber eine Stadtkultur.«

»Das heißt, wir wären in Spanien zu früh dran gewesen?« Alice ließ nicht locker.

»Genau das. Alles natürlich unter der Voraussetzung, daß dies hier Atlantis ist. Atlantis im politisch-historischen Sinn natürlich. Da ist es egal, ob dieses Land hier einmal Atlantis, Azoren oder Kanarische Inseln heißen wird.«

»Name ist Schall und Rauch«, sinnierte Alice.

»Eben.«

»Und was hilft uns das?« Elsa, die Praktische.

»Gar nichts, im Moment«, gab ich zu. »Im Gegenteil, es kompliziert nur die Lage. Wir haben jetzt eine Menge Fragen

aufgeworfen, die beantwortet werden wollen.«

Jetzt schaltete sich wieder Micky ein: »Papa meint es so: Wenn dies Atlantis ist, dann hatte Plato beziehungsweise Solon recht – von dem hatte er es nämlich. Ich habe deinen Berwitz gelesen.« Er schielte mich an. »Atlantis mit seiner Kultur, seiner Macht, seinem Staatswesen hat Plato noch nach neun- oder sonstviel tausend Jahren Respekt abgenötigt.«

»Das heißt, ihr wollt hierbleiben?« beschuldigte uns Elsa.

»Ich würde eher sagen, wir sollten uns hier umsehen. Micky hat den Grund angedeutet. Da wollen wir jetzt schon Gewißheit haben.«

»Und wie lange? Ich möchte irgendwann irgendwo endgültig Fuß fassen. Notlösungen gehen mir langsam auf die Nerven.« Das war es, was das Leben mit Elsa immer so geordnet machte – sie brauchte klare Verhältnisse, sie war für das Greifbare, das Eindeutige. Und wenn es nicht so war, dann wollte sie es so schnell wie möglich so haben oder zumindest wissen, wie und wann es so sein würde.

»Gehen wir's doch durch!« schlug ich vor. »Wir haben jetzt Juli. Auch wenn wir sofort wieder nach Europa aufbrechen, brauchen wir bei dem Wind, gegen den wir kreuzen müssen, mindestens zwei Wochen, eher drei, bis wir irgendwo bei Gibraltar sind. Wobei ich gar nicht weiß, wo wir es jetzt suchen sollten. Da haben wir dann schon August, dann möglicherweise noch mal drei oder vier Wochen bis zum Ebro, die Suche nach einer geeigneten Stelle für den neuen Wohnort bereits eingerechnet. September. Das reicht noch, um uns einzurichten. Der Winter kommt dort recht spät.«

»Und wo liegt dann das Problem?« Alice kannte mich, sie wußte, daß die Gegenargumente erst kommen würden.

»Nun ja, nehmen wir an, wir finden auch in Spanien keine Menschen, womit wir durchaus rechnen müssen. Dann wäre ein Provisorium notwendig, weil wir später weitersegeln müßten, wahrscheinlich in den Nahen Osten. Das möchte ich aber nicht im Herbst oder im Winter. Das sonst so liebe Mittelmeer soll für eine Winterreise ziemlich ungeeignet sein: ruppig und

voller Überraschungen, habe ich irgendwo gehört.«

»Und wir würden uns ewig Vorwürfe machen, wenn wir uns hier nicht Gewißheit verschafft hätten, daß wir hier vielleicht die große Chance vertan haben«, eiferte Micky. Entdeckungsfahrten reizten ihn schon immer.

»Deshalb schlage ich vor, wir segeln jetzt mal weiter nach Süden«, griff ich den Faden wieder auf. »Sagen wir zwei oder drei Wochen. Das ist zwar nicht sehr viel, weil wir wahrscheinlich viel Zeit mit Nachforschungen verlieren werden, aber immerhin. Bleibt der Erfolg aus – wir können ja auch auf Platos Atlantis noch zu früh dran sein –, starten wir in Richtung Osten. Wenn wir Glück haben, erwischen wir günstigen Wind, zumindest eine günstige Strömung am Nordrand des Passats, und haben dann nur insgesamt eine oder zwei Wochen verloren. Aber auch im widrigsten Fall sind wir spätestens Oktober an der Costa Bianca, oder wir bleiben irgendwo am Guadalquivir. Dort ist es zwar dann schon etwas windig, aber wenn wir uns ins Zeug legen, können wir dem Winter doch noch ruhig entgegensehen. Im allerschlimmsten Fall können wir auch hier noch überwintern, wobei meines Erachtens von einem Winter kaum die Rede sein kann.«

Man akzeptierte den Vorschlag. Mir schien sogar, als ob gerade der letzte Satz bei Elsa den Ausschlag gegeben hätte. Sie fühlte sich – trotz aller Müdigkeit – in diesem Klima hier ausgesprochen wohl. Ich sagte schon, daß sie nicht sehr gesund war und die Wärme ihr guttat. Alice reizte wohl der >historische< Aspekt der Sache. Und Micky? Für den war es natürlich ein Riesenabenteuer. Wie für mich.

Bei der Ausfahrt aus der Lagune hatten wir entgegen meinen Befürchtungen keine Schwierigkeiten – ich hatte vergessen, daß es Gezeiten gibt. Mit dem Beginn der Ebbe kamen wir oh-

ne Probleme aufs offene Meer hinaus.

Wir hielten die >Esperanza< wieder so nahe an der Küste, wie es uns die Wassertiefe erlaubte; einer von uns saß immer am Bug und gab acht, daß wir nicht gegen ein Riff stießen. Das Meer war verhältnismäßig ruhig, das Wasser meter tief klar und durchsichtig.

Gleichzeitig suchten wir die Küste nach sichtbaren Spuren einer Besiedlung ab. Und wenn irgendwo ein Bach oder gar ein Fluß ins Meer mündete, steuerten wir die Mündung nach Möglichkeit an. Wo sonst sollten sich Menschen angesiedelt haben?

Ins Landesinnere wagten wir uns nicht vor, weil wir da kaum jemanden anzutreffen glaubten. Auch war das Gelände sehr gebirgig und zu >Wanderungen< höchst ungeeignet. Außerdem wollten wir kein unnützes Risiko eingehen – wir konnten ja auch einem wilden Tier begegnen, dem wir vielleicht nicht gewachsen waren. Ich persönlich hatte darüber hinaus seit jeher etwas gegen Schlangen, und nicht nur gegen giftige. Was wußten wir schon von dem Viehzeug, das da krechtete und fleuchte?

Ich muß sagen, daß bei unseren Landungen unser Mut nicht sonderlich wuchs. Nirgends eine Spur, nicht die geringste Andeutung, daß hier jemand schon vor uns gewesen war, obwohl wir prächtige Stellen fanden, die für eine Siedlung wie geschaffen waren. Elsa meinte wiederholt, da oder dort könnte es ihr gefallen. Und das hieß schon etwas!

Zwei Wochen später – wir wollten die Suche schon aufgeben – bemerkten wir, daß das Gebirge ins Landesinnere zurückwich, um einem Küstenstreifen Platz zu machen, der immer breiter wurde. Auch der Ring der vorgelagerten Riffe verschwand nach und nach. Wir beschlossen, noch einen oder zwei Tage zuzugeben.

Und am nächsten Vormittag sahen wir etwas, was wir schon fast vergessen hatten: Der Dschungel wurde von bebautem Boden abgelöst. Es waren unverkennbar Felder, die sich am Waldrand erstreckten. Wir konnten gerade nicht ans Ufer, um alles genauer zu untersuchen, aber ein Irrtum war nicht möglich; an einer Stelle stieg sogar eine dünne Rauchsäule zum Himmel

auf. Es mußte jemand da sein!

Wir holten jetzt aus der >Esperanza< heraus, was der Wind hergab; irgendwo an der Küste mußte doch ein bewohnter Ort auftauchen! Am späten Nachmittag umschifften wir eine Landzunge, hinter der sich eine tiefe Bucht öffnete. Unzweifelhaft mündete hier ein größerer Fluß. Und in der Flußmündung konnten wir tatsächlich eine Stadt ausmachen!

Für nähere Betrachtungen blieb uns keine Zeit: Kaum waren wir in die Bucht eingeschwenkt, lösten sich fünf Kanus vom Ufer, die auf uns zuhielten. Man mußte uns schon früher bemerkt haben. Vielleicht gab es Beobachter oder Wachen auf oder jenseits der Landzunge.

»Ob das Kriegsboote sind?« fragte Micky plötzlich. Die Kanus waren näher gekommen, und wir sahen, daß sie voll besetzt waren und die Ruderer mit ihren Paddeln rhythmisch ins Wasser stachen.

»Frag mich was Leichteres«, versetzte ich, ebenfalls etwas beunruhigt.

Unser erstes Zusammentreffen mit Menschen seit fast drei Jahren! Wir hatten uns danach praktisch ununterbrochen gesehnt und eigentlich nie in Betracht gezogen, daß diese Begegnung nicht unbedingt friedlich verlaufen mußte.

»Auf keinen Fall wollen wir Feindschaft zeigen«, warnte ich. »Aber auch keine Angst. Jeder sollte seine Waffen griffbereit heben, aber niemand darf etwas in der Hand halten. Micky, du übernimmst das Steuer, Elsa und Alice halten sich für eventuelle rasche Manöver bereit. Im schlimmsten Fall türmen wir, fürs erste jedenfalls, bevor wir einen zweiten Versuch wagen. Aber das nur im Notfall. Zunächst wollen wir mal sehen, wie sich die Dinge entwickeln.

Aber nichts geschieht ohne mein Kommando. Lächeln und Nerven behalten!«

Die >Esperanza< glitt mit unverminderter Geschwindigkeit dahin, so daß wir bald in Rufnähe der Kanus gerieten.

»Hauptsegel einholen!« rief ich vom Bug aus und stellte mich mit ausgebreiteten Armen hin, die Handflächen nach vorn. Ich

wollte meine leeren Hände zeigen.

Sozusagen als Antwort kam vom mittleren Kanu ebenfalls ein Kommando, worauf die Boote jäh anhielten. Ein junger Mann mit einem kurzen weißen Umhang erhob sich am Heck des mittleren Kanus und rief uns etwas zu. Sicher eine Frage.

Ich ließ die Arme sinken.

»Tut mir leid, Junge!« rief ich zurück. »Deine Sprache war zu meiner Zeit nicht Pflichtfach.«

Dann winkte ich ihm freundlich zu und wies zur Flußmündung.

Der junge Mann zögerte einen Augenblick, winkte dann zurück und gab einen Befehl, worauf sein Boot auf der Stelle wendete, während die restlichen vier sich zu einer Eskorte um die >Esperanza< formierten. Dann zeigte der junge Mann in Richtung Stadt und winkte uns mit eindeutig freundlicher Gebärde, ihm zu folgen.

Nun, genau das wollen wir ja, meinte ich im stillen. Mir fiel ein Stein vom Herzen, den man fast ins Wasser plumpsen hören konnte. Micky nahm inzwischen noch etwas Fahrt weg, so daß wir uns der Geschwindigkeit der Kanus anpassen konnten.

Die Flußmündung war etwa hundert Meter breit. Wir hielten steuerbords auf das linke Ufer zu. Die Stadt kam näher, und wir konnten immer mehr Einzelheiten ausmachen. Es handelte sich sicher um einige hundert ebenerdige Häuser, die strahlenförmig um ein bungalowartiges größeres Gebäude am Flußufer gruppiert waren. Auffällig war das strahlende Weiß, mit dem die Häuser getüncht waren. Jedes hatte seinen Garten, und Elsa registrierte, daß alles einen sehr gepflegten Eindruck machte.

Sie ließ keinen Zweifel darüber aufkommen, daß ihr das sehr imponierte, und schien unsere Zweifel und unsere Beunruhigung nicht zu teilen.

Micky und ich mußten uns jetzt allerdings auf das Anlegemännöwer konzentrieren. Das Flußufer war durch eine Art Kaimauer befestigt, und wir hielten genau auf den >Palast< zu. Hier gab es auch eine für uns ausreichende Lücke in der Reihe der Kanus, die am Kai lagen.

Wir trachteten danach, ein besonders elegantes Anlegemanöver vorzuführen, was uns auch gelang. Diesmal dachten wir an die Möglichkeit, daß sich die Gezeiten auch im Fluß noch auswirken könnten, und vertäuten und verankerten die >Esparanza< entsprechend locker.

Auch die Eskorte hatte inzwischen angelegt. Der Anführer erwartete uns bereits in Begleitung von zwei weiteren jungen Männern am Ufer.

»Sieht nach einer Herren-Party aus«, sagte ich. »Die Damen bleiben also vorerst an Bord. Die taktische Einstellung ändert sich nicht: wachsam, aber freundlich. Ich versuche, in Rufweite zu bleiben, wenn was sein sollte. Micky kommt mit – offenbar geht es um eine Audienz.«

»Oder um ein Verhör«, bemerkte Alice bedeutungsvoll.

»Wahrscheinlich beides«, antwortete ich möglichst unbefangen. »Aber die Herren am Ufer sind unbewaffnet, wie man sieht. Sind also weder Soldaten noch Polizisten. Solche würden ja auch nicht so höflich warten, bis wir uns hier ausgeschwätzt haben. Komm, Micky!«

»Aber so, wie ihr seid, könnt ihr doch gar nicht gehen!« Elsa war damit die erste, die in die Zivilisation zurückfand. Sie hatte natürlich recht – wir sahen aus wie Piraten, denn an Bord liefen wir ja nur mit einer Art Lendenschurz herum.

»Wir ziehen unsere Jagdkleidung über«, entschied ich und bedeutete dem jungen Mann am Ufer mit einer Geste, daß es noch ein bißchen dauern würde.

Während wir uns anzogen, stutzte mir Elsa noch den Bart, und Alice fummelte am Rest meiner Haare herum. Micky strich sich einfach seinen wallenden Haarwuchs etwas glatter.

»Na ja, vielleicht reicht es für einen Inselkönig«, begutachtete uns dann Elsa.

Inselkönig war ein Stichwort für mich – sollte es sich tatsächlich um eine Audienz handeln, konnten wir doch nicht mit leeren Händen kommen. Aber was hatten wir schon anzubieten?

Micky kam die Erleuchtung: »Wie war's mit einem unserer Hirschfänger?«

Wir hatten uns im letzten Winter weiter im Schmieden geübt, um zu sehen, was wir alles leisten konnten und was das Material überhaupt hergab; wir hatten herumprobiert und zum Schluß ein wirklich schönes Mittelding zwischen Dolch und Degen, >fein damasziert<, hervorgebracht. Wir besaßen mehrere davon. Alice hatte in ein paar freien Stunden nicht minder schöne hirschlederne Scheiden mit Gehänge dazu genäht, mit allerlei Verzierungen, so daß sich so ein Messer wirklich als Geschenk eignete. Jedenfalls aus unserer Sicht.

»Er muß eben die Absicht für die Tat nehmen«, entschied ich.

Dann folgten wir unserem Führer, der geduldig gewartet hatte. Wir ruckten und lächelten uns freundlich-höflich zu, aber mehr Unterhaltung war nicht möglich. Ich bemerkte nur, wie er unsere Kostümierung mit einem Blick streifte, wobei ihm ein kleines befriedigtes Lächeln über die Lippen zu huschen schien. Ich hatte den Eindruck, daß er sehr wohl registrierte, daß wir nicht bewaffnet waren. Wir hatten nämlich Armbrüste und Dolche zurückgelassen, und der Hirschfänger war ja sozusagen >eingepackt<.

»Gefällt mir, der Junge«, ließ sich Micky vernehmen. Er, der sonst eher zum Spötteln neigt, war recht beeindruckt.

Ich übrigens auch. Der Mann strahlte trotz seiner Jugend – er mochte Anfang Zwanzig sein – eine Mischung aus Selbstbewußtsein, Gelassenheit und höflicher Zuvorkommenheit aus, die mir sehr imponierte.

»Mir geht es ähnlich«, sagte ich deshalb, »aber jetzt schweig. Es ist unhöflich, sich vor einem Dritten in einer fremden Sprache zu unterhalten.«

Wir schritten durch einen gepflegten Garten mit üppiger Vegetation, die wir aber nicht identifizieren konnten. Tropisch wahrscheinlich. Ein gepflasterter Weg führte direkt auf eine Art Terrasse. Die Säulen, die sie trugen, waren viereckig, bemerkte ich, ebenso, wie die gesamte Architektur offensichtlich auf Quadrat, Rechteck und Kubus aufgebaut war. Baumaterial war vorwiegend behauener Stein, jedenfalls was man auf den ersten Blick erkennen konnte. Etwas nüchtern, das Ganze, schien mir,

wenn auch da und dort schon Ansätze von künstlerischer Gestaltung – allerdings weniger in den Verzierungen als in der Gesamtkonzeption.

Das Mobiliar auf der Terrasse (sie gewährte keinen Einblick ins Hausinnere, das durch eine Art Vorhang vor einer Tür verdeckt blieb) beschränkte sich auf einige Sitzgelegenheiten, Holz, vermutete ich, mit Teppichen bedeckt, ferner einen Beistelltisch mit einigen Tongefäßen, die sicher Getränke enthielten. Die Gefäße, Krüge und Becher, waren hübsch verziert. Ob das die berühmte >Bandkeramik< ist? fragte ich mich. Leider kenne ich mich da gar nicht aus. Keine Gläser, fiel mir auf, nur Keramik, auch getriebenes Kupfer.

All dies sah ich aber nur im Vorbeigehen, denn im größten Sessel, auf einer Art Thron, saß ein Mann, der mich sofort in seinen Bann zog. Er war sicher nicht viel älter als ich, auch wenn ein weißer Haarkranz seinen Schädel zierte. In seiner Erscheinung wirkte er – äußerlich zumindest – recht schlicht. Er trug eine Art weiße Tunika, an den kurzen Ärmeln und am Halsausschnitt sowie am Saum mit farbigen Mustern verziert, wohl Stickerei, an den Füßen ein Paar Sandalen, das war alles. Aber das Gesicht, genauer der Blick der grauen Augen! Würde und Freundlichkeit, Wille und Gelassenheit, Güte und Weisheit – einfach eine Persönlichkeit, vor der man sich fürchterlich klein und armselig vorkommt. Ein König. – Die Ähnlichkeit mit unserem jungen Mann war übrigens unverkennbar, sicher Vater und Sohn. Natürlich fehlten letzterem noch die Reife, die Ausprägung; aber er schlug seinem Vater ohne Zweifel nach.

Der Alte erhob sich und machte eine einladende Geste, die er mit ein paar Worten begleitete. Natürlich verstanden wir nichts.

Ich sagte deshalb, daß es uns ebenfalls freue und eine große Ehre sei, und überreichte ihm den Hirschfänger.

Der bislang recht freundliche Blick verdunkelte sich etwas, wurde streng, fast abweisend. Hatte ich doch etwas falsch gemacht? Das wäre nicht gut, schließlich waren wir Bittsteller, vielleicht sogar Asylsuchende. Ich sah dann, daß sein Blick uns zu mustern schien, insbesondere unsere Kleidung, und dann

wurde mir klar, daß er nach Waffen suchte. Hatte er Angst? Das paßte nicht ins Bild.

Mickys Gedanken nahmen offenbar den gleichen Weg, doch hatte er nicht meine diplomatisch-protokollarischen Hemmungen, denn kurzentschlossen grinste er freundlich, auf seine un-nachahmlich spitzbübische Art, und zeigte seine leeren Hände.

Der König hatte verstanden. Er lächelte zurück und nahm unser Geschenk an. Dann setzte er sich wieder hin und winkte uns, es ihm gleichzutun.

Jetzt war auch er mit seinem Latein – oder Atlantisch? – am Ende. In seiner Verlegenheit zog er den Hirschfänger aus der Scheide.

Die Verblüffung, die er zeigte, war echt. Er betrachtete eingehend die Klinge und prüfte mit dem Finger ihre Schärfe. Ganz sicher hatte er sie unterschätzt – er zuckte zusammen, und aus der Wunde am Finger kamen ein paar Blutstropfen. Micky und ich waren entsetzt. Jetzt haben wir das Malheur, dachten wir, jetzt wird er wütend, und aus ist es.

Er wehrte ab, als ich seine Hand untersuchen wollte, es war wirklich nur ein Kratzer. Etwas anderes schien ihn zu bewegen. Er sagte einige Worte zu seinem Sohn, der ihm daraufhin ein großes Blatt von irgendeiner Pflanze aus dem Garten holte. Die Klinge ging durch das Blatt wie durch Butter.

»Das hätte ich dir vorher sagen können«, murmelte Micky fast spöttisch. Ich warnte ihn mit einem Blick, war aber natürlich im stillen ebenso stolz auf unsere Arbeit wie er.

Der König war noch nicht zufrieden. Immer wieder prüfte er die Klinge und sah etwas ratlos aus. Auch sein Sohn schien verwirrt.

»Mensch, Micky, es ist das Material. Die kennen kein Eisen!«

Es mußte so sein. Wir blickten uns um: Tatsächlich, alle Gegenstände, ob Schmuck oder Geräte, die wir sehen konnten, alles war – neben Keramik, Stein oder Holz – nur Kupfer und Bronze. Kein Eisen!

Das könnte von Vorteil für uns sein, registrierte ich, eine Verhandlungsbasis! Vielleicht können wir handeln, tauschen.

Wir brauchen nicht zu betteln.

Der König hatte sich inzwischen gefaßt. Er legte den Hirschfänger zur Seite, was ihn allerdings nicht hinderte, ihn immer wieder mit einem Blick zu streifen, und ließ vier Becher aus einem der Krüge füllen – von irgendwoher waren plötzlich dienstbare Geister aufgetaucht – und bot uns an.

Wir griffen gern zu.

»Auf Ihr Wohl!« sagte ich spontan, und Micky prostete ebenfalls. Es war reiner Orangensaft und für uns, die wir ein solches Getränk beinahe schon vergessen hatten, im Moment der höchste aller Genüsse.

Darum bemerkten wir erst hinterher, daß die Hand des Königs mit dem Becher auf halbem Weg zum Mund innehielt. Offenbar überraschten ihn meine Worte, die er zwar nicht verstand, deren Sinn ihm aber klar sein mußte. Nun, wahrscheinlich nicht ganz klar, denn später erzählte er mir, daß er darin eine Art Opferhandlung sah und uns für Götter hielt. So ganz konnte er sich von dieser Überzeugung übrigens nie lösen. Aber davon später.

Jetzt wandte sich der König mit einer Frage an mich. Er unterstrich sie mit einem Blick zum Horizont.

»Er will wissen, wer wir sind«, meinte Micky.

»Bestimmt«, antwortete ich. »Versuchen wir's!«

Ich zeigte auf Micky und mich und nannte unsere Namen. Dann blickte ich zur Sonne, die schon recht tief stand, orientierte mich und zeigte >weit, weit< nach Osten.

Er blickte mich mit einer Mischung aus Verwunderung und Respekt an. Ob er nicht wußte, daß es im Osten Land gab? Durchaus möglich, wahrscheinlich sogar. Das würde in unser Weltbild passen, dachte ich.

Ich wiederholte also, daß wir aus dem Osten kämen, und sah mich dann vergeblich nach etwas zum Schreiben um. Kurzerhand trat ich in den Garten und zeichnete mit einem Stöckchen die mir bekannten Konturen der Ostküste seines Landes in den Sand. Besondere Sorgfalt widmete ich der Bucht mit dem Fluß und der Stadt...

... und ertete verständnislose Blicke.

»Karten kennen sie also auch nicht«, meinte ich zu Micky.

»Viel Arbeit für uns«, erwiderte er grinsend, wir verstanden uns.

Ich wischte das Ganze wieder aus und begann von neuem, diesmal etwas größer, weil ich ein paar Berge ins Hinterland setzte und versuchte, einige von den Kanus in den Fluß zu malen. In der Bucht gelangen mir auch ein paar hübsche Wellen. Dann zeigte ich wiederholt auf die Stadt auf der Karte im Sand und auf unsere Umgebung. Jetzt schien sich Verständnis einzustellen. Der König nickte jedenfalls.

Ich machte also im Osten noch viele und größere Wellen, um das größere Wasser, das Meer, anzudeuten, und skizzierte dann die europäische und die afrikanische Westküste. Ganz gewiß stimmten da weder Lage noch Proportionen, ich konnte mich ja nur auf Vermutungen stützen. Aber für unseren Zweck mußte das reichen.

Schließlich zeigte ich auf uns, stieß den Stock irgendwo in Mitteleuropa in den Sand, zeigte auf die >Esperanza<, die man von der Terrasse aus sehen konnte, und zog eine gestrichelte Linie, um den Weg anzudeuten, den wir gekommen waren. Dann zeigte ich auf die Sonne, hob einen Finger und machte einen Kreis um den Erdballen sozusagen, hob einen zweiten Finger und vollzog noch einen Kreis – und dasselbe noch ein drittes Mal, worauf ich ihm mehrmals beide Hände mit den gespreizten zehn Fingern zeigte. Er begriff, daß wir schon lange unterwegs waren.

Daß wir aus der Zukunft kamen, klammerte ich zunächst einmal aus. Wie hätte ich ihm das klarmachen sollen?

Unsere Informationen waren ganz offensichtlich auch in diesem Umfang schon eine ziemlich harte Nuß, die wir ihm zu knacken gaben. Aber da er uns leibhaftig vor sich sah, ebenso unsere fremdartige Ausrüstung und unser seltsames Boot, mußte er uns glauben.

Später erzählte er mir, daß sein Volk nach einer alten Legende aus der Richtung der aufgehenden Sonne über das Meer ge-

kommen sei. Es habe dort glücklich bei den Göttern gelebt, aber irgendwann seien die Götter zornig geworden, weil die Menschen schlecht und böse waren, und ließen eine große Sintflut kommen, in der alle umkamen. Alle, bis auf einen seiner (des Königs) Ahnen und dessen Söhne und Töchter, die geheißen wurden, ein Boot zu bauen und von allem Getier je ein Paar zu nehmen und... Die alte Geschichte. Mit dem Unterschied, daß diese Sintflut nicht vierzig, sondern sechzig Tage gedauert haben soll.

Alotl (so hieß der König) wechselte einige Worte mit seinem Sohn Altan, worauf dieser sich erhob und mit einer entschuldigenden Geste in Richtung Anlegestelle davoneilte, während sein Vater Anordnungen an das Hauspersonal erteilte.

»Wir sind zum Essen eingeladen«, folgerte Micky scharfsinnig.

»Scheint mir auch so«, meinte ich, »das könnte ein gutes Zeichen für unsere Aufnahme hier sein.«

»Willst du hierbleiben?«

»Ich hätte große Lust, und vor allem einen Haufen Gründe. Ich erkläre dir das später.«

Wir unterbrachen das Gespräch, denn Alotl wandte sich wieder uns zu. Im gleichen Augenblick kam auch Altan zurück, von Elsa und Alice begleitet. Und aus dem Haus kommend, betraten zwei Atiantierinnen die Terrasse, ganz offensichtlich Mutter und Tochter, die eine vielleicht um die vierzig, die andere nicht viel älter als vierzehn, fünfzehn. Sicher Alotls Frau und Tochter.

Alotl erhob sich, ein Zeichen für Micky und mich, es ihm gleichzutun.

Elsa und Alice, die Zeit gehabt hatten, sich zurecht zu machen, aber der Einladung Altans zunächst wohl etwas mißtrauisch gefolgt waren, begriffen nun ebenfalls, daß es sich um eine Art Empfang handeln müsse.

Die Vorstellung war einfach: Ich deutete auf Elsa, nannte ihren Namen und legte den Arm um sie. Dann stellte ich Alice vor und stellte mich zwischen sie und Micky, jeden von einer

Seite umarmend.

Alotl machte es mir nach. Es wäre aber nicht notwendig gewesen. Er hätte uns nur die Namen von Alea und Alin zu nennen brauchen, und wir hätten gewußt, daß es sich um seine Frau und um seine Tochter handelt.

Beide waren eindrucksvolle Erscheinungen – auch sie strahlten jenen besonderen Adel aus, den wir bereits bei Vater und Sohn bemerkt hatten. Und dieser Adel verlieh auch dem Haus, das zwar gepflegt, aber doch sehr einfach war, was >Errungenschaften< anbelangte, einen bemerkenswerten Charakter.

Natürlich fiel uns sofort das anlautende A in allen Namen der Familienmitglieder auf. Und ebensowenig blieben uns das interessierte Aufleuchten in den Augen und der Blick verborgen, den Alotl und Alea wechselten, als wir Alice vorstellten.

Alotl klatschte in die Hände, und eine Reihe dienstbarer Geister stürzte auf die Terrasse, um in wenigen Augenblicken für ein Gastmahl zu decken – verschiedenes, uns unbekanntes Geflügel, Salate und Obst.

So gut es ging, >unterhielten< wir uns dabei – vorwiegend mit Gesten und Lächeln, Nicken und Kopf schütteln. Wir nutzten aber jede Gelegenheit, um uns die Bezeichnung, die Wörter für verschiedene Gegenstände sagen zu lassen, nicht ohne Heiterkeitserfolge zu ernten, wenn wir mit der Aussprache nicht zurechtkamen. Ich hatte nicht selten den Eindruck, arabische Klänge herauszuhören. (Ich hatte vor vielen Jahren mit Arabern – aus verschiedenen Teilen des Sprachraums – zu tun gehabt und meinte deshalb, Bekanntes zu entdecken.)

Nach Tisch wurden wir dann mit höflicher Zuvorkommenheit zur >Esperanza< begleitet, die inzwischen bei der einheimischen Bevölkerung einiges Aufsehen erregt hatte. Eine Menge Leute war am Kai und diskutierte offensichtlich recht lebhaft über das seltsame Fahrzeug und die nicht minder seltsamen Fremden.

»Und nun?« fragte Elsa, die wieder einmal klare Verhältnisse haben wollte. Wir saßen in der Wohnkabine der >Esperanza< und wälzten in Gedanken die Ereignisse der letzten Stunden.

Diesmal war es Alice, die überraschend resolut ihr Votum abgab: »Ich bin fürs Bleiben, mir gefällt hier alles. Klima, Natur und Menschen.«

»Besonders einer.« Micky versäumte selten eine Gelegenheit, seine Schwester zu necken, und gerade jetzt hatte sich eine ganz besondere Chance geboten. Keinem von uns war entgangen, daß Altan großen Eindruck auf Alice gemacht hatte. Und Elsa und ich hatten uns im Lauf des Abends mehrmals verständigt, daß Alice auch von Alotl und Alea immer wieder beobachtet, je gemustert wurde. Daß auch Altan Alice den ganzen Abend mit Blicken verschlungen hatte, war sogar Micky aufgefallen.

»Ich muß aber zugeben, daß auch er ganz verrückt nach dir war, also gleicht sich das wieder aus.« Und er bückte sich schnell, weil Alice wutentbrannt auf ihn losgehen wollte.

»Frieden!« Ich versuchte die Gemüter zu beruhigen. »Die Faust ist bekanntlich kein Argument, Alice. Außerdem muß ich Micky in gewissem Sinn recht geben, denn wärest du nicht so mit Altan beschäftigt gewesen, hättest du gemerkt, daß unser Herr Sohn höchst konzentriert die Anatomie einer anderen anwesenden jungen Dame studiert hat.«

Selten genug: Micky fand im Moment keine Antwort.

Elsa war es, die das Thema von der richtigen Seite her anpackte: »Das haben wir alle außer den direkt Beteiligten gesehen. Ich frage mich, ob das einen Sinn hat.«

Die Frage schien mir vollauf berechtigt.

»Stimmt«, sagte ich. »Wir wissen ja gar nichts von Land und Leuten. Der erste Eindruck ist sicher nicht der schlechteste, ob er aber nicht trügt?«

Ich würgte die Proteste der beiden ab.

»Man verstehe mich nicht falsch. Mir ist klar, daß wir alle, nicht nur ihr junges Volk, völlig aus dem Häuschen sind, eben weil wir nach so langer Zeit wieder Menschen getroffen haben. Daß ihnen unsere Herzen, und ich sage ganz bewußt >unsere<, geradezu zufliegen, ist nur natürlich.«

»Aber?«

»Nun, laßt mich mal spinnen! Der Respekt, der Alotl auch von den Familienmitgliedern entgegengebracht wird, beruht ganz sicher auf seiner persönlichen Ausstrahlung; auch wir konnten uns ihr nicht entziehen. Aber es kann durchaus sein, daß das System hier recht patriarchalisch aufgebaut ist. Es ist nicht ausgeschlossen, daß Vielweiberei herrscht, und daß Altan dich, Alice, für seinen Harem vorgesehen hat: als eine unter vielen. Ich sagte, es ist nicht ausgeschlossen«, schob ich Alices Widerspruch beiseite, »denn es ist ebensogut möglich, daß – um zu dir zu kommen Micky – der Bewunderer einer Königstochter hierzulande verpflichtet ist, dem König die Füße zu waschen. Oder persönlicher Sklave der Königinmutter ist.«

Man könnte jetzt den Eindruck gewinnen, daß wir oder unsere Kinder irgendwelche persönlichen Pläne geschmiedet hätten. Das ist natürlich Unsinn. Im Gegenteil. Aber man muß sich vorstellen, daß wir eben wirklich drei Jahre lang keine Menschenseele gesehen hatten, von einem engeren Kontakt ganz zu schweigen. Da war es kein Wunder, daß jede Regung, jedes Wort sofort ausuferte. Ich mußte die Euphorie also drastisch bremsen.

»Eines sollte uns von vornherein ganz klar sein«, sagte ich deshalb. »Bleiben wir hier – natürlich unter der Voraussetzung, daß man es uns erlaubt –, dann müssen wir uns anpassen, dem geltenden Recht unterwerfen.«

»Das ist doch logisch«, meinte Alice.

»Nicht so ganz«, erwiderte ich. »Wir haben uns in den letzten drei Jahren unsere Gesetze selbst gemacht, waren niemandem Rechenschaft schuldig als uns selbst. Ebensowenig haben wir auf jemanden Rücksicht nehmen müssen. Das würde sich ganz

radikal ändern.«

»Auch das ist logisch.« Alice blieb konsequent.

»Ist es auch. Aber es wird uns schwerfallen, weil wir es bis jetzt nicht nötig hatten. Außerdem«, fuhr ich fort, »muß uns das herrschende Gesellschaftssystem hier nicht unbedingt schmecken. Wir sind sicher bereit, uns wieder einer Gemeinschaft unterzuordnen, verstehen darunter aber wohl ganz selbstverständlich etwas, was wir von früher her kennen, jene Art von pluralistischer Demokratie mit weitgehender persönlicher Freiheit, in der wir gelebt haben.«

»Und du meinst, die gibt es hier nicht.« Micky nickte.

»Ganz sicher nicht. Bedenkt bitte, daß uns Tausende von Jahren von unserer Zeit trennen und daß unsere Demokratie noch sehr jung war und recht wackelig auf ihren schwachen Beinen stand.«

»Auch im alten Athen gab es schon Demokratie...« Der Einwurf kam wieder von Alice.

»Das alte Athen war uns – zeitlich und entwicklungsmäßig – viel näher, als es diesem System sein kann. Außerdem war es eine Demokratie für Auserwählte. Auch das alte Athen hatte seine Sklaven. Und dieses hier scheint mir ebenso eine Sklavenhaltergesellschaft zu sein, wie sie in allen bekannten ältesten Gesellschaftsordnungen üblich – und wahrscheinlich sogar auch nur möglich – war.«

»Aber das ist doch unmöglich!« Alice war fast empört. »Alle Menschen, die wir gesehen haben, sehen in keiner Weise nach Sklaven aus. Und nach Sklavenhaltern mit der Peitsche in der Hand schon gar nicht.«

»Alle?« fragte Micky etwas anzüglich. »Von dem einen mal abgesehen – gab es auch Diener und Dienerinnen. Ich mußte mir zwar die völlig aus der Luft gegriffene Beschuldigung anhören, ich hätte nur eine Person gesehen, aber ich habe sehr genau beobachtet, daß Papa ununterbrochen das ganze Geschehen im Blick hatte. Und die Dienerschaft war so furchtbar unauffällig, keiner sagte ein Wort, keiner gab einen Laut von sich, daß man den Eindruck hatte, es handelt sich um bewegliche

Einrichtungsgegenstände, Roboter...«

»Richtig!« Ich freute mich über Mickys scharfe Beobachtung. »Darum sage ich, es muß sich um Sklavenhalter handeln. Das ist noch lange keine Tragödie, so brutal es auf den ersten Blick erscheint.« Damit wehrte ich Alices Protest ab. »Es gab unzählige Schattierungen auch innerhalb einer solchen Gesellschaftsordnung, die wiederum sehr unterschiedliche Einzelgemeinschaften hatte.«

Elsa hatte sich wie üblich zunächst zurückgehalten. Jetzt war ihr Auftritt gekommen. Wie immer recht konkret: »Und wie sollte unsere Position da aussehen?«

Genau das war die Frage, die mich schon die ganze Zeit bewegte.

»Keine Ahnung«, gab ich zu. »Möglicherweise dürfen wir auch nur Sklaven sein, vielleicht auch gewissermaßen Haustiere zum Vorzeigen.«

»Das soll nur einer mal versuchen!« rief Micky kampflustig.

»Ich stimme dir zu«, antwortete ich. »Aber andererseits halten wir einige hohe Trümpfe in der Hand, mit denen wir das Spiel gewinnen könnten.«

»Ich habe den Eindruck, daß Alotl und Altan von diesen Trümpfen in unserer Hand sehr wohl wissen«, meinte Micky. »Jedenfalls sahen sie mir nicht danach aus, als ob sie uns in einen Käfig sperren möchten.«

»Wieder richtig«, gab ich zu. »Das stimmt mich auch zuversichtlich.«

»Und wenn wir wieder aufbrechen und nach Europa zurückfahren?« Elsa wollte es natürlich ganz genau wissen.

»Ich weiß nicht so recht... vielleicht – sogar sehr wahrscheinlich – sieht es dort wesentlich ungastlicher aus. Diese zwölftausend Jahre... Wenn die Behauptungen der Archäologen stimmen, dann gibt es in Europa zur Zeit noch umherwandernde Nomadenstämme, mit denen wir recht wenig anfangen könnten...«

»... höchstens, daß wir irgendwo einen festen Platz errichten, wo man sich treffen, vielleicht auch Handel treiben kann. So

etwas wie eine Faktorei, wie sie die Hudson Bay Company in den kanadischen Indianergebieten unterhielt.« Micky grinste wieder sein spitzbübisches Lächeln, mit dem er andeuten wollte, er meinte den Vorschlag gar nicht so ernst.

»Auch das wäre möglich«, gab ich ebenso leichthin zurück. »Das bleibt uns auch immer noch offen. Ich wollte nur sagen, daß ich hier etwas ganz anderes spüre; ich kann es nicht in Worten ausdrücken, es ist zunächst nur ein Gefühl: Ich habe den Eindruck einer Art Ordnung hier, ja sogar ziemlich weit fortgeschrittene Ansätze einer Zivilisation, einer städtischen Zivilisation. Da könnten wir uns vielleicht noch am leichtesten zurechtfinden und einordnen. Abgesehen davon, daß zumindest die herrschende Klasse oder Kaste recht kultiviert anmutet.«

»Gehen wir doch wieder so vor wie bisher«, mischte sich jetzt Alice wieder ein. »Warten wir ab, und dann werden wir sehen.«

»Die Methode des Versuchs und des Irrtums«, stimmte Micky zu. »Was kann uns schon passieren? Auch wenn sie uns zu Sklaven machen – ich wette, unsere Gefangenschaft dauert nur Stunden. Ganz sicher würde uns bald was einfallen – und ab die Post! Die >Esperanza< fährt allen davon! Aber ich habe das Gefühl, daß es doch anders kommt. Wahrscheinlich machen wir uns unnötige Sorgen.«

»Ich bin fast deiner Meinung«, pflichtete ich ihm bei, und auch Elsa nickte, wenn auch etwas zögernd. »Ich wollte auch nur mögliche Gegenargumente anführen, um allzu jäh aufsteigenden Übermut zu zügeln«, spöttelte ich und zwinkerte Alice und Micky zu.

Damit war die Debatte beendet. Mir persönlich bereitete allerdings noch Sorgen, wie wir Alotl beibringen sollten, daß wir uns in seinem Reich niederlassen wollten, ohne ihm dafür zunächst etwas anbieten zu können. Es ging doch darum (um es anders auszudrücken), bei einer Bank einen Kredit ohne Sicherheiten aufzunehmen, wobei man der Bank nicht einmal verständlich machen konnte, daß man überhaupt einen Kredit wollte.

Es war alles viel einfacher, als wir befürchtet hatten.

Am nächsten Morgen, wir hatten gerade gefrühstückt, erschien Altan. Diesmal war er bewaffnet, und zwar mit Pfeil und Bogen. Mit ihm kam Alin.

»Wir haben Besuch«, verkündete ich in Richtung Kabine. »Auch die Damen, wenn ich es richtig deute. Macht euch schön!«

Dann begrüßte ich die beiden jungen Atlantier, worauf Altan auf seine Waffen wies und eine auffordernde Geste machte.

»Soll ich unsere Waffen holen?« fragte Micky.

»Ja, Armbrüste und Jagdmesser. Mal sehen, was er dazu sagt.«

Altan schwieg, sein verwunderter Blick sprach hingegen Bände.

Ich ließ Micky noch einen der Hirschfänger holen und schenkte ihn Altan. Dessen Augen leuchteten erfreut auf. Er prüfte die Klinge ebenso genau wie tags zuvor sein Vater und gab Micky dann ein reichverziertes Bronzeschwert dafür.

Alle zusammen verließen wir das Schiff und gingen zum >Palast<. Alin nahm, nicht ohne Micky verstohlene Blicke zuzuwenden, Elsa und Alice beim Arm und führte sie ins Haus. Uns führte Altan um das Haus herum an die Vorderfront. Hier sahen wir zum ersten Mal richtige Bewaffnete. Zwei stämmige junge Männer, mit Speeren in der Hand, standen zu beiden Seiten des Eingangs, der eher einem kleinen Portal glich. Er war von einer Reihe Symbolen gesäumt, die wir nicht deuten konnten. Jeder der beiden Torflügel trug aber eine Schnitzerei in der Mitte, die ganz eindeutig eine Sonne darstellen sollte.

»Ein Sonnenkult«, fragte Micky, »oder bloßer Zufall, weil die Sonne rund ist und deshalb so schön in die Mitte einer Fläche paßt?«

»Beides vielleicht«, entgegnete ich. »Aber ein Sonnenkult

ganz bestimmt. Daß sie ohne Götter oder Dämonen auskommen, kann ich mir nicht vorstellen. Die Sonne, die gewiß sehr früh als Lebensspenderin erkannt wurde, bietet sich da von selbst an. Aber das kriegen wir sicher mit der Zeit schon mit. Da fällt mir ein – wir müssen aufpassen, daß wir nicht irgendwo ins Fettnäpfchen treten; gerade auf dem Gebiet der Religion pflegt man recht empfindlich zu sein.«

Auf dem Vorplatz vor dem Tor warteten zwei Gruppen von Männern, die sich ehrfurchtsvoll verneigten, als Altan und wir erschienen. Die eine Gruppe bestand aus vier Männern, die sich von der anderen durch ihre Bewaffnung (Pfeil und Bogen wie Altan) sowie durch ihre Kleidung unterschieden (eine Art kurzärmeliger Hemden, an den Säumen hübsch verziert). Diese andere Gruppe, zahlenmäßig weitaus stärker, hatte offensichtlich eine ganz andere Aufgabe. Einige dieser Männer traten jetzt an drei Gestelle heran, die ganz nach Sänften oder Tragsesseln aussahen.

In der Tat forderte uns Altan auf, in den Sesseln Platz zu nehmen, und ab ging die Post, wie Micky zu sagen pflegte, und zwar im Laufschrift.

»Also doch Sklaven!« kommentierte Micky.

»Das war zu erwarten«, bestätigte ich. »Mich würde aber interessieren, woher sie ihre Sklaven nehmen.«

»Wieso?«

»Nun, Sklaven werden meist von Kriegszügen mitgebracht. Daher meine Frage: Gegen wen könnten die Atlantier Krieg führen?«

»Vielleicht gibt es mehrere Stämme oder Städte auf der Insel.«

»Das ist es ja. Was aber sind das für Stämme oder Städte? Der hiesige König« – ich vermied es, Namen zu nennen – »sieht mir nicht sehr kriegerisch aus.«

»Das macht ihn doch sympathisch.«

»Sehr sogar. Trotzdem hält er Sklaven. So ganz paßt das nicht zusammen. Oder wird er von Überfällen heimgesucht? Ich möchte nicht unbedingt in so etwas hineingezogen werden. Von

Kriegen, egal welcher Art, halte ich nichts, wie du weißt.«

»Laß dich überraschen. Irgendwann wird schon die Erklärung kommen. Vielleicht sind es gar keine echten Sklaven, sondern einfach Träger. Oder Leute, die dazu verpflichtet worden sind, eine Art Steuer in Form einer Leistung zu erbringen. Oder sind alle Leute Sklaven, außer dem König?«

Micky hatte natürlich recht, alles war möglich. Wir beendeten das Gespräch.

Außerdem zog die Umgebung jetzt unsere Aufmerksamkeit auf sich. Unsere Träger, die ein scharfes Tempo vorgelegt hatten und sich in sehr kurzen Abständen abwechselten, liefen zunächst eine Mauer entlang, die ganz eindeutig Alotls Garten umgab. Eine recht gepflegte Gasse war es, die uns in Richtung Fluß führte. Auch auf der anderen Seite gab es – wesentlich niedrigere – Mauern, so daß man die Gärten und Häuser dahinter sehen konnte. Häuschen, muß man eher sagen, aber ebenfalls alles recht ordentlich und gepflegt, wenn auch viel einfacher in Architektur und Ausstattung als Alotls Haus.

Nach einigen hundert Metern erreichten wir den Fluß; Altan deutete uns an, daß wir aussteigen sollten.

Am Flußufer warteten bereits einige voll besetzte Kanus, die uns, unsere Träger und Tragsessel ans andere Ufer brachten. Hier ging es im gleichen Tempo einen Pfad entlang, der am Flußufer zur Bucht zurück führte.

»Warum machen wir eigentlich diesen Umweg?« fragte Micky. »Wir hätten ja gleich von der Anlegestelle im Garten übersetzen können.«

»Das ist mir auch aufgefallen«, gab ich zu. »Aber vielleicht darf das gemeine Volk nicht in den königlichen Garten, auch nicht zur Anlegestelle...«

»Aber gestern abend war eine ganze Menge Leute am Kai...«, unterbrach mich Micky.

»In respektvoller Entfernung«, korrigierte ich, »und nicht auf dem Grundstück. Und möglicherweise wollte uns der Junge auch ein Stück Stadt zeigen. Oder... ach, es ist vieles möglich«, schloß ich.

Linkerhand tat sich vor uns die Bucht auf und gewährte einen Blick auf die Stadt. Wir hatten gestern nicht viel davon gesehen, einmal wegen der Aufregung und dann auch, weil eben vom Wasser aus nicht soviel zu sehen war. Der Pfad kletterte langsam am Hang des Bergrückens hinaus, der die Bucht von dieser Seite aus einschloß. So bekamen wir immer mehr von der Stadt auf der anderen Seite zu sehen.

»Sieht aus, als hätte das einer am Reißbrett entworfen«, meinte Micky.

Das fiel in der Tat sofort auf: Der königliche >Palast< am Kai, der eigentlich noch in der Bucht selbst lag, bildete den Mittelpunkt, den die Stadt fächerförmig mit Straßen und Häuserreihen umgab. Alotl erzählte mir später, daß die Stadt von seinem Großvater so angelegt wurde, als die Siedlung, die zuvor existierte, von einem Erdbeben beinahe restlos vernichtet worden war.

Wir waren schon gut eine halbe Stunde unterwegs, als der Pfad plötzlich die Richtung änderte und von der Bucht weg nach rechts in die Berge führte, wo sich eine paßähnliche Lücke zwischen den Felsen auftat. Wenige hundert Meter weiter öffnete sich dieser Paß wieder und gab den Blick auf eine weitere Bucht frei, die ohne Zweifel mit der Hauptbucht verbunden war. Sie war beinahe kreisrund und auf der rechten Seite von einem halbmondförmigen Küstenstreifen gesäumt, der sich in den Bergrücken hineinzufressen schien.

Die Bucht mochte gut und gern anderthalb bis zwei Kilometer im Durchmesser und der halbmondförmige Küstenstreifen, der erstaunlicherweise mit einer Art Savanne bedeckt war, an seiner breitesten Stelle einen Kilometer haben.

»Ist das schön!« rief Micky aus. Ich pflichtete ihm bei.

Altans Träger, die vor uns liefen, hielten an. Altan stieg aus, wir natürlich auch. Er gab uns ein Zeichen, ihm zu folgen.

Die Bucht glich einem Kessel, eingerahmt von ziemlich steilen Bergen. Wir drei kletterten jetzt an seiner Innenwand einen fast unkenntlichen Pfad entlang, bis wir nach einigen Minuten auf einer kleinen Plattform ankamen, die kaum natürlichen Ur-

sprungs sein konnte. Der ganze Kessel lag wie auf der flachen Hand vor uns.

»Eine hübsche Stelle«, meinte Micky. »Zu unserer Zeit gab's hier einen Kiosk mit Cola und heißen Würstchen.«

»Still!« sagte ich. Altan war an die Felswand getreten und verneigte sich zunächst in Richtung Tal und dann vor der Wand selbst.

Jetzt erst sahen wir, daß in der Wand verschiedene Symbole eingemeißelt waren, die sich wiederum um eine Sonne gruppierten. Ganz sicher eine heilige Stätte.

Unwillkürlich legten wir unsere Waffen ab, wie es Altan bereits vorher getan hatte, und nahmen eine respektvolle Haltung ein. Ich mache mir nichts aus Göttern und dergleichen, respektiere aber Glauben und Sitten bei anderen. Solche Dinge muß jeder mit sich selbst ausmachen, hatte ich auch meinen Kindern immer wieder eingetrichtert.

Altan bemerkte sehr wohl, daß wir zwar seinem Heiligtum Respekt erwiesen, uns aber nicht allzusehr beeindrucken ließen. Er schien zunächst etwas verblüfft, dann aber schien er zu verstehen. Wir begriffen natürlich wieder einmal gar nichts, konnten aber nichts dagegen tun. So lächelten wir denn bloß freundlich, was ihm offensichtlich irgendeine Annahme zu bestätigen schien, denn er nickte einige Male hintereinander, als ob er sagen wollte: >Ich hab's gewußt. < Dann drehte er sich um und wies auf die Bucht, indem er seinen Arm mit allesumfassender Geste über die Landschaft gleiten ließ. Dazu sagte er etwas, wovon wir nur das Wort >Alotl< verstanden.

Die Situation wurde schwierig. Ganz bestimmt hatte Altan etwas von ganz besonderer Bedeutung gesagt, denn er tat sehr ernst. Ich nahm also zur Höflichkeit Zuflucht und verneigte mich, freundlich lächelnd.

Das war offenbar nicht das richtige, denn Altan wiederholte Geste und Worte nochmal recht feierlich und fügte dann noch unsere Namen hinzu. Dann zeigte er auf den Küstenstreifen, nahm eine Handvoll Sand und Steinchen vom Boden und überreichte sie mir mit einer immer noch höchst feierlichen Miene.

»Mir scheint, Alotl schenkt uns das Land hier!« rief Micky aus.

»Du lieber Himmel, es sieht wirklich so aus!« Auch mir kam jetzt die Erleuchtung. Nun, besser konnten wir es uns kaum wünschen.

Ich nahm die Handvoll Steinchen, verstaute sie ehrfurchtsvoll in meiner Umhängetasche und ergriff dann mit einem herzlichen Druck Altans Hand. Mit einigen wohlgesetzten Worten drückte ich unseren Dank für das Geschenk aus und mischte ein paarmal unsere Namen und die der Königsfamilie drunter.

Altan schien endlich zufrieden zu sein, denn er lachte erleichtert auf, so als hätte er eine schwierige Aufgabe hinter sich gebracht.

Auf die Paßhöhe zurückgekehrt, schickte Altan alle Träger zurück. Wir gingen, begleitet von zwei der Bewaffneten, zu Fuß zur Bucht hinab. Der Weg war nicht beschwerlich, der Pfad fiel auch auf dieser Seite sanft am Abhang entlang ab.

Micky schaute sich unterwegs fleißig um und meinte dann: »Der Weg ist nicht schlecht, wenn auch anscheinend wenig benutzt. Trotzdem, ich glaube, ein Wagen käme hier überall bequem durch. Auch die Steigung ist nirgends besonders steil.«

»Ein Wagen? Wo willst du Pferde hernehmen?«

»Vielleicht gibt es hier etwas anderes, Kamele von mir aus«, entgegnete er. »Aber ein Wagen muß her. Kannst du dir Mutter vorstellen, wenn sie das Land hier sieht? Die zieht einen landwirtschaftlichen Betrieb auf, da werden uns die Augen übergehen. Und wir selbst werden bestimmt nicht alles verbrauchen können, was sie ernten wird.«

Micky dachte also schon weiter. Ich muß gestehen, daß ich etwas überrascht war. Ich persönlich war immer noch von der Schönheit dieser Stelle gefangen und konnte mich kaum satt sehen. Pläne mochte ich noch nicht schmieden. Sie hatten meiner Meinung Zeit, bis wir alles genauer erkundet hatten.

Dazu bot sich jetzt übrigens gleich Gelegenheit. Wir waren unten. Jetzt erst bemerkten wir, daß knapp unter dem Abhang ein Fließchen in die Bucht mündete. Es kam aus dem Hinterlauf

des Kessels, und wir lenkten unsere Schritte in diese Richtung. Auch hier konnte man einen Pfad ausmachen, der nur von wenigen Menschen begangen wurde. Später erfuhren wir, daß die Bucht und der Kessel mit der heiligen Plattform sozusagen das Privatheiligtum der königlichen Familie waren. Dadurch erklärte sich auch, daß es nicht bewohnt war, obwohl alles Notwendige – Boden, Wasser und Verbindung zur Stadt – vorhanden war, worüber sich Micky als erstes wunderte.

»Eigentlich hätte ich hier zumindest weidende Herden erwartet.«

Nun, zu diesem Zeitpunkt hatte ich keine Antwort darauf. Erst viel später ging uns auf, welches Geschenk uns Alotl da gemacht hatte.

Mittlerweile waren wir am Bach entlang bis zu einer Stelle gekommen, wo der Bergücken einen Knick machte, um dann fast parallel zur Küste zu verlaufen.

Im Knick öffnete sich eine Felsspalte, aus der das Flübchen einen Bach aufnahm, der reichlich Wasser führte.

Ich blieb stehen, um mir die Sache näher anzusehen. Altan glaubte, ich sei durstig, weil er einen Becher hervorholte und Wasser aus dem Zufluß schöpfte. Es schmeckte herrlich, wie Micky ebenso begeistert beipflichtete: »Ob damit unsere Trinkwasserversorgung gesichert ist?«

Also war ihm die gleiche Idee gekommen – hier schien unser Bauplatz zu liegen. Ich zeigte auf das jenseitige Ufer des Bach-Zuflusses.

»Auf der kleinen Halbinsel ist genügend Platz für ein weitläufiges Haus, mit Terrasse und Vorgarten und allem, was dazugehört. Die Felswand dahinter schützt bestimmt vor stürmischen Winden; wir sind ja in den Tropen. Die beiden Wasserläufe ergeben natürlichen Schutz vor ungebetenen Gästen, falls es solche geben sollte. Eine oder zwei kleine Brücken sichern uns den Zugang. Und wenn ich das richtig sehe, kriegen wir die >Esperanza< bis fast ans Haus heran, wenn nur der Wind in diesem Kessel ein bißchen mitspielt. Sonst bleibt sie unten an der Mündung.«

»Und die Mühle?« Micky musterte die Mündung des Zuflusses, genauer gesagt: seinen Austritt aus der Schlucht.

»Es wird viel Arbeit kosten, aber es müßte zu machen sein«, antwortete ich. »Es kommt darauf an, ob der Bach gleichmäßig viel Wasser führt, aber das können wir erfragen – später. Allerdings schwebt mir etwas anderes vor als eine Mühle. Wir werden ja sehen. Komm jetzt, Altan wird ungeduldig.«

Der junge Mann schickte sich in der Tat an, in die Schlucht einzubiegen. Wir folgen ihm also.

Es zeigte sich, daß es auch hier einen Pfad gab, den Altan sehr wohl kannte. Wenige Dutzend Meter weiter machte die Schlucht eine Biegung, und wir blieben überrascht stehen – ein herrlicher Wasserfall stürzte aus einer Höhe von gut fünfzig Metern herunter.

Altan bemerkte zwar unsere Überraschung und sicher auch unsere Freude über dieses Naturschauspiel, hielt aber nicht an. Der Pfad kletterte nun sozusagen an der Schluchtwand empor, indem er sich in unzähligen Serpentinien immer weiter hochschlängelte. Der Weg wurde etwas beschwerlicher, aber wir kamen gut voran. Endlich erreichten wir die Felskante, über die das Wasser hinunter stürmte.

Wieder verschlug es uns fast den Atem: Ein wunderschöner smaragdgrüner See mit glasklarem Wasser, sicher mehrere Meter tief, füllte eine ovale Vertiefung im Gebirge.

»Eine natürliche Talsperre!« rief Micky.

»Genau das«, sagte ich ebenso überrascht. »Wenn das Land unten tatsächlich uns gehören soll, dann...«

»Dann bauen wir von hier eine Wasserleitung und unten vielleicht sogar ein Elektrizitätswerk«, unterbrach mich Micky begeistert; er machte schon wieder Pläne.

»Langsam!« dampfte ich. »Ein E-Werk ist eine Nummer zu groß für uns. Eine Mühle reicht auch, vielleicht schaffen wir eine Turbine. Aber das ist auch das höchste aller Gefühle. Wir dürfen die Entwicklung nicht allzusehr vorantreiben, das Auto nicht vor dem Ochsenkarren erfinden. Eine Energiequelle ist es aber allemal«, gab ich zu.

Altan drängte weiter. Wir folgten nun dem Seeufer, offenbar immer tiefer ins Gebirge hinein und dann immer höher, bis wir schließlich auf einer Paßhöhe standen.

Von hier aus sahen wir die andere Flanke des Bergrückens, die dem Hauptfluß zugewandt war, an dem die Stadt lag. Wir mußten ziemlich weit flußaufwärts gekommen sein, weil hier eine üppige Vegetation begann, ein Dschungel, in den wir auch bald eindringen. Altan und unsere beiden Begleiter legten ihre Waffen zurecht.

Nun legten auch wir Bolzen auf. Wir bewegten uns vorsichtig und versuchten, dem Beispiel Altans und der beiden bewaffneten Begleiter folgend, möglichst jedes unnütze Geräusch zu vermeiden.

Plötzlich riß Altan seinen Bogen hoch, die Sehne gab einen summenden Laut von sich, und aus einem Baumwipfel fiel ein buntgefiederter Vogel herab. Einer der Begleiter holte ihn herbei. Der Pfeil hatte den Vogel durchbohrt. Micky und ich sparten nicht mit Anerkennung; es war wirklich ein guter Schuß.

Es ging jetzt ständig bergab. Etwas später zeigte uns Altan ein weiteres Exemplar dieser Vogelart und nickte mir zu. Da ließ ich mich natürlich nicht zweimal bitten und legte an. Wieder wurde die Beute herbeigeschafft. Altan suchte zunächst nach dem Pfeil, aber leider war mein Bolzen verloren – man schießt eben nicht mit einer so starken Armbrust auf Vögel.

Ich zeigte Altan einen Bolzen, spannte die Armbrust auf >halb< und legte den Bolzen auf. Dann wies ich auf einen Baum und drückte ab. Altan untersuchte die Einschußstelle und zog dann mit viel Mühe den Bolzen aus dem Holz. Nun begriff er, welche Art von Waffe die Armbrust war und warum der andere Bolzen verlorengegangen war.

Wir konnten die Qualitäten unserer Waffen im Laufe des Tages noch einige Male unter Beweis stellen, nicht nur an Vögeln, sondern auch an verschiedenem kleineren Getier, an Affen vornehmlich.

Ja, und dann, es war schon gegen Abend, wurde es sogar ernst: Plötzlich hielt Altan, der voranging, inne und wies erregt

auf einen Ast, auf dem sprungbereit ein jaguarähnliches Tier hockte. Er zückte das Jagdmesser, das ihm Micky geschenkt hatte, und stellte sich mutig vor uns, um uns zu decken. Unsere Begleiter waren irgendwo verschwunden. „Micky und ich spannten schnell auf >voll< und rissen die Armbrüste hoch.

Wir hatten gerade noch Zeit, uns zur Seite zu werfen und Altan mitzureißen. Das Tier war bereits im Sprung, als es getroffen wurde, so daß es direkt auf uns zuflog. Da war es allerdings schon tot, wie wir uns gleich darauf überzeugen konnten. Die beiden Bolzen steckten dicht nebeneinander; sie hatten beide das Herz des Raubtiers durchbohrt.

Wir steckten unsere Messer wieder in die Scheiden. Von irgendwoher tauchten zitternd unsere Begleiter auf. Sie näherten sich dem erlegten Tier mit größter Vorsicht, und erst als sie sich sorgfältig überzeugt hatten, daß es wirklich tot war, zogen sie die Bolzen heraus, die sie uns wieder zurückgaben. Dem Kadaver fesselten sie die Beine, schoben einen starken langen Ast dazwischen und trugen die Beute hinter uns her.

Altan drückte uns nur kurz die Hände. Auch unsere Aufregung legte sich bald. Wir hatten zwar schon früher Begegnungen mit wilden Tieren, auch mit gefährlichen Raubtieren gehabt. Und ein übelgelaunter Wisent war ganz gewiß kein harmloser Zeitgenosse, eine Großkatze allerdings...

## 20

Wir waren natürlich wieder zum Abendessen eingeladen, wie uns Altan zu verstehen gab, als wir zur >Esperanza\* zurückgekehrt waren.

Elsa und Alice bestätigten die Einladung. Auch sie waren soeben zurückgekehrt, nachdem sie den Tag bei Alea und Alin verbracht hatten.

Während wir uns frischmachten, tauschten wir unsere Eindrücke aus und registrierten, daß wir alle eine ganze Menge

gelernt hatten – vor allem von der Sprache. Unsere Gastgeber versäumten keine Gelegenheit, uns diesen oder jenen Ausdruck beizubringen. Die Damen hatten sich selbstverständlich auf das Häusliche und Hauswirtschaftliche konzentriert; unser Jagdausflug hatte Natur und alles damit Zusammenhängende zum Inhalt gehabt.

Uns konnte das nur recht sein, denn die Kenntnis der Sprache war erste Voraussetzung nicht nur für die Verständigung, sondern auch für ein Leben in der Gemeinschaft. Und die Aufnahme in diese Gemeinschaft schien beschlossene Sache zu sein, auch von unserer Seite.

Jedenfalls kam während des Abendessens schon eine Art Unterhaltung zustande, auch wenn sie immer wieder von Heiterkeit über so manches Mißverständnis begleitet war. Schließlich wurde es uns aber auch möglich, für die Landzuweisung, Alotls Geschenk, unseren Dank auszudrücken.

Obwohl sich der Abend bis in die Nacht ausgedehnt hatte, waren wir bei Sonnenaufgang schon wieder am Werk – die >Esperanza< mußte startklar gemacht werden. Der Wind stand verhältnismäßig günstig; wir wollten mit ihr zu unserem Grund und Boden.

Gerade wollte ich Micky zum Königshaus schicken, um dort unsere Absicht mitteilen zu lassen, als Alotl und Altan in Begleitung einer zahlreichen Dienerschar am Kai auftauchten. Es stellte sich heraus, daß er selbst uns zu unserem Grundstück führen wollte. Zum ersten Mal fiel mir dabei auf, daß Alotl mir stets in Gedanken und Plänen irgendwie einen Schritt voraus war. Gewiß, unsere Absicht, heute unser Land aufzusuchen, war nur logisch und leicht zu erraten, dazu brauchte es keinerlei besonderer Fähigkeiten; aber später wiederholte sich Ähnliches immer wieder. Ich will damit nicht sagen, Alotl sei Telepath gewesen. Mir fiel nur auf, daß wir sehr oft, eigentlich immer, auf der gleichen Welle funkten<, wie man so sagt.

Ich konnte diesen Gedanken jetzt nicht nachhängen, weil Alotl mir einen Mann vorstellte, etwas von >Haus< und >viele Männer< und ähnlichem sagte und dann auf die bereitstehenden

Sänften wies.

Da nickte ich, bedankte mich, wies aber auf die >Esperanza< und lud ihn ein, mit uns zu segeln.

Alotl zögerte einen Augenblick und gab dann einen Befehl. Sekunden später eilten Sklaven oder Diener wieder herbei, diesmal mit Seilen in der Hand, und suchten eine Stelle an der >Esperanza<, wo sie sie befestigen konnten. Ich schüttelte den Kopf und zeigte auf die kleine Windfahne am Mast, die recht munter flatterte.

Alotl zuckte verständnislos die Achseln, ging dann aber mit Altan gelassen an Bord. Die anderen wurden mit ihren Gerätschaften zu Fuß vorausgeschickt.

Wir stießen ab. Die >Esperanza< holte sich Wind in die Segel und glitt dann elegant quer über die Bucht, so daß wir in verhältnismäßig kurzer Zeit zu jener Stelle kamen, wo ich die Einfahrt in unsere kleine Bucht vermutete. (>Alotl-Bucht< nannten wir sie später.) Obwohl wir scharf aufpassen und unser ganzes navigatorisches Geschick aufbringen mußten, weil die Passage relativ eng und mit Riffen gespickt war, kamen wir gut hindurch.

Hin und wieder blickte ich zu Alotl und Altan hinüber, die unser Tun mit nachdenklichen Blicken beobachteten, sich aber eines Kommentars enthielten. Ich hatte den Eindruck, daß Alotls Gedanken der Beobachtung oder Begutachtung unseres Könnens vorauseilten.

Können war allerdings in der kleinen Bucht besonders gefordert. Viel Wind kam nicht herein. So waren wir sehr froh, daß wir bald einen prächtigen Ankerplatz für die >Esperanza< fanden, den wir – das sahen Micky und ich auf den ersten Blick – sehr schnell zu einem richtigen Kai umfunktionieren würden. Jetzt allerdings kam noch unser kleines Beiboot zu Ehren, als wir alle an Land gingen.

Alotl drehte sich am Ufer noch einmal um und musterte die >Esperanza< eingehend vom Bug bis zum Heck. Dann tauschte er einige Worte mit Altan. Uns wurde dabei klar, daß ihnen diese Art von Bootsfahrt unbekannt war. Die Kanus, die wir in

der Stadt am Kai gesehen hatten, waren zwar sehr schnittig, aber offensichtlich doch nur mit Stechpaddeln anzutreiben.

Ich notierte mir das Thema für eine spätere Unterhaltung mit Alotl. Vielleicht konnten wir uns auf diese Weise für die Aufnahme revanchieren. Schließlich spielte der Fischfang sicher eine nicht unwesentliche Rolle in der Nahrung der Atlantier. Jetzt war für uns allerdings etwas anderes vorrangig: der Hausbau.

Elsa, die Kinder und ich prüften die Lage und einigten uns, daß die Stelle, die wir schon tags zuvor angepeilt hatten, in der Tat die günstigste war. Micky brachte nochmals den Einwand mit dem eventuellen Hochwasser zur Sprache – schließlich mußten wir mit tropischen Regengüssen rechnen, die von oben aus dem Dschungel sehr viel Wasser herabschicken und uns Hochwasser bescheren konnten.

»Ich glaube nicht, daß wir da viel zu befürchten haben«, meinte ich, »sonst müßten hier Spuren zu sehen sein. Möglicherweise saugt der Dschungel das Wasser auf und speichert es sozusagen für eigene Zwecke. Abgesehen davon funktioniert der See oben bestimmt sowohl als Stau- wie auch als Rückhalte- und Auffangbecken. Sorgen bereitet mir etwas anderes«, fuhr ich fort. »Das Haus muß ganz klar auf der Landzunge stehen, die durch den Zusammenfluß gebildet wird, also am Ufer des Fließchens hier, nicht am Bach, der ja aus der Schlucht austritt. Die Energiezentrale aber muß am Bach stehen, weil dort die meiste Kraft genutzt werden kann. Frage: Wie bekommen wir die Energie an oder gar ins Haus?«

»Energiezentrale?« fragte Elsa.

»Ja«, sagte Micky, »wir haben uns das schon gestern überlegt. Der See da oben – ihr solltet ihn euch anschauen – liegt fast senkrecht über uns. Das Gefälle läßt sich nutzen...«

»Stimmt«, pflichtete ich Micky bei, »wir brauchen ja wieder eine Mühle und ähnliche Einrichtungen. Ohne Antrieb läuft so etwas bekanntlich schlecht. Das Wasser wird ihn uns liefern – eine Rohrleitung bringt sowohl Trinkwasser als auch die Kraft, die wir auf ein Wasserrad, eine Turbine vielleicht, leiten kön-

nen. Nur: Wie leiten wir die Bewegungsenergie über den Felsvorsprung, der den Bach vom Fluß bis zum Zusammenfluß trennt?«

»Und wenn wir die Energiezentrale ein paar Meter höher setzen? Felsen für ein Fundament und Unterbau gibt es hier genug...« Micky steckte schon wieder voller Ideen.

»Das ist die Lösung!« rief ich.

»Vielleicht habe ich auch etwas zu sagen«, fuhr Elsa uns dazwischen. »Ich bin der Meinung, daß das Haus vorrangig ist, alles andere kann später kommen.«

»Mutter möchte langsam Ordnung in die Dinge kriegen«, mischte sich jetzt Alice ein. »Allerdings bin ich da auf ihrer Seite. Eine Kreuzfahrt ist etwas Schönes, ein Hotel auf dem Wasser etwas Ausgefallenes, aber irgendwann...«

»Selbstverständlich«, lenkte ich ein. »Micky und ich wollen nur jetzt schon wichtige Dinge berücksichtigen, die uns später das Leben erleichtern und die jetzt schon zu bewerkstelligen sind. Doch jetzt zum Haus!« fuhr ich fort. »Hm, mich würde interessieren, wie tief das Grundwasser sitzt. Nicht sehr tief, fürchte ich, aber ich habe da eine Idee... Micky, hol doch mal Hacke und Spaten von Bord, wir wollen nachsehen...«

»Sieh nur! Micky braucht nicht mehr zu gehen, da kommt schon die Arbeitskolonne«, bemerkte Alice.

Tatsächlich kamen die Träger und die anderen, die Alotl zu Fuß losgeschickt hatte, gerade vom Paß herunter. Sie hatten sich sehr beeilt, das sah man an den verschwitzten Gesichtern, hatten verständlicherweise aber viel länger gebraucht als wir, die wir den Weg abkürzen und viel schneller sein konnten.

Sitan, der Mann, den uns Alotl am Morgen vorgestellt hatte, trat herbei und breitete mit einer Verneigung vor Alotl und uns einen echten Bauplan aus. Ich prüfte zunächst das Material, auf dem die Zeichnung ausgeführt war.

»Pergament!« rief ich. »Eselshaut sicher, es kann gar nichts anderes sein. Es gibt hier Esel, das heißt, wir werden uns irgendwann Reittiere anschaffen können. Und Arbeitstiere!«

»Und Papier zum Schreiben«, raunte mir Alice bedeutungs-

voll zu. Sie wußte, daß ich als Büromensch Papier und Schreibzeug sehr vermißte.

»Jetzt geht es aber doch um das Haus!« Elsa rief uns in die Gegenwart zurück. »Hört doch dem Mann zu, was er sagt!«

Wir beugten uns alle über den Plan. Alotl und Altan hielten sich etwas im Hintergrund. Man konnte aber sehen, daß sie ein zufriedenes Lächeln nur schwer unterdrücken konnten.

Während Elsa Sitan über dieses und jenes ausfragte, zum Beispiel über Lage und Beschaffenheit der einzelnen Räume, versuchte ich herauszufinden, was mir denn an diesem Plan so bekannt vorkam. Micky erging es ähnlich. Dann machte er mich auf die kleine Sonne in der rechten oberen Ecke des Plans aufmerksam.

Wir sahen uns an. Natürlich war dies Alotls Haus, dessen Doppel er uns sozusagen hiermit anbot. Ich war beeindruckt. Man darf nicht vergessen, daß die königliche >Residenz< das größte und prächtigste Gebäude der Stadt war. Die volle Tragweite dieser Tatsache wurde uns – wie so manches – erst viel später deutlich.

»Ich habe gestern Alotls Haushalt und Haus von innen kennengelernt«, sagte Elsa. »Es ist genauso.«

»Wir haben es auch soeben festgestellt«, unterbrach sie Micky.

»Du sollst Erwachsenen nicht ins Wort fallen«, wies sie ihn zurecht. »Ich wollte nur sagen, daß ich mir gestern dachte, so ein Haus möchte ich haben.«

»Ich auch«, nickte ich. »Mit dem Unterschied, daß wir auch ein Obergeschoß draufsetzen. Jetzt können wir es verwirklichen; die Hilfsmittel und das Material dazu gibt es hier. Und wie es aussieht, auch die Arbeitskräfte.« Ich zeigte auf die Sklaven, die Felsblöcke und Steine aus den Bergen herbeizutransportieren begannen. Sitan, der Baumeister, wollte offenbar keine Zeit verlieren. Er hatte bereits den Grundriß abgesteckt und ließ nun den Boden feststampfen.

Ich schüttelte den Kopf.

»Nicht!« sagte ich. »Boden weg, Erde weg, so viel!« Ich zeig-

te etwa zwei Meter hoch, so hoch ich eben mit ausgestrecktem Arm kam.

Sitan sah mich erstaunt an, dann blickte er zu Alotl, der nicht minder verwundert war, dann aber nickte.

»Das Haus muß anständige Grundmauern haben, einen Keller für Vorräte und Ähnliches. Und gegen Feuchtigkeit. Diesmal wird für Generationen gebaut, nicht wahr?« Ich wandte mich an die Meinen.

»Ja, wir sind jetzt zu Hause«, sagte Elsa schlicht und machte mich unauffällig auf Alice aufmerksam, die zwar gewiß am Hausbau interessiert war, aber doch immer wieder verstohlen Altans Blick suchte. Sie fand ihn übrigens jedesmal, wie mir schien, was mir natürlich ein leichtes Lächeln entlockte.

»Fehlt hier offenbar nur noch Alin«, sagte Elsa halblaut.

»Alin?« rief Micky, der eben mit Spaten, Spitzhacke und weiteren Grabgegenständen von der >Esperanza< kam. »Wo ist Alin?«

Dann wurde er natürlich rot, als er das vielsagende Lächeln von Alotl und mein hämisches Grinsen sah.

»Ihr seid gemein!« warf er uns über die Schulter zu und fing an, mit dem Spaten herumzufuhrwerken.

Alice wurde damit klar, daß man auch ihre Sympathie für Altan beobachtet hatte. Verwirrt griff sie zur Spitzhacke und tat es Micky eifrig nach.

Da ging offensichtlich auch bei Altan ein Licht auf, und er – der ja sonst für sein Alter immer sehr würdevoll auftrat – wurde unsicher. Auch ihm fiel schließlich nichts Besseres ein, als nach der Schaufel zu greifen und sich zu den beiden anderen zu gesellen. Uns Alten blieb da nur, uns abzuwenden und irgendwo in der Bucht unsere Beherrschung zu suchen. Was auch für Alotl galt, der mir belustigt zuzwinkerte.

Die Situation rettete unbewußt Sitan, der die Sklaven zum Graben antrieb, die mit offenem Mund zusahen, wie die >Herren< mit Hacke und Spaten umgingen.

Ich machte jetzt Alotl und Sitan klar, was wir mit dem Grubenaushub vorhatten. Offenbar verstanden sie zum Schluß, ob-

wohl ich mir mit vielen Gesten und Zeichen aushelfen mußte, wenn mir Ausdrücke fehlten. Jedenfalls sagte Alotl nach kurzem Nachdenken etwas wie >gut< und >schön< und nickte beifällig.

Ich rief Micky zu: »Wir machen Nägel mit Köpfen. Bring mal etwas von unserem Bandeisen; ich werde versuchen, den ersten Handel abzuschließen.«

Dann begann eine höchst komplizierte Unterhaltung, in der ich abwechselnd auf unsere Spaten und das Bandeisen einerseits und andererseits auf einen der Kupferringe wies, die manche der Anwesenden als Schmuck am Handgelenk trugen. Um klarzumachen, wofür ich das haben wollte, zeichnete ich ein Rohr in den Sand und wies auf den Wasserfall. Die perspektivische Darstellung des Rohres mußte mir gelungen sein, denn Sitan, der offenbar nicht nur für das Bauen, sondern für Technik im allgemeinen zuständig war, versuchte Alotl lang und breit etwas zu erklären. Später erfuhr ich, daß er meinte, wir wollten eine Wasserleitung für die Trinkwasserversorgung haben.

Das Ergebnis jedenfalls war, daß Alotl einen Läufer mit einem Auftrag losschickte, worauf Micky und ich zur >Esperanza< gingen, um unsere Schmiedeinrichtung herbeizuschaffen.

Sie erweckte große Neugier, die wir jedoch trotz mehrerer Versuche nicht befriedigen konnten. Dazu reichten unsere Sprachkenntnisse noch nicht aus.

Die Arbeit am Aushub ging inzwischen zielstrebig weiter, denn es war eine ganze Menge Leute damit beschäftigt. Ich staunte immer wieder, daß sie einander dabei auf dem doch relativ engen Raum nicht im Wege waren. Aber Sitan war offensichtlich ein hervorragender Organisator.

Ein Gutteil des Pensums war geschafft, als die Sonne so hoch stand, daß eine Pause eingelegt werden mußte. Während der Mittagszeit konnte man nicht arbeiten, dazu war es zu heiß. Wir suchten deshalb den Schatten des Wäldchens auf, das unsere Halbinsel an der dritten Seite abschloß. Just in diesem Augenblick kam eine Trägerkolonne an, was mich bewog, Mickys Mittagsruhe doch zu stören.

»Alotl scheint sich nicht um Sicherheit zu kümmern. Schau doch bitte nach, wer da kommt!«

Micky sah mich zuerst vernichtend an, rannte dann aber trotz Mittagshitze los. Auch er hatte natürlich Alea und Alin erkannt. Alotl setzte sein feines wissendes Lächeln auf und schien sich königlich zu amüsieren, als er mir zublinzelte.

Die Damen hatten nicht nur sich selbst, sondern auch Salate und Früchte zur Erfrischung mitgebracht – und tatsächlich eine Ladung Kupferbänder und -platten, die für unsere Zwecke mehr als ausreichend war.

»Hilft nichts, Micky«, sagte ich, nachdem wir uns ein bißchen erfrischt und ausgeruht hatten, »jetzt müssen wir zeigen, was wir können. Siesta hin, Siesta her – die Wasserleitung sollte bis heute abend stehen; zumindest die Rohre könnten fertig werden. Denn bis dahin sind die anderen mit dem Aushub fertig und fangen morgen früh sicher mit dem eigentlichen Hausbau an. Da bekommt unsere Säge Arbeit.«

»Das schaffen wir bis dahin nie und nimmer.« Micky riß sich nur ungerne aus Alins Nähe los.

»Ich weiß, aber eine Notlösung tut es zunächst auch. Wir bauen ein primitives Mühlrad, nur eine Nabe mit Speichen.«

Und wie wir rangingen! Micky wurde natürlich durch Alins Gegenwart beflügelt, und ich wollte auch zeigen, daß ich noch etwas taugte.

Und so erbehte zur Verwunderung der Atlantier das mittagsstille Tal vom Lärm unserer Feldschmiede, als wäre Hephaistos selbst am Werk. Wir schmiedeten und falzten und löteten ein Rohr nach dem anderen. Elsa und Alin hatten alle Hände voll zu tun, uns den Schweiß abzuwischen und immer wieder für Abkühlung zu sorgen. Es wurde ein sehr langer Nachmittag.

Spät abends aber lag eine Reihe Fünf-Meter-Rohre fix und fertig da. Alotl hatte immer rechtzeitig für Nachschub an Rohmaterial gesorgt.

Natürlich reichten die Rohre noch lange nicht – Micky behielt recht –, aber zumindest die ersten Leitungsmeter konnten bereits verlegt werden.

Alotl hatte uns den ganzen Nachmittag interessiert zugehört, ohne dabei den Fortgang der restlichen Arbeiten aus den Augen zu lassen. Zwischendurch wechselte er immer wieder ein paar Sätze mit Sitan und wurde immer ernster und nachdenklicher. Kurz bevor die Dunkelheit hereinbrach, machte er sich mit seinem Gefolge auf den Heimweg.

»Morgen!« sagte er nur, als er uns die Hand gab.

Micky und ich fielen todmüde in unsere Kojen, trotzdem ging mir etwas nicht aus dem Kopf. »Sollten wir uns etwas vergeben, wenn wir so schufteten?« fragte ich Elsa.

»Nicht bei Alotl und Altan«, erwiderte sie sofort. »Und nicht bei Alea und Alin. Ich habe sie beobachtet, weil ich zunächst die gleiche Befürchtung hegte. Und Sitan und die Sklaven oder Diener waren einfach entsetzt. Hast du nicht bemerkt, welch weiten Bogen sie jetzt um euch machen?«

»Du meinst, wir sind für sie so eine Art gelbe Gewerkschaft, Streikbrecher?«

»Nein, es war Furcht vor etwas, das sie nicht begriffen.«

»Na ja, du weißt doch selber auch, daß mir Arbeit höchst zuwider ist, aber hier war es einfach notwendig, sonst kommen wir ins Hintertreffen, und das Haus ist früher fertig als die Säge. Die aber gerade brauche ich ganz dringend. Du hast gesehen, daß Sitan bereits Baumstämme heranschleppen ließ, Teak oder Mahagoni oder so etwas, wenn ich es richtig erkannt habe. Offenbar für den Fußboden, denn die Grundmauern sind ja schon hochgezogen.«

»Eben«, sagte Elsa. »Sitan schien mir etwas besorgt zu sein. Die Sklaven ließen sich von euch mitreißen und schufteten nicht weniger als ihr. Das brachte ganz sicher seine Pläne durcheinander.«

»Ich muß morgen ein Wort mit ihm reden. Er sollte uns Zeit lassen. Ich will jeden Balken und jedes Brett richtig geschnitten und gehobelt haben. Und das geht eben nur in einem Sägewerk. Das Holz in Alotls Haus war eindeutig von Hand bearbeitet, da gibt es unweigerlich Lücken, Ritzen und Unebenheiten. Ich sagte schon, dieses Haus ist für Generationen gedacht.«

Elsa sagte nichts mehr, sie langte nur mit der Hand zu mir herüber und drückte mir den Arm.

21

Am nächsten Tag setzten wir uns also mit Sitan zu einer >Planungsstunde< zusammen. Auch er hatte sich offenbar einiges überlegt, denn der Vorschlag schien ihm sehr willkommen zu sein. Alotl und Altan stießen zu uns, auch da hatte es wohl eine diesbezügliche Diskussion gegeben.

Jedenfalls kamen wir viel schneller zu einer Einigung, als ich gedacht hatte. Ich erzählte Sitan von meiner Absicht, dem Haus ein Obergeschoß aufzusetzen, was ihm völlig neu war, was er aber mit Verständnis akzeptierte. Als ich dann die >Kraftstation< skizzierte, an der Micky und ich werkelten, warteten wir vergeblich auf Verständnis. Die Wasserleitung allerdings leuchtete ihm ein. Er schlug auch gleich vor, sie von den Sklaven bauen zu lassen.

Er hatte natürlich recht, dann das war technisch kein so großes Problem; nach einer kurzen Einweisung mußten sie es ohne weiteres schaffen. Die Konstruktion der Einspeisung der Leitung oben am See würde Sitan selbst übernehmen.

Damit aber hatten wir Zeit gewonnen und konnten das geplante Provisorium fallenlassen. Es gab genug Kupfer für eine Turbine. Ich hatte mir ein Peltonrad vorgestellt, das verhältnismäßig leicht herzustellen war. Eisen, hauteng mit Kupfer ummantelt, müßte sich eignen, meinte ich. Später, wenn wir damit umzugehen wüßten, könnten wir Bronze nehmen.

So machten wir uns viel ruhiger an die Arbeit, nachdem die Organisation geregelt war. Zunächst war noch der Rest der Leitungsrohre herzustellen.

Alotl empfahl sich. Regierungsgeschäfte, begriff ich. Seine Familie allerdings blieb. Altan und Alin eindeutig wegen Alice und Micky, Alea, um hier und dort Elsa mit einer Erklärung

oder einem Rat beizustehen. Wir merkten auch, daß ein Haushalt in diesen Breiten etwas anders geartet war als in unserem Mitteleuropa.

Als wir im Lauf des Tages einmal den Bau der Rohrleitung inspizierten, sahen wir, daß ganze Arbeit geleistet wurde. Zur Abstützung der Leitung hatten wir eigentlich an Träger aus Baumstämmen gedacht. Sitan ließ sie in Einfassungen verlegen, die aus Steinen gebaut und mit einer Art Mörtel verfestigt wurden. Jetzt wußte ich auch, warum die Hausmauern in der Stadt so schön glatt verputzt waren.

»Das wird Ewigkeiten halten«, kommentierte Micky anerkennend. Sitan, der uns begleitete, mußte dem Ton nach verstanden haben, was er meinte. Er lächelte geschmeichelt.

Die bereits verlegten Rohre lagen geradezu pedantisch präzise, nirgends eine unerwünschte Spannung, die Anschlußstellen exakt ineinandergesteckt und >verlötet<, eine wahre Freude. Da sputeten wir uns, daß wir wieder zu unserer Arbeit kamen.

Drei Tage später lief unsere Kraftstation auf vollen Touren, und die Säge lieferte die ersten Balken und Bretter. Sitan konnte ihre Präzision nicht genug bewundern. Immer wieder studierte er eingehend jede Einzelheit des Sägewerks und der Station selbst. Da wir aus unseren Fehlern am Rhein gelernt hatten und jetzt teilweise anderes, besser geeignetes Material verwendeten, war uns während der Montage eine ganze Menge Verbesserungen eingefallen. Unter anderem auch entsprechende Anschlußstellen für einen späteren Ausbau.

Vier Wochen später war das Haus bezugsfertig. Ein Prachtbau, zumal sich auch Sitan im Zuge der allgemeinen Begeisterung bei seiner Ehre als Baumeister gepackt fühlte und wir ebenfalls dies oder jenes beisteuerten.

So besaß unser Haus nicht nur ein schönes Satteldach mit einem nicht minder schön ausgeführten Holzgiebel (was hier neu war, wo es nur Flachdächer gab), sondern auch Fachwerk am Obergeschoß und geradezu luxuriöse >Extras< bei der Inneneinrichtung, angefangen bei einer wunderschönen freitragenden Holzterrasse von der Wohndiele ins Obergeschoß bis zum

hübsch gedrechselten Geländer rund um die Balustrade oben. Die Kraftstation ermöglichte solche handwerklichen Raffines- sen. Die tief eingelassenen Fenster waren zunächst nur dicht mit Holz vergittert. Später wollten wir Glas machen; in den Bergen gab es sicher Rohstoffe dafür. Die Gitter, für deren Begrünung (ebenso wie für ausreichendes Grün im Hause) Elsa sorgen wollte, sollten nicht nur unerwünschte Eindringlinge abhalten, sondern auch Schatten und Kühle spenden.

Und so konnte zum Einzug eine standesgemäße Party veranstaltet werden. Auch die Sklaven waren mit von der Partie, was Alotl zunächst mit etwas Verwunderung, dann aber mit seinem feinen Lächeln akzeptierte, so als wollte er sagen: »Nun ja, ich weiß, daß ihr anders seid.«

Als wir später am Abend vor dem Kamin saßen (den mußten wir haben, auch wenn er sozusagen nur symbolisch flackerte!), sagte Alotl plötzlich: »Morgen kommen andere Sklaven – für Haus und Feld. Es werden deine Sklaven sein. Sitan wird mit ihnen noch Sklavenhäuser bauen – schöne Häuser«, fügte er mit einem Seitenblick hinzu. »Es sind auch schöne und gute Sklaven. Sie sind jung, können gut arbeiten und sind nicht dumm, sie wissen schon viel und können viel lernen.« Und wieder ein Seitenblick.

Da begriff ich. »Es werden keine Sklaven sein«, sagte ich.

»Ja-nein«, gab er zu. »Freie Sklaven, müssen lernen. Für mein Volk.«

»Wir müssen lernen, wie man bei dir lebt«, widersprach ich.

»Ja«, gab er wieder zu, »aber nicht lange. Dann werden wir lernen. Ich und Altan. Und Alea und Alin. Und Sitan. Und deine freien Sklaven. Und mein Volk. Für Atlantis.«

Wir erstarrten. Nicht so sehr über seine Pläne, deren Tragweite wir erahnten. Aber dieser Name, der zum ersten Mal über seine Lippen kam!

»Also hat Plato doch die Wahrheit berichtet, sogar der Name stimmt.« Ich hatte unwillkürlich wieder Deutsch gesprochen, obwohl wir uns vorher in der Sprache der Atlantier unterhalten hatten, die wir allmählich beherrschten. Ich begriff schnell, daß

ich einen Fauxpas begangen hatte, und entschuldigte mich:

»Ich sagte, daß ich von deinem Land und deinem Volk schon gehört habe, lange Zeit vorher.«

Jetzt war das Wundern an ihm. »Du hast von uns gehört? Aber unsere Ahnen sagten, daß wir die einzigen waren, die gerettet wurden, als der große Regen kam.«

Damit war der Schwarze Peter wieder bei mir. Ich konnte ihm doch Unmöglich sagen, daß es zwangsläufig noch andere Menschen geben müsse, da wir – als lebender Beweis – übers Meer gekommen waren. Dabei wußte ich nicht einmal sicher, wo diese Menschen oder Völker lebten. Da auch Sitan und andere dabeisaßen, mochte ich zu diesem Zeitpunkt noch weniger davon sprechen, daß wir das Wissen über Atlantis einem Manne verdankten, der erst in Tausenden von Jahren geboren werden würde.

Damit wurde mir aber wieder unsere >Verbannung< bewußt, die wir schon mit einigem Erfolg verdrängt hatten. Ich sah es den Meinen an, daß ihnen Ähnliches durch den Kopf ging. Ich schüttelte den Kopf, als könnte ich diese unliebsamen Gefühle abschütteln, und wollte antworten, als mich Alotl unterbrach:

»Ich sehe, ich habe Falsches gesagt. Falsch so und falsch so. Ich werde nichts mehr sagen. Morgen kommen Sklaven. Du mußt jetzt auch Felder bebauen.«

»Halt!« unterbrach ich ihn jetzt. »Du darfst nicht traurig sein. Ich werde dir später alles erklären. Später, wenn ich besser sprechen kann.«

Er nickte, als ob er verstünde. Ich hob meinen Becher. »Aber du gibst uns soviel. Wir haben nichts, was wir dafür geben können.«

»Ihr habt schon viel gegeben. Ich weiß es. Sitan weiß es. Und ihr werdet noch viel geben.«

Vielleicht zuviel, wenn du das meinst, was ich meine, dachte ich. Wenn das nur gutgeht!

»Das ist jetzt unser Zuhause, Papa«, sagte Alice. Um mich zu warnen? Es war in mancher Hinsicht doppelsinnig.

Wieder hatte ich das Gefühl, daß Alotl verstanden hatte. Zu-

viel verstanden. Denn er nickte langsam, nachdenklich, fast furchtsam. Und lächelte dann wieder dieses merkwürdige Lächeln.

»Morgen kommen Sklaven. Und Tiere. Und Saat. Für Haus, Garten und Feld. Wenn die Feldarbeit getan ist, kommst du zu mir. Und Elsa, Micky und Alice.«

Damit erhob er sich und blickte sich im Haus um. Als ob er es segnen möchte, schoß mir durch den Kopf, und ich schalt mich zugleich naiv.

Dann ging er einfach.

## 22

Endlich begann eine Normalisierung unseres Lebens, zum ersten Mal seit jenem immer noch unerklärlichen Augenblick, als wir aus unserer Zeit geworfen wurden. Ich muß allerdings sagen, daß diese Erinnerung immer mehr verblaßte; wir gewöhnten uns an das neue Dasein.

Irgendwie war es wohl schon immer unsere Devise, uns ins Unvermeidliche zu fügen und das Beste daraus zu machen, die Realität anzuerkennen. Außerdem war uns in diesen vergangenen drei Jahren wirklich sehr wenig Zeit zum Jammern geblieben. Wir hatten stets kräftig zuzupacken und viel zu tun gehabt.

Das stand uns natürlich auch jetzt wieder bevor, allerdings unter wesentlich günstigeren Voraussetzungen, mit unvergleichlich besseren Startbedingungen.

Alotl machte sein Versprechen wahr: Am nächsten Tag stand bereits kurz nach Sonnenaufgang eine Gruppe junger Leute unter der Führung von Sitan vor unserer Haustür. Auf den ersten Blick war zu erkennen, daß es sich tatsächlich um eine ausgesuchte Gruppe handelte. Die jungen Frauen und Männer – kaum jemand über zwanzig, kaum jemand unter fünfzehn – machten den allerbesten Eindruck. Sie hatten durchwegs sprechende Augen<, wie Micky vermerkte. Sie waren ohne Zweifel

alle sehr intelligent.

Blick und Haltung verrieten, daß sie sich der Rolle, die sie bei uns spielen sollten, durchaus bewußt waren. Ein Zeichen, daß Alotl wieder einmal mit viel Überlegung und weit in die Zukunft geplant hatte.

Es sah ganz so aus, als wollten sie ausdrücken, sie seien hier zum Lernen und würden dafür gern mit ihrer Arbeit bezahlen. Eben >freie Sklaven<.

Selbstverständlich gingen wir darauf ein. Ich glaube, wir hätten mit echten Sklaven sowieso kaum etwas anzufangen gewußt. Wir hätten uns in Grund und Boden geschämt und damit mit Sicherheit gewachsene Strukturen in der atlantischen Gesellschaft durcheinandergebracht.

Jedenfalls gaben wir gleich zu Beginn zu verstehen, daß wir unser gegenseitiges Verhältnis viel mehr als Partnerschaft denn als eine Abhängigkeit irgendwelcher Art betrachteten. Und obwohl sich die jungen Leute ganz hervorragend in der Gewalt hatten, so war doch hier und da eine gewisse Befriedigung zu registrieren; auch erwartungsvolle Spannung. Und da, wo zunächst vielleicht Anzeichen von Scheu oder gar Furcht in den Augen zu lesen waren, wurde der Blick offener.

Sitan meinte, man sollte gleich zur Feldarbeit schreiten, da die Zeit dränge. Da wir keine Ahnung von den Vegetationszeiten und sonstigen landwirtschaftlichen Gepflogenheiten dieser Breiten hatten, wollte ich mich gern der besseren Einsicht, der Erfahrung fügen. Micky aber wies auf die Hacken und anderen Gerätschaften, mit denen die jungen Leute ausgerüstet waren.

»Die wollen glatt die Savanne von Hand umgraben, auch wenn ich da hinten eine Art Holzpflug sehe! Die schinden sich doch damit zu Tode und brauchen außerdem eine Ewigkeit dazu. Was meinst du, Papa – es wäre doch gelacht, wenn wir nicht eine Pflugschar hinkriegen würden!«

Der Einwand war berechtigt. Ich besprach mich mit Sitan. Es stellte sich heraus, daß die jungen Leute tatsächlich ganz zu unserer Verfügung standen, rund um die Uhr. Wir mußten sie also auch irgendwo unterbringen. Ich schlug vor, die Feldbe-

stellung zunächst zurückzustellen und zuerst einmal Unterkünfte zu bauen. Ich stellte mir Unterkünfte mit möglichst hohem Komfort vor, so wie auch unser Haus bereits eine Reihe Errungenschaften aufzuweisen hatte.

Wir besaßen zum Beispiel Badezimmer mit fließendem Wasser, das wir von der Kraftstation abzweigten. Natürlich gab es vorerst nur kaltes Wasser, aber immerhin – es waren Bäder mit Duschen und allem Drum und Dran. Die Temperaturen hier ließen uns heißes Badewasser auch gar nicht vermissen, schlimmstenfalls wurde ein Kessel voll aufgewärmt.

Ich dachte auch an Hobbyräume für die jungen Leute, die man sehr leicht zu Werkstätten umfunktionieren könnte. Und noch einiges mehr.

Sitan sah etwas besorgt aus und meinte, daß man dann eben später schneller arbeiten müsse, erklärte sich aber mit dem Bau der Unterkünfte einverstanden. Das Vieh konnte ja einfach auf die Weide getrieben werden. Alotl hatte eine kleine Auswahl mitgeschickt – Tiere, die uns an Schafe und Ziegen und einige Geflügelarten erinnerten, ganz offensichtlich Zuchttiere übrigens. Auch Büffel – sicher Arbeitstiere. Besondere Freude hatte ich aber an einigen Eseln, die mir durchaus danach aussahen, als könnte man sie zu Reittieren erziehen. Auf keinen Fall wollten wir uns in Sänften tragen lassen. Da waren wir uns einig.

Während die jungen Männer den Bau in Angriff nahmen – ich merkte, daß Sitan mit dem Aushub begann; er hatte also unsere Methode übernommen – und die Frauen sich Elsa und Alice zur Verfügung stellten, gingen Micky und ich in die Schmiede.

Wieder einmal mußte die Methode des Versuchs und des Irrtums herhalten, aber wenige Tage später konnten wir zwei recht brauchbare Pflüge und auch eine Egge vorweisen. Daß zwischendurch dieser oder jene junge Mann – zusammen mit Sitan – kam, um zu >spionieren<, freute uns besonders.

Mittlerweile waren auch die Felder vermessen. Als wir die Büffel vor die Pflüge spannten, begriff Sitan sofort diesen Fortschritt in der Landwirtschaft. Mit der gezogenen Pflugschar aus

Eisen war die Arbeit wesentlich leichter und schneller bewältigt. Das war gleich nach der ersten Furche zu sehen. Befriedigt meinte er, sowohl an uns als auch an seine jungen Leute gewandt, damit sei die verlorene Zeit mehr als eingeholt.

Nach einigen Wochen lief alles wie am Schnürchen. Micky und ich konnten ab und zu mal mit dieser oder jener technischen Errungenschaft aufwarten, an die wir uns erinnerten und die wir herzustellen vermochten. Besonders stolz waren wir auf unseren hervorragend funktionierenden automatischen Stal-lausmister. Wir hatten auf der Jagd einmal eine Wildsau verletzt (man frage mich nicht, ob es ein Hängebauch- oder Warzen- oder was sonst für ein Schwein war). Eine Sau war es jedenfalls, und sie hatte ihre Frischlinge bei sich. So entschlossen wir uns, auch eine Schweinezucht aufzuziehen. Und wenn schon, dann gleich großzügig! Wir gedachten damit sozusagen in den Agrarhandel einzusteigen.

Was uns Kummer bereitete, war natürlich der Mangel an elektrischem Strom. Der Mensch ist eben immer unbescheiden. Wir hätten zwar nach einigen mißlungenen Versuchen ganz sicher ein Mini-E-Werk bauen können. Kupfer war in genügender Menge vorhanden; auch die Wicklungen für die Anker hätten wir uns zugetraut. Aber spätestens bei Glühbirnen hätten wir passen müssen. Außerdem scheute ich mich, so weit vorzugreifen: Man kann Entwicklungen nicht ungestraft krampfhaft vorantreiben.

Und so leuchten wir heute noch mit Öl.

Altan schaute mindestens einmal täglich vorbei; er ging jetzt verdächtig oft auf dieser Flußseite auf die Jagd. Häufig kam auch Alin mit. Aber nur bis zu uns, angeblich, um Alice zu besuchen. Was wir natürlich alle ernsthaft akzeptierten. Die beiden Mädchen freundeten sich in der Tat rasch an. Alice machte

oft Gegenbesuche, auch wieder mit ihrem Bruder, der in solchen Fällen prompt alles liegen und stehen ließ und mitrannte.

Elsa und ich waren darüber einerseits froh. Erst jetzt wurde uns so richtig klar, wie sehr unsere Kinder die Gesellschaft junger Leute vermißt hatten. Andererseits hatten wir Bedenken. Hier bahnten sich zweifellos Beziehungen an, die nicht unbedingt eine Zukunft hatten. Wir hätten ja nichts dagegen gehabt; Altan und Alin waren unter den gegebenen Umständen ganz sicher die besten Partner für unsere Kinder, in jeder Hinsicht. Sie gaben einander gegenseitig ungemein viel, das konnte man schon jetzt sehen. Die Frage war natürlich, ob auch die andere Seite, also Alotl und Alea, so dachte. Schließlich waren wir Fremde, auch wenn wir uns nicht mehr so fühlten. Ich sprach das Problem einmal bei Alotl an, denn auch wir pflegten recht häufige gegenseitige Kontakte.

»Für Altan und Alin ist es ein Glück, daß sie deine Kinder gefunden haben«, sagte er daraufhin ernst. »Ein atlantischer König, und das wird Altan schon sehr bald sein, ist zwar nur der erste unter seinen Mitmenschen, stammt aber von den Göttern ab, in gewisser Hinsicht ist er sogar ein Gott. Als solcher kann er aber auch nur eine Göttin zur Frau nehmen. Und das ist seine Schwester...«

»Wie im alten Ägypten!« entfuhr es mir.

Alotl sah mich verwundert an, bemerkte aber meine Verwirrung und fuhr deshalb gleich fort: »Jetzt kann sich das ändern. Es sind Götter zu uns gekommen; so glaubt mein Volk.«

Ich war entsetzt. Gewiß, die ganze Zeit schon schwante uns so etwas, wir waren schließlich nicht blind. Die Scheu, mit der uns unsere jungen Leute und die übrigen Atlantier begegneten, war uns nicht entgangen. Wir wollten aber immer glauben, daß dies auf unsere Fremdartigkeit zurückzuführen sei und darauf, daß wir so manches konnten oder wußten, was hier unbekannt war. Aber Götter? Vielen Dank! Obwohl es eigentlich auf gleiche hinauskam. Trotzdem, ich nahm mir vor, diesen Irrglauben nach und nach zu entkräften. Behutsam, um kein Porzellan zu zerschlagen. So dachte ich zumindest...

Alotl schien sich zu einem Entschluß durchgerungen zu haben. »Mein Volk glaubt es«, wiederholte er. Er zögerte etwas und räumte dann ein: »Ich weiß es nicht. Ich weiß es nicht sicher. Es gibt so viele Gründe dafür und so viele dagegen. Ihr kennt und wißt vieles nicht, was hier bei uns selbstverständlich ist, obwohl ihr sehr schnell gelernt habt.

Aber müssen Götter wirklich genau wissen, wie es bei den Menschen zugeht? Sicher brauchen sie diese Dinge dort, wo sie leben, gar nicht zu kennen. Und außerdem – sobald wir euch etwas gezeigt haben, könnt ihr es gleich besser als wir, und ihr zeigt uns, wie man es noch besser machen kann.«

»Das heißt noch lange nicht...«

»Das heißt nichts«, gab er zu. »Aber es kommt noch hinzu, daß es außer uns keine Menschen geben kann. Also müßt ihr Götter sein, die aus irgendeinem Grund, den wir nicht kennen, zu uns gekommen sind.«

Seine Stimme wurde dringlich: »Hilf mir, sag es mir! Ich weiß, daß du mich nicht belügen wirst. Sag mir die Wahrheit! Ich muß sie wissen, für mein Volk.«

Die Wahrheit! Sie war für uns ein Rätsel; wie sollte er verstehen? Behutsam – das hatte ich mir vorgenommen...

»Ich danke dir für dein Vertrauen, du weißt nicht, wieviel mir daran liegt. Aber ich muß dieses Vertrauen gleich stark auf die Probe stellen. Ich werde dir Dinge sagen, die ich nur vermute, und Dinge, die ich ganz sicher weiß, für die ich aber keine Beweise habe. Es muß zum Beispiel nicht richtig sein, daß es außer euch keine Menschen gibt. Nicht wir sind der Beweis dafür; ich weiß, daß irgendwo andere Menschen leben. Bis vor kurzem wußten wir ja noch nicht, daß es Atlantis wirklich gab...«

»... gab?«

»... gibt. Aber soviel ich weiß, leben weit hinter dem Meer noch andere Völker...«

»... die alten Ägypter, die du erwähntest?« Er hatte es also doch verstanden.

»Möglich.« Ich ließ das lieber offen. »Vielleicht sind es Babylonier, vielleicht Sumerer.« Was wußte ich schon? Außerdem

waren bei mir die mittelöstlichen Völkerschaften schon immer etwas durcheinandergeraten.

»Es ist auch nicht so wichtig. Sieh mal, du hast mir erzählt, daß deine Vorfahren über das große Wasser gekommen sind. Dann aber kann ihre Heimat nur Afrika gewesen sein. Das ist eine riesige Insel hinter dem Meer. Dort sollen die ersten Menschen gelebt haben.«

»Aber mein Vorfahr war der einzige, der sich mit Weib und Kindern vor der Sintflut retten konnte. Die Götter hatten ihm befohlen, ein Boot zu bauen...«

»Ich weiß«, unterbrach ich ihn. »Vielleicht haben aber die Götter anderen Menschen Ähnliches befohlen. Vielleicht sind diese anderen gegen Sonnenaufgang oder gegen Mitternacht gezogen.«

»Wäre das möglich?«

»Warum nicht? Ich glaube, ich habe davon schon irgendwo gehört. Auch andere Völker erzählen sich die Legende von der Sintflut. Ich weiß natürlich nicht, ob es die Brüder deines Vorfahren waren. Aber ich vermute, ich weiß ziemlich sicher, daß es im Osten, hinter dem großen Meer, ganze Völkerschaften gibt.«

»Aber wie kommt es dann, daß wir nie von ihnen gehört haben? Wenn meine Vorfahren den Weg über das Wasser fanden, warum sie nicht?«

»Das kann viele Gründe haben. Sie müssen wohl zunächst Land gesucht haben, das sie ernähren konnte. Sie gingen sicher zu Fuß, das dauert lange, sehr lange, wenn die Entfernungen so riesig sind, wie vermutet wird.«

»Sie müssen doch auch Boote gehabt haben.«

»Ich weiß es nicht. Vielleicht fiel dort das Wasser schneller ab, vielleicht geboten die Götter deinem Vorfahr, gleich nach Westen zu segeln, während die anderen noch warten und erst dann aufbrechen sollten – zu Fuß. Übrigens, eure Boote, die Kanus, sind das die gleichen, die auch dein Stammvater benutzte?«

»Es heißt nur, er habe ein großes Boot gebaut, das mit Win-

deseile über die Wellen flog.«

»Mit Windeseile – das könnte Segel bedeuten. Und günstigen Wind, vielleicht sogar Sturm, der auch uns hierhergetrieben hat.«

»Kommt ihr von den anderen, seid ihr die Nachkommen der Brüder unserer Ahnen?«

»Nein. Oder möglicherweise doch. Aber anders, als du vielleicht meinst. Es sieht fast so aus, als ob alle Menschen, die auf dieser Erde leben, einen gemeinsamen Ursprung hätten.«

»Alle Menschen auf dieser Erde?«

»Sehr möglich. Es gab andere Entwicklungslinien, aber die scheinen ausgestorben zu sein. Der Neandertaler weist darauf hin.«

Ich vergaß schon wieder, mit wem ich sprach. Alotl – zum Glück waren wir allein – rief mich in die Wirklichkeit zurück. »Neandertaler?« Er sprach den Namen recht drollig aus.

»Ja, wir sind durch das Gebiet gezogen, in dem die Neandertaler gelebt haben sollen; wir haben dort sogar zwei Jahre verbracht, aber niemals eine Spur von ihnen gefunden. Sie müssen schon längst ausgestorben sein.«

»Aber wie weißt du dann, daß es sie gibt oder gegeben hat?«

Jetzt saß ich in der Falle, die ich mir selbst gestellt hatte.

»Ich weiß es ganz sicher. Die Überlieferung berichtet es. Du mußt es mir einfach glauben, ich kann es nicht erklären.«

Alotl sah mich wieder prüfend an. Dann, als respektierte er mein Schweigen, wechselte er zu einer anderen Frage: »Aber die anderen, die – wie sagtest du? – Ägypter, Sumerer, die gibt es doch? «

»Vermutlich. Sie oder andere, die ich nicht kenne.« Ich hätte mir am liebsten die Zunge abgebissen, weil ich mich so verplappert hatte.

Glücklicherweise bewegte ihn etwas anderes: »Warum haben sie nie nach uns gesucht? Ich weiß, ich fragte vorhin schon danach. Verstehe mich recht – wir mußten annehmen, daß wir die einzigen sind; sie aber hätten doch wissen können, daß es uns gibt.«

Ich dachte nach. Die Sintflutlegende gab es auch hier; es mußte also etwas Wahres dran sein. Hatte es eine organisierte Rettungsaktion gegeben? Von klugen Köpfen entworfen und geleitet? An den alleinigen Stammvater mit seinen Kindern wollte ich nicht unbedingt glauben. Sicher hatte er Hilfskräfte, Sklaven, Diener, jedenfalls eine Gruppe von Menschen bei sich, die ihm anvertraut wurden, mit dem Auftrag, sie zu retten. Es war durchaus denkbar, daß es noch weitere Gruppen mit demselben Auftrag gab, die es anderwärts versuchen sollten. Wenn die Katastrophe – und um eine solche mußte es sich gehandelt haben – unabwendbar war, dann konnte man sich auch ihre Folgen ausdenken: Überschwemmungen vielleicht und damit verbunden weitflächige Verwüstungen. Im Rat der Stammesältesten mochte durchaus jemand eine Auswanderungs-idee geboren haben. Wenn die Vernichtung unerbittlich drohte, dann war jedes Rettungsunternehmen den Versuch wert.

Daß die Anführer der >Auswanderer< dann beschlossen, ihre Gruppenmitglieder nicht darüber zu informieren, daß es noch andere >Auswanderer< gab, und sich schließlich göttliche Ehren anmaßen, wer könnte es ihnen verübeln? Vielleicht wurden ihnen diese erst posthum von den Nachkommen zugesprochen. Mit göttlicher Abstammung herrscht es sich gewiß leichter. Nicht jeder war ein so aufgeklärter und gütiger Mensch wie Alotl, der mich immer noch erwartungsvoll ansah.

»Möglicherweise wissen die anderen Menschen auch nichts von eurer Existenz«, sagte ich, »vielleicht haben sie es auch vergessen im langen Kampf ums Dasein. Das Zweistromland soll sehr fruchtbar sein. Aber der Weg dahin war sicher weit und beschwerlich.«

»Aber du hast es gewußt oder zumindest geglaubt.«

»Ich?«

»Ja, du sagtest, du hättest bis vor kurzem noch nicht gewußt, daß es Atlantis wirklich gibt – oder gab.«

»Es gibt eine uralte Überlieferung, für die ich mich sehr interessierte, sehr wenige glaubten daran. Ich gebe zu, ich auch nicht. Nach unserem Wissen mochte es Atlantis zwar geben,

aber wir hatten keine Beweise, bis auf einen einzigen sehr alten Bericht, der ebenfalls aus zweiter oder gar dritter Hand stammte. Vor allem wußte man nicht, wo man suchen sollte. Plato hatte zwar ziemlich eindeutig gesagt: >Hinter den Säulen des Herkules.< Aber das ist ein riesiges Gebiet und – nach unserem Wissen – fast nur Ozean.«

»Plato? Wer ist Plato?«

»Ein Phi... ein Denker, der den Bericht über Atlantis einem Herrscher namens Solon in den Mund legte, der zu jener Zeit bereits lange tot war. Und Plato hatte die Kunde über Atlantis wiederum von anderen vernommen.«

»Aber das heißt doch, daß man von uns doch etwas weiß.«

»Nicht unbedingt. Man glaubte, Plato habe seinen Bericht erfunden, um am Beispiel des Staates Atlantis ein vorbildliches Staatswesen zu beschreiben, wie er es sich vorstellte. Ein Denker pflegt sich solcher Methoden zu bedienen.«

»Da wir aber existieren, muß er – oder dieser Solon – uns gekannt haben. Oder diejenigen, von denen dieser es hörte.«

Es wurde immer verwickelter, und ich verstrickte mich auch immer mehr in die Sache. Ich mußte einen Ausweg finden.

»Nein, Platos Beschreibung trifft zwar zu, was Sinn und Inhalt anbelangt.« Das war durchaus kein Kompliment, ich betrachtete die atlantischen Verhältnisse unter den gegebenen Umständen und für ihre Zeit als sehr fortschrittlich und aufgeklärt. »Aber die Einzelheiten, die er beschreibt, entsprechen nicht den Tatsachen. Vielleicht wird Atlantis einmal so werden, aber noch ist es nicht soweit, kann es auch gar nicht sein; dazu ist dein Volk zahlenmäßig noch zu klein. Aber es wird wachsen, glaub mir. Und es wird in jeder Hinsicht ein wirklich großes Volk werden.«

Ich sagte dies in sehr bestimmtem Tonfall, um jede weitere Diskussion abzuschneiden. Ich glaubte auch, diese Behauptung ohne weiteres aufstellen zu können. Ich hatte in den vergangenen Wochen und Monaten genug vom System und Regierungsstil von Atlantis mitbekommen. Es war eine höchst interessante und erfolgreiche Mischung aus aufgeklärtem Feudalismus und

toleranter Demokratie. Gewiß, das war auf die Person (genauer: die Persönlichkeit) des Herrschers zurückzuführen; er war Weisheit und Weitblick in Person. Mir schien aber manchmal, daß die >ideologische< Grundhaltung Alotls auf einer alten Tradition fußte, die es einfach fortzuführen galt. Seinen Sohn hatte er beispielsweise zu seinem Ebenbild erzogen. Natürlich fehlte Altan noch manches, dafür war er ohne Zweifel dynamischer. Die Jugend mußte sich eben irgendwie bemerkbar machen. Schließlich ist es die Dynamik der Jugend, ihr Drang, es anders, besser zu machen als die Alten, was die Welt vorantreibt.

»Altan wird bald König werden«, griff Alotl nun das ursprüngliche Thema wieder auf.

»Ich bin sicher, daß er ein würdiger Nachfolger sein wird«, bestätigte ich. »Aber du kannst doch noch lange herrschen, dein Volk braucht deine Erfahrung.«

»Es wird sie auch weiterhin genießen. Ich entziehe mich nicht der Verantwortung. Aber König muß Altan sein, er wird jetzt fünfundzwanzig Jahre alt, das ist so Brauch bei uns. Er wird meine Erfahrung nutzen, aber gleichzeitig mit seiner jugendlichen Kraft Neues schaffen.«

So einfach war das. Man kombinierte Erfahrung mit Dynamik. Die >rechtzeitige< Machtübernahme verhinderte außerdem, daß ein Prinz ungeduldig wurde und zur Gewalt griff, um an die Macht zu kommen.

»Es gibt da noch ein Problem. Der neue König muß eine Frau haben, er muß auch den Beweis erbracht haben, daß er einen Nachfolger haben wird...«

Alotl zögerte, und ich hatte wieder Gelegenheit, das ausgeklügelte System zu bewundern. Erst wenn der Nachfolger des Nachfolgers da war, wenn also die Kontinuität der Nachfolge auf lange Sicht gesichert war, konnte die Stabübergabe erfolgen. Bei einer erblichen Monarchie gewiß sehr praktisch. Und eine Voraussetzung dafür, daß Ererbtes wie Erworbenes weitergegeben werden konnte.

»Wenn er aber keinen Nachfolger vorweisen kann? Wenn er

keinen Sohn hat?«

»Das ist noch nie passiert, jedenfalls soviel ich weiß«, meinte Alotl nachdenklich. »Aber es muß nicht ein Sohn sein, Atlantis kann auch eine regierende Königin haben.«

»Und wenn ein König ganz und gar ohne Nachfolger bleibt?«

»Ich sagte schon, das ist meines Wissens noch nicht vorgekommen. Aber sollte es einmal passieren – nun, die atlantischen Könige sind zwar nur die Ersten unter ihren Mitmenschen, aber gleichzeitig Götter. Der herrschende König bestimmt dann eben den Nachfolger, der ebenfalls zum Gott wird.«

Sieh mal einer an!

»Allerdings kann er das nicht so ohne weiteres veranlassen«, fuhr Alotl fort. »Es ist von den Göttern eine Reihe von Prüfungen vorgeschrieben, die jene bestehen müssen, die vom Rat der Alten und Weisen vorgeschlagen werden.«

Also eine erbliche Monarchie, die unter Umständen konstitutionell werden konnte. Wohl auch zum Ausgleich von Erbschäden, die die dauernde Inzucht ab und an hervorrufen mußte.

»Nur der Klügste und Beste kann daraus hervorgehen«, fuhr Alotl fort. »Denn die Kandidaten werden über Jahre erzogen und beobachtet. Aus ihren Reihen kommen auch die Mitglieder des Rates. Du kennst sie«, lächelte er jetzt.

Mir ging ein Licht auf. Es waren die jungen Leute, die bei uns lebten.

»Der Rat hatte sie auf meinen Vorschlag hin zu dir geschickt, damit sie ihre Ausbildung bei euch vervollkommen.«

»Und Sitan ist wohl das Ratsmitglied, das für sie zuständig ist?«

»Und mein Stellvertreter, der die Regierung ausübt, nicht aber die Herrschaft, sofern ich verhindert bin.«

»Ich dachte, dein Sohn vertritt dich.«

»Nein, der atlantische Prinz befindet sich bis zum Amtsantritt selbst in Ausbildung. Und die Fähigkeit zu herrschen bekommt er erst mit der Einführung ins Amt durch die Götter.«

Höchst interessant, dieses System. Und mit einer ganzen

Menge eingebauter Bremsen, die dem Ganzen einen ziemlich demokratischen Charakter verliehen. Welche Rolle spielten dabei wohl die Götter? Und wer waren sie?

»Wie wird das vollzogen?« fragte ich.

»Der König spricht mit den Göttern, wenn notwendig.« Die Antwort war merkwürdig kurz. Also nicht nachhaken, abwarten! dachte ich.

»Und wann soll Altan sein Amt antreten?« Jetzt kam ich auf das ursprüngliche Thema zurück.

»Ein halbes Jahr wird noch vergehen, dann ist der Zeitpunkt gekommen. Bis dahin muß Altan eine Frau haben.«

Alotl sah mich forschend an und schien um einen Entschluß zu ringen. »Gibst du ihm deine Tochter?« fragte er dann rundheraus.

Ich war etwas überrascht. Natürlich hatte ich mir gedacht, ja gehofft, daß Alice und Altan... Ich sagte ja schon, unter den gegebenen Umständen... Vor allem waren uns Alotls Kinder ganz allgemein sehr lieb. Aber diese Art und Weise der Brautwerbung... Nun ja, ich dachte, Altan und Alice würden einmal kommen und sagen, sie würden jetzt miteinander leben wollen. Oder so ähnlich. Jedenfalls etwas formloser. Und vor allem mußte dieser Wunsch von ihnen kommen, es war doch ihre Angelegenheit. Gewiß, hier herrschten andere Sitten, aber es gab Grundsätze, die ich keineswegs aufzugeben gedachte.

»Das kann ich nicht«, sagte ich deshalb ohne Umschweife.

»Also doch Götter, echte Götter«, sagte Alotl leise, resigniert fast.

Da hatte ich wieder etwas angestellt. Alotl deutete mein Schweigen falsch, während ich mir doch nur meine Argumente zurechtlegen wollte.

»Du mißverstehst mich«, sagte ich deshalb hastig. »Ich kann sie ihm nicht geben, weil sie nicht mein Eigentum ist.

Ein Mensch ist bei uns kein Gegenstand, und nur einen solchen kann man besitzen und verschenken, außer einem Tier vielleicht noch«, korrigierte ich mich. »Darüber hinaus ist Alice nach unseren Begriffen volljährig, erwachsen, sie bestimmt

selbst, was sie tun will. Wir, Elsa und ich, können ihr nur unseren Rat geben. Sie soll und wird ihn zur Kenntnis nehmen, sie wird sicher auch Micky anhören, aber die Entscheidung trifft sie selbst.«

Alotl nickte, als wollte er sagen, er verstehe schon: Wir seien eben anders. »Und kann ich deinen Rat hören?«

»Gern, ich wollte eben darauf zu sprechen kommen. Du sagtest vorhin, für deine Kinder sei es ein Glück, daß sie meine Kinder kennengelernt hätten. Ich kann es nicht besser ausdrücken, wenn ich an meine Kinder denke. Außerdem – ich bin ganz sicher, daß sie sich mögen. Elsa und ich haben uns bereits darüber unterhalten. Du und Alea nicht?«

»Selbstverständlich, aber als Vater und König war es doch an mir, dich zu fragen.«

»Ich habe eure Sitten nicht bedacht, verzeih mir.«

Alotl nickte bedächtig. »Sitten und Bräuche sind wichtig; sie helfen den Menschen, mit anderen friedlich zusammenzuleben, ohne daß man sie dazu zwingt. Aber man muß die Sitten ändern, wenn sie sich überlebt haben, wenn es möglicherweise notwendig ist, sie durch neue, bessere zu ersetzen. Aber das hat sicher noch Zeit, man darf nichts überstürzen, besonders wenn es um Traditionen geht. Das Volk muß sich daran langsam gewöhnen. Der König kann aber den Anfang machen.«

Wieder nickte er vor sich hin, und ich mußte daran denken, daß Psychologie und Soziologie als Wissenschaften erst nach Tausenden von Jahren geschaffen werden würden. Die Praxis allerdings war bereits höchst lebendig.

Alotl schaute mich wieder einmal von der Seite an und sagte schmunzelnd: »Wenn wir schon beim Thema sind: Was sagst du zu Micky und Alin?«

Ich mußte lachen. »Du meinst, ich als Vater sollte jetzt bei dir um die Hand deiner Tochter für meinen Sohn anhalten?«

Tut mir leid, für Micky gilt dasselbe wie für Alice. Er ist vor kurzem achtzehn geworden; nach unseren Gesetzen... Bräuchen«, korrigierte ich mich schnell, »ist er volljährig und voll für sich verantwortlich. Obwohl ich natürlich verpflichtet bin,

im Notfall weiter für meine Kinder zu sorgen, insbesondere für ihre Ausbildung.«

»Wieso? Micky scheint mir ein sehr kluger und fähiger junger Mann zu sein.«

»Das Gefühl habe ich auch, und ich bin sicher stolz auf meine Kinder. Allerdings konnte ich ihnen nicht alles geben, was ich ihnen geben wollte. Insbesondere bedrückt mich, daß sie ihre Ausbildung nicht beenden konnten. Alice stand vor dem Abitur und Micky...«

»Abitur?« unterbrach mich Alotl. Ich hatte gar nicht gemerkt, daß ich das Fremdwort eingeflochten hatte.

»Reifeprüfung«, sagte ich kurz. »Bei Micky fehlten noch fünf Jahre«, fuhr ich schnell fort. »Sicher, sie haben inzwischen ihre Reifeprüfung im Leben selbst abgelegt. Wir haben ihnen auch viele Kenntnisse vermittelt, die wir selbst hatten, aber ich könnte es mir für sie noch viel besser vorstellen. Dazu ist es jetzt zu spät.«

Alotl wollte etwas fragen, ich konnte mir denken, was. Deshalb sagte ich schnell: »Aber du hast recht. Sowohl Micky als auch Alice sind für das Leben gut gewappnet. Und was Micky und Alin anbelangt, es gilt das gleiche wie für Altan und Alice. Übrigens, da kommen sie. Fragen wir sie doch einfach, einverstanden?«

Es war nicht notwendig zu fragen. Die vier, die eben von einem ihrer >Jagdausflüge< zurückkamen, setzten sich zu uns und baten auch die Mütter auf die Terrasse. Dann sagte Micky: »Du bist die Ältere, Alice, du bist früher dran. Oder soll ich?«

»Mach es doch nicht so spannend!« rief Alice heiter. »Die wissen doch längst alle Bescheid. Papa, Mama, ich gebe kund und zu wissen, daß wir vier heiraten wollen.«

Da mußte ich dazwischenfunken. »Hört mal, so nicht! Manche Gesetze haben wir außer Kraft gesetzt, aber an manchen möchte ich doch festhalten. Gruppenehe oder gar Partnertausch würde ich nicht gern sehen. Mutter ist da sicher meiner Meinung«, grinste ich.

»Ach, komm, du weißt doch, wie es Alice gemeint hat. Sie

mag Altan, ich mag Alin. Das ist klar.«

»Ich höre nur euch«, sagte ich dann schon ernster. »Was sagen Altan und Alin? Und wieso fragt ihr nicht auch Alotl und Alea?«

Ich machte eine Pause und wurde dann ganz ernst. »Außerdem stellt ihr euch das sehr einfach vor. Alin ist fast noch ein Kind, Altan der künftige König. Habt ihr bedacht, daß es unüberwindliche Hindernisse geben könnte?«

Alotl und Alea blickten sich an, Alea schien überrascht, Alotls Blick war höchst bedeutungsvoll: Sieh, wie die das handhaben!

Aber da ergriff Alice das Wort. »Wir haben es alle vier miteinander besprochen. Ich weiß, daß Altan König wird, ich kenne auch die Tradition des Hauses. Altan ist der Meinung, daß eine Heirat zwischen uns im Sinne dieser Tradition ist. Alin, die ja sonst seine Frau werden müßte, meint... aber sag es doch selbst, Alin!«

Wieder dieser Verständigungsblick zwischen AloÜ und Alea, ich mußte an Alotls Worte denken, daß man Sitten und Bräuche manchmal ändern müsse. Hier ging dies offenbar bereits vor sich, ohne daß der König selbst die Anordnung gab, denn Alin sagte schlicht: »Micky will mich, und ich will Micky.«

»Und ich will Alice, und zwar will ich sie sehr«, ergänzte Altan.

Altan und Alin blickten jetzt ihre Eltern fast flehend an. Alotl räusperte sich: »Ich sehe, daß Atlantis sehr schnell bei den...« – er zögerte etwas – »... Fremden gelernt hat. Das ist gut.«

»Wenn es nicht zu schnell geht«, unterbrach ich ihn.

»Wenn es nicht zu schnell geht«, nickte er, und es schien, als ob alle Anwesenden begriffen hätten, was wir meinten. Bei meinen Kindern war ich dessen sicher, hatten wir doch oft genug darüber gesprochen. Ob aber die Atlantier verstanden? Ich hatte Zweifel. Alotl war allerdings Philosoph, wenn man es so sagen kann, er wußte sehr oft Zusammenhänge zu erfassen, die anderen verborgen blieben.

Jetzt fuhr er fort: »Deshalb habe ich euretwegen die Götter

befragt.« Einer seiner Seitenblicke traf mich. Ach so, dachte ich, so kann man es auch auslegen. »Sie befürworten diesen Bund, den doppelten Bund. Weißt du aber, Alice, daß Altan erst König wird, wenn sein Nachfolger, ein Sohn oder auch eine Tochter, geboren ist?«

»Ich kenne die Bestimmung«, sagte Alice. »Ich bin sicher, daß wir die Bedingung erfüllen werden.«

»Hoppla«, meinte ich da, »dein Glaube in allen Ehren, aber das kann man erst sehen, wenn...«

»Sehen kann man es noch nicht, aber ich weiß es seit etwa drei Wochen«, antwortete Alice ruhig und wurde nicht einmal rot dabei. Aber warum auch?

»Ja, Vater«, sagte Altan ganz selbstverständlich. »Alice und ich sind uns sicher.«

Offenbar mußten wir (Elsa schluckte ein paarmal sichtlich) noch einiges über Sitten und Bräuche auf Atlantis lernen, denn Alotl und Alea nahmen diese Ankündigung höchst gelassen auf. Alotl sagte auch, quasi zur Bestätigung: »Dann steht eurer Verbindung nichts im Wege.«

Das sah ich nicht sofort ein. »Da ist noch etwas. Ist dir auch bewußt, Alice, daß du eine riesige Verantwortung übernimmst? Hast du dir überlegt, daß jetzt und hiermit Geschichte gemacht wirt? Und daß wir die Geschichte nicht...«

»Ich weiß, Papa«, unterbrach mich Alice, »wir haben gerade diesen Aspekt auch mit Micky sehr eingehend besprochen. Wir wollten auch mit euch darüber reden, eigentlich bevor wir unsere Heiratswünsche offiziell und öffentlich darlegen würden, aber die Gelegenheit war jetzt gerade so günstig. Und wir – auch Micky – sind sicher, daß du und Mama uns immer beistehen werdet.«

Ich nickte. »Selbstverständlich, das steht außer Frage...«

Ich wollte noch etwas sagen, da kam Elsa dazwischen. »Habt ihr auch mit Alin und Altan darüber gesprochen?« Elsa hatte also dieselbe Befürchtung, die mich bedrückte.

»Sicher.« Das war Micky, der uns beide bedeutungsvoll ansah. »Wir haben alles, was notwendig war, miteinander bespro-

chen. Zu viert. Ich glaube, daß ihr euch auf uns verlassen könnt. Ihr habt uns, vor allem in den letzten Jahren, immer wieder dazu geführt, Realitäten zu akzeptieren und das Beste daraus zu machen. Oder zumindest das, was möglich erscheint.«

Also hatten sie nichts verraten. Ich hatte schon befürchtet, daß... Ich muß sehr erleichtert ausgesehen haben, denn Micky nickte wie bestätigend und fuhr fort: »Ihr müßt uns doch kennen, wir sind eure Kinder.«

»Und die Zukunft werden wir ganz bestimmt meistern, Schritt für Schritt, alle zusammen. Wir fürchten uns vor keiner Verantwortung.« Alice sagte dies in einem sehr bestimmten Tonfall. Jedenfalls klang es für mich beruhigend. Elsa, meine Frau, dachte sicherlich mehr an ein glückliches Familienleben; ich wußte aber, daß die Kinder sich auch über die anderen Probleme Gedanken gemacht hatten. Ich mußte ihnen meine Anerkennung aussprechen.

»Es freut mich, daß ihr so umsichtig seid. Ich muß sagen, daß ich gar nicht gemerkt habe, wie erwachsen ihr geworden seid. Aber das ist wohl immer so, daß die Eltern die letzten sind, die erkennen, daß aus Kindern Leute werden.«

»Guck mal, der Alte wird vernünftig«, grinste Micky.

»Womit du mir bewiesen hast, daß meine letzte Behauptung irrig war«, grinste ich zurück. Wir verstanden uns. »Übrigens, wie hast du dir das vorgestellt? Um Alice hat sich von nun an Altan zu kümmern. Aber was hast du Alin zu bieten? Wovon wollt ihr leben?«

»Darüber haben wir uns mit Alin schon Gedanken gemacht. Ich meine...«

»Micky gehört mit seiner Heirat zum Hof«, schaltete sich da Alotl ein. »Für seine Bedürfnisse kommt mein – später dann Altans – Haus auf. Das ist so Sitte.«

»Tja, wir hatten uns das etwas anders vorgestellt«, meinte Micky nachdenklich. »Nicht daß ich Traditionen mißachte, aber – entschuldige, Alotl – ich würde mir da etwas überflüssig vorkommen. Ich weiß nicht, ob ich mich verständlich machen kann, aber ich mag es nicht, Brot zu essen, das ich mir nicht

selbst verdiene. Bei meinen Eltern, da war es – oder ist es noch – anders. Da ist es irgendwie ganz selbstverständlich, daß sie mich kleiden und füttern...«

»Du zahlst ja schließlich auch schon reichlich mit deiner Leistung zurück«, warf Elsa ein.

»... ich hoffe es, aber...«

»Als Gatte einer Königstochter bist du Mitglied des Hauses. Das war schon immer so!« rief Alea aus.

»Das steht dir sogar zu«, bekräftigte Alotl.

»... trotzdem, ich käme mir vor wie ein Bettler. Wir alle haben schon so viel von euch bekommen.«

Micky sprach mir aus dem Herzen. Aber – bahnte sich hier eine Kraftprobe an? Ich mußte ihm beistehen.

»Ich kann deinen Standpunkt nachempfinden«, sagte ich bedächtig zu Micky. »Auch ich nehme ungern Leistung ohne Gegenleistung an, auch wenn sie aus noch so reinem Herzen und Gefühl kommt« (dies an Alotls und Aleas Adresse), »und wenn ich mir vorstelle, ich sollte dir jetzt Haus und Hof übergeben, wie man so schön sagt, und mich selbst aufs Altenteil zurückziehen, das schmeckte mir auch nicht. Auch wenn es Elsa guttäte, du weißt, ihre Gesundheit ist nicht die beste, sie würde es trotzdem nicht aushalten, nur herumzusitzen. Und ich selbst bin heute Mitte Fünfzig, ich glaube, ich bringe noch etwas zustande. Und ich esse auch ungern Gnadenbrot.«

Ich merkte, daß dies eigentlich nicht das war, was ich sagen wollte. Im Gegenteil, ich stieß Micky noch mehr in das Dilemma hinein. Da schwieg ich lieber.

Da griff Alotl ein, der das Gespräch mit sichtlich größter Spannung verfolgt hatte. »Nun«, meinte er bedächtig, »ich respektiere eure Meinungen, beide. Es scheint, daß die Welt auf Atlantis wirklich im Wandel begriffen ist. Ich habe einen Lösungsvorschlag – es gibt noch genug freies Land bei uns. Micky, ich stelle dir Land zur Verfügung, das du dir selbst aufbauen kannst.«

»Danke«, sagte Micky, »das Angebot ist ganz deiner würdig, ich dachte mir schon, daß du es mir machen würdest. Trotzdem,

wir haben es uns mit Alin etwas anders ausgedacht, auch Altan und Alice sind einverstanden. Etwa so: Mir liegt es nicht, wie ich schon sagte, ein Palastleben zu führen. Für einen Berater reicht meine Erfahrung noch nicht aus. Ebensowenig liegt mir aber die Landwirtschaft. Das weißt du, Papa, auch genau, obwohl ich gern mitgemacht habe. Außerdem, wenn ich jetzt auch noch anfangen würde, würde ich jede mögliche Technik einsetzen, es käme zur Überproduktion. Schon jetzt sind Anzeichen da, daß du, Papa, die Produktion, die noch gar nicht richtig angelaufen ist, in Grenzen halten mußst. Du hast es mir selbst gesagt...«

»Stimmt, wir bringen sonst das Gleichgewicht durcheinander, und zwar auf Kosten der Atlantier...«

Alotl blickte wieder einmal recht verwundert drein. »Wieso? Wenn mehr da ist, geht es doch allen besser.«

»Nicht unbedingt«, entgegnete ich, »jedenfalls nicht, wenn zuviel erzeugt wird. Das Angebot soll nur die Nachfrage befriedigen, mehr nicht unter unseren Verhältnissen, versteht sich. Bei steigender Produktion kommt nämlich irgendwann der Augenblick, wo die Nachfrage nicht mehr mitmacht, die Produkte werden überflüssig. Das gleicht sich zunächst über sinkende Preise aus. Nur bewirken sinkende Preise bei landwirtschaftlichen Erzeugnissen auch einen Rückgang der Kaufkraft der Bauern, was sich wiederum auf die Nachfrage nach handwerklichen Erzeugnissen auswirkt...«

»Papa!« Micky war das.

»Verzeihung, du hast natürlich recht. Jetzt ist nicht die Zeit für eine Vorlesung in Volkswirtschaft. Aber es stimmt doch, die Folge wäre zum Schluß eine Verelendung des Volkes, so unsinnig dies auf den ersten Blick aussieht.«

»Eben.« Micky griff jetzt seinen Faden wieder auf.

»Darum will ich erst gar nicht in die Landwirtschaft einsteigen. Auch nicht auf der Basis einer Arbeitsteilung zwischen dir und mir, wie du einmal erwähntest. Sie würde wohl alles noch schlimmer machen.«

»Und was willst du sonst tun?«

»Den Handel organisieren, richtig in Schwung bringen. Ex-

port, Import. Aber nur als Nebenprodukt, nur anleiern sozusagen. Ich stelle mir das so vor: Wir rüsten eine Flotte aus, nichts Überwältigendes. Kolumbus hatte auch nur drei Karavellen, noch dazu jämmerliche Eimer...«

»Kolumbus?« Das war wieder Alotl, kein Wunder, immer wieder neue Namen, das mußte ihn langsam verwirren.

»Ein Seefahrer«, beantwortete Micky die Zwischenfrage. »Altan sagte mir, als König dürfe er das Land unter keinen Umständen verlassen...«, fuhr er fort.

»So ist es«, bestätigte Alotl.

»... aber ich kann, ich bin da frei, also stechen wir in See.«

»Und?« Alotl schien interessiert, wußte aber nicht, wozu dies gut sein sollte.

Ich ahnte etwas und überlegte, während Micky seine Pläne weiter darlegte: »Wir stechen in See und fahren zunächst ostwärts; dorthin, woher wir kamen. Auf Atlantis gibt es kein Eisen, und Papa meint, auf der Iberischen Halbinsel, in der Sierra Morena oder Sierra Nevada, müsse es eine Menge davon geben. Das möchte ich holen.«

»Eisen ist gut«, sagte Alotl nachdenklich. »Das Metall eignet sich für viele Dinge, wie ich bemerkt habe. Sitan singt Loblieder darauf. Also gut, Micky soll seine Schiffe haben. Ihr könnt gleich morgen mit dem Bau anfangen. Aber was dann, wenn das Eisen da ist? So besonders viel brauchen wir auch wieder nicht.«

»Und wieviel wir brauchen!« rief Micky aus. »Eisen hat die unangenehme Eigenschaft zu rosten. Die Erzeugnisse müssen also immer wieder ersetzt werden. Und vielleicht finden wir einen Weg, um es zu veredeln, so daß sich noch viel mehr Verwendungsmöglichkeiten bieten. Außerdem gibt es eine Menge anderer Dinge, die wir im Austausch gegen unsere Erzeugnisse einführen können. Der rege antike Handel...«

»Stimmt«, unterbrach ich ihn, um ihn nicht zuviel verraten zu lassen, »ich komme mit.«

»Das habe ich geahnt, kommt aber gar nicht in Frage, das ist meine Idee.«

»Irrtum, ich habe die Hoffnung, das Mittelmeer nochmals zu besuchen, nie aufzugeben.«

»Also gut«, meinte Micky widerstrebend, »die erste Reise.«

»Und mindestens noch eine weitere!«

Ich grinste meinen Sohn an, jetzt mußte er doch schon Bescheid wissen!

»Die andere?« fragte er und grinste zurück.

»Richtig, mein Sohn. Go west, young man. Das kannst du mir nicht nehmen. Als Privatmann, natürlich.«

»Nana, wenn du unbedingt meinst...«

»Sicher. Versteh mich doch! Ich will meine Vermutungen bestätigt oder zumindest korrigiert wissen. Du siehst doch ein, daß dies ungemein wichtig ist. Unter anderem für deine und Alices Nachkommen. Ihr müßt sehr viele haben.« Ich wandte mich jetzt an die jungen Leute. »Sie werden gebraucht, sie werden die atlantische Zivilisation in die Welt tragen. Ich glaube an Atlantis.«

Das muß zweideutiger geklungen haben, als ich eigentlich vorhatte. Für Alotl ergab sich jedenfalls ein Stichwort daraus. »Darfst du deutlicher werden?«

Ich stutzte, man konnte wirklich nicht vorsichtig genug sein, die Fortsetzung seiner Frage bewies dies. »Ich frage nicht aus reiner Neugier. Ich muß es wissen, wenn ich darf. Ich habe dir von der Überlieferung erzählt, wie wir vor der Sintflut gerettet wurden. Es gibt noch einen zweiten Teil, der stets nur dem herrschenden König bekannt sein darf. Mir scheint, daß auch diese Bestimmung nun gebrochen werden muß, wenn ich dich und Micky richtig verstanden habe. Es heißt, daß in der Zukunft Atlantis – oder den Atlantiern, das ist nicht so ganz eindeutig – eine große Aufgabe bevorsteht. Ich gestehe, ich habe dem nie viel Bedeutung beigemessen. Ich dachte, diese Prophezeiung wurde gemacht, um die Könige zu ermutigen, alle Kräfte für das Volk einzusetzen. Das war bis jetzt wohl auch immer wieder wirkungsvoll. Nun jedoch scheint es mir, daß vielleicht doch noch etwas anderes dahintersteckt.«

»Als ich ein kleiner Junge war, fand ich ein Buch in Papas

Zimmer. Über Atlantis.« Es war Micky, der erstaunlicherweise jetzt das Wort ergriff und ebenso erstaunlich bedächtig jedes Wort einzeln abzuwägen schien. »Und da war die Rede davon, daß von Atlantis, das man verschwunden glaubte, jegliche Kultur komme, die der Ägypter wie der Inkas. Niemand konnte sagen, wer die Atiantier waren, niemand wußte auch, wo Atlantis zu suchen war. Und«, Micky sprach noch langsamer und bedächtiger, »niemand wußte auch Genaues über das Schicksal von Atlantis. Viele aber glaubten an Atlantis und seine Rolle.«

Micky verstummte. Auch wir anderen schwiegen. Mir war gar nicht wohl in meiner Haut. War es richtig, was mein Sohn da getan hatte? Die Bedrohung, die er angedeutet hatte, lag geradezu greifbar in der Luft. Ich konnte mich nicht entschließen, etwas dazu zu sagen, die Bedrohung vielleicht zu verharmlosen. Sie ergänzte ja gewissermaßen den zweiten Teil der Legende, die Prophezeiung, von der wir jetzt zum ersten Mal gehört hatten. Wie sich doch alles seltsam zusammenfügte! Was sollten wir da noch ergänzen? Was wußten wir vom Zeitpunkt des Untergangs von Atlantis? Es konnte noch Jahrtausende dauern, es konnte auch schon morgen sein. Allerdings – erst mußte Plato von Atlantis erfahren. Und Atlantis mußte ihn tief beeindruckten, Atlantis mußte große Bedeutung erlangen. Wie sonst wäre es im Gedächtnis der Menschen erhalten geblieben?

Ich sah mich um. Alin hing mit glühenden Augen an Mickys Mund – nun ja, das war fast nichts Neues mehr. Alice hatte eine Hand auf Altans Arm gelegt, als wollte sie sagen: >Wir schaffen es schon. < Elsa sah besorgt aus, auch sie dachte an die Zukunft unserer Kinder – und Kindeskindern (obwohl sie bisher immer resolut verkündet hatte: Ich will keine Großmutter sein).

Alea schien erstarrt und entsetzt.

Und Alotl? Hinter seiner Stirn arbeitete es; die Adern an den Schläfen waren angeschwollen, als wollten sie jeden Augenblick platzen; die Kiefer mahlten unentwegt, die Fäuste schlossen und öffneten sich... Dann sah er mich an.

»Wann?« stieß er beinahe feindselig hervor. Er hatte also alles erfaßt, zumindest die Gewißheit der Katastrophe.

Ich hob langsam die Schultern und ließ sie wieder sinken.  
»Denk daran: Dein Volk – unser Volk – muß erst groß werden.  
Es wird anderen ein Vorbild sein.«

»Dann soll es nie groß werden und stets in Unwissenheit  
bleiben. Die Könige von Atlantis werden es niederhalten!«

»Damit das Volk sich irgendwann gegen seine Könige auf-  
lehnt und andere Herrscher einsetzt? Solche, die dann nicht an  
das Volk und seine Zukunft, sondern nur an sich selbst denken,  
die es ausbeuten und knechten werden?«

»Aber wenn ich es dadurch retten könnte?«

»Du kannst die Entwicklung auf die Dauer nicht aufhalten,  
das ist noch nie gelungen...«

Micky unterbrach mich:

»Sagen wir es doch anders, Papa: Der Weg ist vorgezeichnet:  
wir haben die Wahl, die Augen davor zu verschließen und uns  
überrollen zu lassen oder ihn mit offenen Augen zu gehen und  
das Beste daraus zu machen.«

Wieder breitete sich Schweigen aus, in dem sicher alle über-  
dachten, was sich da abzeichnen begann.

Merkwürdigerweise war es diesmal Altan, der leise fragte:  
»Wurdet ihr geschickt?«

Das hatten wir uns natürlich selbst eingebrockt. Wir hätten  
einfach den Mund halten und uns vielleicht unauffällig verhal-  
ten sollen. Aber wer waren wir schon, um immer und überall  
das Richtige zu hin? Ich sagte schon, daß wir eine rundherum  
lehrbuchmäßige statistische Durchschnittsfamilie darstellten.  
Staatsmännische Fähigkeiten gingen uns samt und sonders ab.

Andererseits hatte Altan mit seiner Frage einen Aspekt auf-  
geworfen, an den wir noch gar nicht gedacht hatten. Wäre es  
möglich, daß unsere Zeitversetzung gar kein Zufall war? Daß  
man uns vielleicht gerade wegen unserer Durchschnittlich-  
keit... Nein, das war Unsinn. Ich kam schnell wieder auf festen  
Boden zurück. Geschichte ist ein Produkt aus Gesetzmäßigkeit  
und Zufall, das war mein Weltbild, an dem halte ich auch wei-  
terhin fest.

Die anderen schwiegen, vielleicht wälzten sie ähnliche Ge-

danken. So sagte ich es: »Nein, wir wurden nicht geschickt. Es war eine Verkettung von verschiedenen Umständen, die uns zu euch brachte. Wer sollte uns den Wunsch eingegeben haben, unsere Heimat zu verlassen und im Süden eine neue Heimat zu suchen? Wer hätte sich beispielsweise den großen Sturm ausdenken sollen, der uns zu euch verschlagen hat? Nein, hätte irgend jemand geplant, uns zu euch zu schicken, hätte er sich nicht soviel Mühe machen müssen. Und er hätte uns auch mit viel mehr Wissen ausgestattet oder andere ausgewählt, die dieses Wissen bereits besaßen. Nochmals: Niemand schickte uns zu euch!« Ich schüttelte den Kopf. »Wir sind ganz einfache Menschen, denen vor einigen Jahren ein großes Unglück widerfuhr; jedenfalls empfanden wir es zunächst so«, fügte ich hinzu. »Wir versuchten, so wie Micky vorhin sagte, das Beste daraus zu machen. Es blieb uns nicht viel anderes übrig, nicht wahr? Daß wir dabei das wenige einsetzten, das wir wußten, scheint mir nur recht und billig. Es war schließlich unser einziger Vorteil.«

»Und was wißt ihr?« Altan wuchs zusehends in seine Königs-, seine Führungsrolle hinein. Alotl beobachtete ihn prüfend und offensichtlich befriedigt zugleich. Auch wenn er ebenso offensichtlich mit der Direktheit, mit der Altan fragte, nicht ganz einverstanden war.

»Was wir wissen? Nicht sehr viel«, antwortete ich. »Jedenfalls nicht so viel, wie wir möchten, insbesondere was Atlantis anbelangt. Ich sagte schon, Atlantis war für uns eine Legende, bevor wir es selbst erlebten. Eine – nun ja -Kuriosität, die ein mehr oder weniger oberflächliches Interesse weckte. Jetzt wäre es mir lieb, ich hätte jedes Wort studiert und behalten, das darüber geschrieben wurde. Aber vielleicht ist es besser so, wie es ist.« Ich blickte Alotl in die Augen, der wohl das meiste Verständnis aufzubringen wußte. »Zuviel Wissen hemmt manchmal die Initiative...« Alotl nickte wieder einmal auf seine bedächtige Art und schnitt damit seinem Sohn eine Entgegnung ab, die er schon auf der Zunge hatte...

Wir bauten wieder eine Werft, diesmal mit ganz anderen Mitteln und unter ganz anderen Voraussetzungen. Wochenlang hatten wir (Micky, Sitan und ich) über Bauplänen gesessen und diskutiert. Alotl spielte den interessierten Zuhörer, er beobachtete, nahm Informationen auf. Der Techniker war schließlich Sitan und nicht Alotl.

Auch Altan war häufiger Gast in unserer Runde, er wollte auf dem laufenden sein, obwohl ihm die Vorbereitungen für die Thronbesteigung wenig Zeit ließen. Und Alice natürlich, die nicht mehr von seiner Seite wich. Daß Alin auch nie weit war, brauche ich nicht zu betonen. Auch sie machte ganz offensichtlich eine abschließende Lernphase durch. Man merkte es an den wenigen, aber klugen Bemerkungen, mit denen sie sich an allgemeinen Unterhaltungen zu beteiligen begann.

So blieb die Sorge um unser Haus und Gut, um den landwirtschaftlichen Betrieb also, Elsa überlassen, die aber sehr glücklich darüber schien. Eines der Mädchen, Ilea hieß es, hatte sie sich zu einer Art Vertrauten und Helferin herangezogen, und die beiden stürzten sich in die Arbeit, daß es eine Freude war. Die jungen Männer, die auf unserer Farm verblieben waren – einen Teil hatten wir für die Werft abgezogen –, schienen keinen Anstoß daran zu nehmen, daß hier ein Frauenregiment herrschte. Es täte manchmal gut, wenn sich Sitten wandelten, hatte Alotl schließlich gesagt.

Eines Tages war es dann soweit, daß die Werft selbst in Angriff genommen werden konnte.

Wir kamen überein, nach dem Vorbild von Kolumbus drei Schiffe zu bauen, damit sie einander im Notfall helfen konnten: ein größeres, das Flaggschiff sozusagen, und zwei kleinere, die vorwiegend als Frachter ausgelegt sein sollten. Und dazu wieder einen Katamaran als meine Privatjacht sozusagen, gleichzeitig aber auch als Beiboot und für Spezialeinsätze aller Art

vorgesehen. Ich war in die Idee richtig vernarrt, und Micky dachte ähnlich, wie ich wußte. Die Vorzüge des Katamarans – die Geschwindigkeit, der geringe Tiefgang, der beinahe unbegrenzte Einsatz – hatten es uns angetan. Der Katamaran sollte auf dem Deck des Flaggschiffs untergebracht und nur bei Bedarf zu Wasser gelassen werden. Natürlich war es ausgemachte Sache, daß es wieder eine >Esperanza< sein sollte, diesmal mit einer >II< dahinter.

Da uns diesmal ganz anderes Baumaterial zur Verfügung stand, vor allem aber nahezu eine Armee von Arbeitskräften und auch mehr technische Hilfsmittel, konnten wir eine Reihe von Verbesserungen verwirklichen, die uns bereits bei der Überfahrt von Europa eingefallen waren. Der Bootskörper wurde schnittiger – es wurde diesmal nur ein Rumpf, das Hauptboot sozusagen, mit je einem Ausleger zu beiden Seiten, in denen aber eine ganze Menge Ausrüstung untergebracht werden konnte. Auch die Besegelung fiel wesentlich großzügiger aus, die Takelage wurde weiter mechanisiert.

Die technischen Erfahrungen, die wir dabei machten, konnten wir dann auch beim Bau der drei eigentlichen Expeditionsschiffe verwerten. Wir legten zunächst die beiden kleineren auf Kiel. Da Arbeitskräfte und Material in Hülle und Fülle zur Verfügung standen und Zeit keine Rolle spielte, beschlossen wir, die Bauweise, die wir beim Katamaran angewandt hatten, auch bei diesen größeren Schiffen – in robusterer Ausführung – beizubehalten. Sitan und ich waren nämlich der Meinung, daß eine Vollholzkonstruktion zwar fest, aber auch schwerfällig wäre. Deshalb hatten wir uns für die Schiffswände eine Konstruktion aus zwei parallelen Gitterwänden ausgedacht, die dann von beiden Seiten mit superdünnen Edelholzbrettern, fast nur Furnieren, beplankt wurden. Wir schätzten, daß wir damit das Gesamtgewicht um gut ein Drittel senken konnten. Dadurch gewänne das Schiff erheblich an Geschwindigkeit dazu. Die Festigkeit war unter normalen Bedingungen gewiß nicht geringer. Daß das Ganze etwas spröde wurde – nun, wir hatten nicht vor, die Boote als Rammen gegen Riffe zu benutzen; außerdem

wollten wir für eine erstklassige Ausbildung der Mannschaften sorgen. Jedenfalls erschien uns die Geschwindigkeit vorrangig; schließlich würde zumindest die erste Expedition mehr eine Erkundungsfahrt als eine eindeutige Handels- oder Versorgungsreise sein.

Diese sehr komplizierte Bauweise war natürlich überaus zeit- und arbeitsaufwendig, aber darüber brauchten wir uns keine Sorgen zu machen. Alotl hatte zu diesem Zweck weitere Jahrgänge >ausgehoben< und dadurch einer ganzen Reihe >Nicht-auserwählter<, einem zweiten Aufgebot sozusagen, die Chance gegeben, sich zu bewähren. Das war übrigens eine gute Fügung, denn gerade unter diesen Jugendlichen fanden wir später – bei den Probe- und Ausbildungsfahrten – die besten Kapitäne und Steuermänner. Es war eben so, daß gerade in diesem zweiten Aufgebot Kräfte und Fähigkeiten schlummerten, die sonst nicht gebraucht wurden, also auch nicht zum Zug gekommen wären. Jetzt aber war der Bedarf da, und man konnte auf sie zurückgreifen. Lange hatten wir mit Sitan diskutiert, ob wir uns nur auf Wind und Segel verlassen oder auch Ruderer einplanen sollten. Auch Sitan war sich da nicht sicher. Die Atlantier kannten keine Segel; ihre Seefahrt beschränkte sich auf den Fischfang in der Bucht und dicht vor der Küste. Obwohl die Atlantier einmal Segel gekannt haben mußten, wie wären sie sonst vom Festland herübergekommen? Wer weiß, warum die Kunst des Segelns in Vergessenheit geriet? Vielleicht war es Absicht, vielleicht wollte man alle Brücken hinter sich abbrechen und jede Möglichkeit einer Rückkehr von vornherein verbauen, um sich auf das Leben unter den neuen Bedingungen konzentrieren zu können.

Als wir seinerzeit >unter Segeln< in Atlantis ankamen, war es jedenfalls für alle eine Überraschung. Auch Sitan imponierte es sehr, und er sah natürlich die vielen Vorteile. Er hatte aber auch einen gesunden Schuß Konservatismus in sich und war der Meinung, daß etwas, das sich Jahrhunderte hindurch bewährt hatte, nicht unbedingt über Nacht über Bord geworfen werden müsse. Ich stimmte ihm zu. Schließlich wehte nicht immer ein

günstiger Wind. Manchmal gab es bekanntlich auch Flauten. Und Segel waren letztendlich ein – wenn auch sehr wirksamer – Ersatz für Muskelkraft, die uns jedoch reichlich zur Verfügung stand. Andererseits bürdete eine Rudermannschaft dem Schiff eine Menge Gewicht auf; sie brauchte Platz und Vorräte, was wiederum Raum und Gewicht bedeutete.

Das Ergebnis war dann zwangsläufig ein Kompromiß – wir legten die Schiffe als Segler aus, sie erinnerten entfernt an Barken; sie konnten aber im Notfall von jeweils zwanzig (das größere Flaggschiff von dreißig) Ruderern angetrieben werden.

Micky war zwar der Meinung, diese zwanzig oder dreißig Männer könnten wesentlich wirksamer eingesetzt werden, wenn sie in ein Pedalsystem träten, mit dem man eine Schiffsschraube antriebe... wenn man schon keinen Dampfer bauen dürfe. Aber natürlich meinte er es nicht ernst. Archimedes war noch nicht geboren, James Watt und Josef Kessel würden erst in ferner Zukunft leben.

Die Ruderer machten uns natürlich Sorgen: Wo sollte man sie unterbringen? Zunächst neigten wir dazu, unter Deck eine Art Balustrade entlang der Schiffswände für sie anzubringen. Es zeigte sich aber, daß dies ungünstig war - die Hebelwirkung der Ruder wäre praktisch gleich Null. Wir wollten keine Sklavengaleere, sondern leichte Boote, die trotzdem genügend Stauraum hatten. Zum Schluß brachten wir die Sitzbänke für die Ruderer auf Deck unter, ziemlich nahe der Bootsmitte. Die Folge war, daß wir uns ein äußerst kompliziertes System für die Takelage ausdenken mußten, damit Ruder und Segeln beziehungsweise Taue und Leinen einander nicht behinderten. Es konnte ja durchaus notwendig werden, unter Segeln und Rudern gleichzeitig zu gehen.

So ging ein gutes halbes Jahr ins Land, bis endlich die beiden kleineren Boote vom Stapel liefen. Weitere drei Wochen danach traten sie ihre Jungfernfahrt an, während die Helling für das Flaggschiff erst hergerichtet wurde. Denn die kommenden Wochen und Monate sollten dazu verwendet werden, die Mannschaften auszubilden, vor allem aber die Schiffe zu erpro-

ben, ihre Schwächen und Stärken zu finden, um danach unter Umständen die Pläne für das Flaggschiff abzuändern.

Aber die >Alin< und die >Alice< (so wurden die beiden Boote benannt) erwiesen sich als hervorragende Fahrzeuge. Sitan war ein gottbegnadeter Ingenieur, der intuitiv fast immer das Richtige traf; aber es gab danach eine Menge Einzelheiten, die wir ändern konnten und sogar mußten.

Manchmal hätte ich mich selbst ohrfeigen mögen, daß wir diesen oder jenen Fehler nicht gleich gesehen hatten. So merkten wir gleich auf der ersten Fahrt, daß der Steuermann praktisch blind war: Der hohe geschwungene Bug nahm ihm die Sicht, so daß er schließlich am Bug stehen und einem zweiten Mann am Steuer Signale geben mußte. Da war eben die Ästhetik auf Kosten des Praktischen mit uns durchgegangen. Es gab mehr solcher Dinge, die aber behoben und beim Bau des Flaggschiffs >Atlantis< gleich von vornherein vermieden wurden.

Die Mannschaften rekrutierten sich ausschließlich aus >freien Sklaven<. Das war Alotls Bedingung sozusagen. Meinen Einwand, daß damit unter Umständen die Blüte seines Volkes einer Katastrophe zum Opfer fallen könnte, nahm er einfach nicht zur Kenntnis.

»Ich weiß, daß du und Micky sie uns zurückbringt«, meinte er, »mag dieser oder jener am Ende auch fehlen. Du selbst aber hast mich darauf aufmerksam gemacht, daß wir sie notfalls auch ersetzen können, daß wir genug Nachwuchs haben.«

Womit er wieder einmal bewies, wie aufmerksam er alles verfolgte, was ihm für sein Volk wichtig schien, und in seine Pläne einbezog.

Dann lief auch die >Atlantis< vom Stapel und brach schließlich zur Jungfernfahrt auf. Wir machten gleich eine richtige Expedition daraus. Micky und ich trugen den Vorschlag in ei-

ner der Besprechungen vor, die wir gemeinsam mit Alotl, Altan und Sitan, in einer Art innerem Kabinett, regelmäßig über die verschiedensten Probleme abhielten.

Wir waren der Ansicht, daß die Mannschaft zwar einen Ausbildungsgrad erreicht hatte, der schon für die große Reise ausreichte, daß aber die errungenen Fertigkeiten sozusagen einer Generalprobe unterworfen und dabei gefestigt werden sollten. Jeder sollte nicht nur seine eigenen Aufgaben im Schlaf beherrschen, sondern auch möglichst für andere einspringen können. Das würde die Wahrscheinlichkeit erhöhen, daß wir alle wieder wohlbehalten heimkämen.

Um der Mannschaft Auftrieb zu geben und sie nicht nur scheinbar hirnlos exerzieren zu lassen, unternahmen wir zwei kleinere Expeditionen – die eine in nördlicher Richtung, aus der wir damals gekommen waren, die zweite in die andere Richtung, nach Süden.

Micky und ich wollten bei der ersten Reise etwa bis zu jener Stelle an der Küste kommen, wo wir das erste Mal an Land gegangen waren. Das hatte den Vorteil, daß wir zunächst keine unbekanntes Gewässer befahren würden.

Da die >Esperanza< damals nicht ihre volle Geschwindigkeit entwickelt hatte, unsere Schiffe aber wieder wesentlich langsamer segelten als sie, rechneten wir mit zwei Wochen.

»Wenn wir schon stupides Exerzieren ausschalten wollen, dann können wir gleich etwas Nützliches tun«, meinte Micky. »Ich schlage vor, wir kartographieren die Küste, das kann nichts schaden. Vielleicht kann man die Karten einmal gut brauchen. Du erinnerst dich doch, Papa, wie du damals meinstest, gerade dort im Gebirge könnte es so manches interessante Erz oder Mineral geben, von der Jagd und den Erträgen aus den Wäldern ganz abgesehen.«

Alotl horchte auf, er erfaßte die Bedeutung dieses Vorschlags sofort in größeren Zusammenhängen. Bevor er etwas dazu sagen konnte, ließ sich Altan vernehmen: »Die Idee finde ich vortrefflich. Irgendwann werden wir ja auch daran denken müssen, daß unsere Kinder – wir sollen viele haben, sagte uns je-

mand – in unserer Stadt keinen Platz mehr habön. Möglicherweise werden sie neue Siedlungen gründen wollen. Micky hat seinen Vorschlag bereits mit mir besprochen; ich weiß, was man mit einer Landkarte anfangen kann. Vielleicht können wir gleich jetzt schon die günstigsten Orte für solche Siedlungen festlegen...«

Mir schwindelte fast. Was hatten wir da wieder in Bewegung gesetzt? Ich hatte mir doch vorgenommen, so vorsichtig wie nur möglich... Und jetzt das! Ich nahm mir vor, ein ernstes Wort mit Micky zu reden. Er mußte meine Verärgerung bemerkt haben, denn er sagte: »Sei nicht böse, Papa! Diese Entwicklung würde doch irgendwann sowieso einsetzen. Das war nur eine Frage der Zeit.«

»Da bin ich nicht deiner Meinung«, versetzte ich, »und ich bitte dich, in Zukunft etwas mehr zu überlegen. Du weißt ganz genau, daß jede Tat, jedes Wort Entwicklungen in Bewegung setzen, die sich irgendwann der Kontrolle entziehen.«

»Aber...«

»Warte! Ich weiß, daß wir schon sehr viel eingeleitet haben, was nicht unbedingt unseren Kenntnissen über den geschichtlichen Ablauf entspricht. Du wirst aber einsehen, daß wir stets darauf bedacht waren, diese... Regelwidrigkeiten zeitlich und lokal möglichst begrenzt zu halten.

Versteh mich recht! Eine Karte von Atlantis anzufertigen, ist sicher eine gute Idee. Ich hatte mir auch schon Ähnliches überlegt, allerdings erst für die Überfahrt nach Europa. Schließlich wollen wir ja wieder zurückkommen, und ich würde mich weigern, einfach nur nach dem Gefühl zu segeln, sozusagen mit der Stange im Nebel herumzustochern.

Aber deine und Altans Konsequenzen daraus riechen mir zu sehr nach Expansion. Ich habe den Eindruck, ihr seid auf dem Weg, ein Imperium gründen zu wollen. Ist das erstrebenswert? Der Imperialismus und die daraus resultierenden Folgen, die sich gegen den Willen seiner Initiatoren zwangsläufig ergeben, bringen zwar Staaten zur Größe, den Menschen selbst aber nutzt das in der Regel herzlich wenig.«

Micky war ebenfalls ernst geworden. Jetzt sagte er wieder in seiner bedächtigen Art, die er sich neuerdings für solche Gelegenheiten zugelegt hatte, wenn ihm etwas besonders am Herzen lag: »Du magst recht haben, Papa, deine Ideale sind die meinen; du hast mich danach erzogen. Du hast mich aber auch stets dazu angehalten, Realitäten anzuerkennen. Und du weißt, daß in den Überlieferungen andeutungsweise die Rede von einem atlantischen Imperium ist. Das ist ja auch nicht anders möglich, die ganze Atlantis-Legende wäre sonst nie entstanden.«

Ich schwieg, der Junge hatte natürlich recht. Von dieser Seite hatte ich die Sache noch gar nicht betrachtet. Eigentlich paßte alles ins Gesamtbild. Trotzdem – Vorsicht war sicher in höchstem Maße geboten. Ich sagte das.

»Da bin ich voll deiner Auffassung«, sagte Micky daraufhin. »Deswegen besprechen wir ja auch alles in diesem Kreis.«

»Ich glaube, wir sollten noch andere hinzuziehen, die Frauen zum Beispiel. Wir müssen jeden Schritt überlegen, und dabei ist die Meinung anderer ein geradezu unerläßliches Korrektiv. Man kann nie genug Informationen gesammelt haben, wenn es um eine grundlegende Entscheidung geht. Und alles, was neu ist, kann eine grundlegende, eine richtunggebende Entscheidung sein. Nicht ihr eigentlicher Inhalt oder ihre eigene Bedeutung, sondern die Konsequenzen, die sich daraus ergeben können. Das gilt bekanntlich nicht nur für Eingriffe in die Ökologie, sondern ganz allgemein. Darum ist es unerläßlich, schädliche oder unerwünschte Folgen von vornherein auszuschließen, die Sicherheitskoeffizienten zu errechnen, wenn du so willst. Notfalls muß man verzichten.

Wir können es uns einfach nicht mehr erlauben, aus Bequemlichkeit oder gar Leichtsinn etwas in die Welt zu setzen, was nicht hineinpaßt. Unser Stallausmister wird auch über Transmissionen angetrieben und nicht mit elektrischem Strom. Und vor den Pflug spannen wir Büffel und keine Dampftraktoren.«

Alotl, der die ganze Zeit geschwiegen, die Debatte aber sehr aufmerksam verfolgt hatte, machte die – wie immer richtige – Schlußbemerkung, eigentlich mehr an die Adresse seines Soh-

nes: »Ich habe vieles nicht verstanden, was hier gesagt wurde, aber eines dürfte für uns daraus deutlich werden: Kleine Ursachen können große Wirkungen haben, wie man sagt. Eine simple Zeichnung war der Anfang, wenn ich es richtig gesehen habe, ein großes Reich kann am Ende des Gedankens stehen. Ist das erstrebenswert? Ich weiß es nicht. Jetzt nicht. Man muß es wohl noch gründlich überlegen. Der künftige König sollte daraus aber gelernt haben, auch wenn er die Folgerungen, genauso wie ich, nicht mehr erfassen konnte. Aber wohl gerade deswegen...«

## 26

Unsere Expedition war an jener Stelle angelangt, wo wir damals zum ersten Mal atlantischen Boden betreten hatten. Wir ließen den Katamaran, die >Esperanza II<, zu Wasser und setzten durch die Brandung ans Ufer über. Mit Hilfe einiger Ruderer schaffte das Boot auch die Rückfahrt zum Schiff, so daß wir beschlossen, den Rest des Tages und die Nacht an Land zu verbringen und auch den Mannschaften – bis auf die notwendigen Wachen – einen Landurlaub zu gönnen. Sie freuten sich, wieder einmal festen Boden unter den Füßen zu haben.

Das galt auch für unsere Fahrgäste. Alotl und Altan waren nämlich kurzentschlossen bei dieser ersten Reise mitzufahren, sie wollten schließlich gern wissen, wie ihr Land eigentlich hinter den bekannten Grenzen aussah. Und sie hatten auch Alea und Alin mitgenommen und selbstverständlich Elsa und Alice eingeladen. Sitan, der ebensogern mitgemacht hätte, mußte die Staatsgeschäfte weiterführen. Elsa hingegen ließ sich, wenn auch ungern, von Dea vertreten.

Wir hatten während der Reise immer wieder vermessen und gezeichnet, zwischendurch auch angehalten, um Frischwasser aufzunehmen, aber auch um eine Kurzexpedition ins Hinterland zu schicken. Auf diese Weise erstellten wir eine ziemlich

brauchbare Karte der Küstengebiete nördlich der Stadt.

Erwartungsgemäß wurden dabei gleich mehrere Stellen gefunden, die für eine Besiedlung geeignet schienen. Insbesondere unser jetziger Lagerplatz. Altan sagte dies, als wir nach dem Abendessen vor dem Hauptzelt des Königs saßen. Es war Altans Zelt, denn er war vor kurzem von Alotl offiziell zum König ernannt worden; mit allen Konsequenzen, einschließlich der Hochzeit mit Alice, die eine Doppelhochzeit wurde – Micky und Alin waren das zweite Brautpaar.

Alice sah man schon deutlich an, daß auch der Nachfolger des Königs bald zur Welt kommen würde. Elsa wollte mit ihr deswegen sogar zu Hause bleiben, aber Alice ließ es sich nicht nehmen, Altan zu begleiten. Deshalb war auch eine Art Hebamme an Bord, obwohl Elsa natürlich der Meinung war, daß nur sie Alice in ihrer schweren Stunde beistehen könne.

Im Moment dachten wir aber an andere Dinge. Altan meinte eben: »Dieser Ort sollte als erster besiedelt werden. Es ist alles Notwendige vorhanden: Der Fluß führt sauberes Wasser, es gibt eine Verbindung zum Meer, auch die Jagd ist ergiebig. Und ihr sagt, daß in den Bergen Bodenschätze zu erwarten sind.«

»Mit der Landwirtschaft sieht es aber nicht so gut aus«, warf Elsa, die Expertin, ein.

»Das macht nichts. Ich glaube nicht, daß wir hier eine landwirtschaftliche Siedlung brauchen werden. Ich stelle mir etwas ganz anderes vor. Wenn ich mich richtig erinnere, habt ihr seinerzeit an dieser Stelle zum ersten Mal angelegt. Der Sturm muß euch in gerader Richtung vorwärtsgetrieben haben. Folglich müßte dieser Punkt dem Festland, von dem ihr kamt, am nächsten liegen.«

Das war nicht unbedingt sicher, aber bevor ich etwas einwenden konnte, fuhr Altan schon fort: »Ich denke mir, daß wir hier einen Hafen als Ausgangsbasis für Mickys Expeditionen nach Osten bauen. Es braucht nur eine Art An- und Auslaufhafen zu sein. Eine Gruppe von Leuten müßte ihn verwalten. Leute, die etwas von Schiffen verstehen, dazu sicher auch ein paar Fischer

und Jäger. Aber sonst würde die Siedlung von der Stadt aus versorgt werden.«

Ich sah eine Lücke in diesem Plan. »Dadurch wäre die Siedlung aber sehr unselbständig. Sie könnte sich nur schwer entfalten.«

Altan wußte dem einiges entgegenzusetzen. »Ich denke mir das so: Eine selbständige Entwicklung ist in der ersten Zeit sowieso nicht möglich, auch nicht notwendig; später vielleicht gar nicht einmal erwünscht. Wie gesagt, wir werden die Siedlung versorgen. Wir werden genug bei uns produzieren. Viel mehr als heute, dazu sollst du« – er sah dabei mich an – »uns helfen. Micky hat mir klargemacht, daß man durch andere Methoden und Techniken viel mehr aus dem Boden herausholen kann als bisher. Und Sitan liegt mir jetzt schon täglich in den Ohren, daß sich unsere Leute unnütz plagen. Er und deine freien Sklaven haben viel gelernt und manches auch selbst weiterentwickelt. Sitan meint, wir könnten mit viel weniger Leuten viel mehr produzieren.«

»Der Fluch der Mechanisierung und Rationalisierung!« murmelte ich.

»Du sollst nicht mit Fremdwörtern um dich werfen, die andere nicht verstehen«, ließ sich Micky hören und grinste dabei wieder spitzbübisch. »Ich habe doch gesagt, ich will den Handel hochbringen. Der Handel braucht aber Arbeitskräfte. Dazu gehören auch der Transport und alle seine Einrichtungen. Die durch die – wie du sagst – Rationalisierung frei gewordenen Kräfte können wir dabei gut einsetzen und durch die gesteigerte Produktion ohne weiteres ernähren.«

»Eine Art Beschäftigungstherapie über Steuergelder?« fragte ich.

»Durchaus nicht«, antwortete Micky. »Die Leute werden hier wirklich gebraucht.«

»Der Hafen, der hier entstehen wird«, schaltete sich jetzt Altan wieder ein, »soll nicht nur als Flottenstützpunkt dienen. Wir müssen damit rechnen, daß Handel und Seefahrt nicht einseitig verlaufen. Vielleicht werden die von jenseits des Meers auch zu

uns kommen, und dann können wir ihnen diesen Hafen als Anlaufpunkt anbieten, ohne daß sie unsere Hauptstadt anlaufen müssen.«

Jetzt wurde mir einiges klar. Selbstverständlich steckte Micky dahinter, wenn auch nur als Anreger. Die politische Konsequenz, die sich abzeichnete, konnte nicht allein in seinem Kopf entstanden sein. Hier war noch ein anderes Hirn am Werk. Altan offenbar, der die Konsequenzen voraussah, die weiter in die zukünftige innere Struktur von Atlantis reichten. Mit Alotls Hilfe?

Auf den kleinsten gemeinsamen Nenner reduziert, bedeuteten diese Pläne nämlich, Atlantis der Außenwelt zu öffnen, ohne die bislang noch >heile Welt< dem Ansturm dieser Außenwelt restlos preiszugeben. Ich mußte zugeben, daß das alles gar nicht so übel ausgedacht war und daß Micky an dem Gedankengebäude doch nicht ganz unschuldig war. Woher sollten Altan oder Alotl diese Zusammenhänge erahnen? Für sie war offenbar der andere Aspekt deutlich: Eine autarke Siedlung könnte sich zu stark verselbständigen, sich gar gegen die Hauptstadt auflehnen, was einem einheitlichen Reich nicht zuträglich wäre (so gesund eine solche Entwicklung natürlich ganz allgemein ist). »Die beiden scheinen sich sehr gut zu ergänzen, was meinst du?« meldete sich jetzt Alotl zu Wort. Sowohl seine Worte als auch der Ton, in dem er das sagte, sollten mich offensichtlich beruhigen. »Du selbst sagtest einmal, die Entwicklung läßt sich nicht aufhalten.«

»Aber sie läßt sich steuern«, antwortete ich, immer noch mit einigem Unbehagen.

»Eben deshalb sprechen wir jetzt darüber«, sagte Altan. »Wir sind uns voll bewußt – ich meine, Micky und ich –, daß wir einen oder mehrere Steine ins Rollen bringen, glauben aber, daß wir sie durchaus auf diesen einen Abhang beschränken können, um beim Bild zu bleiben.«

»Mit anderen Worten«, kam ihm Micky zu Hilfe, »die ländliche Idylle wurde durch unsere Ankunft gestört. Daran ist nichts mehr zu ändern. Wahrscheinlich wäre sie sowieso einmal ge-

stört worden, auch ohne uns. Ganz sicher sogar. Die Geschichte beweist es.

Idyllen pflegen aber durch den Ansturm der Außenwelt unterzugehen. Ich denke da an das Beispiel der Indianer. Und das kann man vielleicht verhindern oder zumindest lindern...«

»Ich weiß, was du meinst«, unterbrach ich ihn, damit er vielleicht nicht allzuviel ausplauderte. »Es gibt nur zwei Auswege – entweder totale Abkapselung mit Stillstand als Folge. Stillstand aber ist immer gleich Tod. Oder die Flucht nach vorn, mit dem Versuch der Beibehaltung, der Hinüberrettung der Eigenständigkeit. Wir haben uns ja in den letzten Monaten oft und gründlich genug über die Philosophie der Geschichte unterhalten...«

»Und ich habe viel nachgedacht, was ja jetzt meine Aufgabe ist«, sagte Alotl mit einem kleinen Lächeln. »Ich glaube, jeder von uns meint das gleiche, sagt es aber auf seine Art und Weise. Mir scheint nur, daß in Zukunft sehr viel von unseren Atlantiern abverlangt wird. Werden sie es verkraften, werden sie es auch begreifen?«

»Das ist auch meine große Sorge«, sagte Altan. »Für mich heißt das, daß wir Übermenschliches leisten müssen. Wir, die wir hier sitzen, und unsere Nachkommen...«

»Ich bin da gar nicht so sicher.« Alice hatte bis jetzt geschwiegen. »Vielleicht akzeptieren die Männer auch mal die Ansicht einer Frau. Abgesehen davon, daß ich dem Wesen, das sich im Moment in meinem Bauch wieder mal wie wild auführt, in seinem zukünftigen Leben nicht allzuviel aufbürden möchte, bin ich der Meinung, daß es gar nicht fähig sein wird, diese Riesenarbeit allein zu vollbringen. Ebensowenig wie ihr, die ihr so groß mächtig Pläne schmiedet.«

Alice sprach mir aus dem Herzen. Auch Elsa nickte zustimmend, während Alea etwas entsetzt schien; Frauen hatten bis jetzt nie in die Angelegenheiten des Staates Atlantis gesprochen, jedenfalls nicht öffentlich. Alotl schmunzelte nur und dachte wohl – so wie ich – an unser Gespräch darüber, daß sich auf Atlantis so manche Tradition wandeln müßte.

Alice fuhr aber schon fort: »Wir müssen viel mehr Leute heranziehen, die dabei helfen...«

»Willst du jetzt schon demokratischen Republikanismus einführen?« neckte ich.

»Am liebsten sofort, das dürfte euch bekannt sein. Ich sehe aber ein, daß das ein bißchen verfrüht wäre. Aber wir verfügen doch über ein großes Potential an Geisteskraft, das wir nur zu mobilisieren brauchen.«

»Das zweite Aufgebot, das sich bereits bewährt«, nickte A-lotl. »Du hast recht, in unserem Volk schlummern Fähigkeiten, von denen wir nichts gewußt haben.«

»Weil sie noch nicht gebraucht wurden«, warf Micky ein. »Ich bin aber sicher, es gibt noch ein drittes und viertes Aufgebot. Altan ist da der gleichen Meinung, wir haben schon darüber gesprochen. Auch über... Wie wäre es eigentlich - möchten die Damen da nicht auch ihr Scherflein beisteuern? Ich könnte mir vorstellen, daß Alice beispielsweise eine Schule eröffnen könnte, wenn ihr Baby aus dem Gröbsten raus ist, und zwar mit Alin, die ganz hervorragende pädagogische Eigenschaften besitzt, wie ich selbst an mir bemerken muß...« Das fügte er, scheinbar nur für sich, hinzu und duckte sich zum Spaß, als ob er eine Züchtigung erwartete.

»Aber im Ernst«, fuhr Micky fort, »ich kann mir Alin bestens als Lehrerin vorstellen. Sie hat das Zeug dazu; ist gescheit, gebildet, hat Geduld und Einfühlungsvermögen.«

»Eine Schule also«, sagte ich. »Aber im Prinzip gibt es sie doch schon – denk an die >freien Sklaven!«

»Das ist eine sehr gute Einrichtung, gewiß, aber mir schwebt etwas anderes vor...«

»Allgemeine Schulpflicht?« Das war jetzt Alice, die Mickys Idee offenbar interessant fand. Wohl auch deshalb, weil sich gerade ihr hierbei ein denkbares Betätigungsfeld öffnete.

»Möglich. Ich muß zugeben, so genau habe ich darüber noch nicht nachgedacht. Ich glaube nämlich, daß dies die Aufgabe der beiden alten Herren ist – damit sie auch wieder etwas tun.« Was er wieder mit seinem spitzbübischen Grinsen begleitete.

»Sie könnten einen Rahmen erarbeiten -Schulstrukturen, Lehrpläne, Bildungsinhalte, Grundsätze einfach, mit allem, was dazu gehört. Sie sollten da meiner Meinung nach die beiden – Verzeihung! – alten Damen auch heranziehen. Und Sitan und seinesgleichen nicht zu vergessen!

Die pädagogische Umsetzung wäre dann Sache von Alice und Alin. Und weiterer Frauen, die von den beiden herangezogen würden.

Ich bin für so etwas denkbar ungeeignet. Ich lasse mich lieber für Spezialaufgaben einsetzen, als Spezialagent sozusagen. Zum Beispiel gerade für unser Projekt Handelsbeziehungen. Oder für diesen Hafen hier, damit wir endlich wieder zum Thema kommen.«

»So ist er immer!« Altan lachte auf, und endlich sah man nach langen Wochen königlichen Ernstes wieder, daß er auch noch ein fröhlicher junger Mann war. »Führt man eine Grundsatzdebatte, so versucht er stets, so bald wie möglich das Gespräch auf das Konkrete zu bringen, auf die Aufgaben, die dabei möglicherweise auf ihn entfallen.«

»Deswegen ergänzt ihr beide euch so gut«, nickte Alotl. »Bleiben wir aber vielleicht noch einen Augenblick bei der Grundsatzdebatte, Micky. Du hast wahrscheinlich recht. Wenn uns solche neuen Aufgaben bevorstehen, werden wir wohl auch neue Leute brauchen, mit Fähigkeiten, die wir bisher nicht einsetzen konnten. Offenbar müssen wir den Kreis der Auserwählten erweitern.«

Alotl schien uns vergessen zu haben, denn er blickte etwas überrascht auf, als Altan sagte: »Ich glaube, Micky meint es anders, und ich bin geneigt, ihm beizupflichten: Wir sollten nicht einen bestehenden Kreis erweitern, sondern alle jungen Menschen, vielleicht schon alle Kinder mit einbeziehen.«

»Du meinst«, mischte sich Alice wieder ein, »allen die gleiche Chance geben, ein Minimum, das alle schaffen könnten oder müßten. Dabei die Fähigkeiten der einzelnen aufspüren und entwickeln, um sie dann für Spezialgebiete auszubilden, nicht nur für die eventuelle Nachfolgeschaft oder für Verwal-

tungsaufgaben. Sieht nicht schlecht aus, diese Idee. Was meinst du, Papa?«

»Klingt wirklich gut, im Prinzip jedenfalls. Der Einwand des demokratischen Republikanismus bleibt bestehen. Wir sprachen bereits vom Stein, der ins Rollen kommen kann.« Ich schwieg. Wußten die jungen Leute eigentlich, wohin dieser Plan führen mußte? Selbstverständlich war er höchst lobenswert, aus unserer Sicht. Aber eben deshalb erschien er mir etwas verfrüht, und zwar um einige Jahrtausende. Alice müßte dies doch klar sein. Ich blickte sie an.

»Die allgemeine Schulbildung, die Schulpflicht, ist ein gewaltiger Felsbrocken, der losgelassen würde. Sie ist die Vorstufe zur Emanzipation des Individuums. Dafür aber müssen erst die Voraussetzungen gegeben sein oder gar geschaffen werden. Meines Wissens wird sie erzwungen durch die industrielle Revolution. Ob man auch den umgekehrten Weg gehen kann...«

»Das sollte die Schul- oder Bildungskommission herausfinden«, sagte Micky. »Also ihr, die Weisen! Es war ja auch nur ein Vorschlag, eine Idee. Vielleicht sollte man nur gewisse Kanäle öffnen oder bauen, in denen das Richtige und Wünschenswerte fließt.«

»Das meinte ich aber damit, als ich sagte, ich wisse nicht, ob man den umgekehrten Weg gehen kann. Es gibt keine Grenzen und keine Kanäle für den menschlichen Wissensdrang, wenn er einmal freie Fahrt bekommt. Es ist eine Frage des Tempos. Das richtet sich aber nach der Summe der zur Verfügung stehenden Informationen und ihrer Auswertung. Irgendwie riecht mir das nach Manipulation. Und diesmal scheint sie mir nicht sehr positiv. Ich glaube, wir verschieben das Gespräch doch noch. Ich möchte mich darüber lieber mit Alotl in Ruhe unterhalten.«

Der Angesprochene blickte auf. Offenbar hatte ich ihn aus tiefen Gedanken gerissen, obwohl er gewiß alles mitbekommen hatte, was hier gesagt wurde. Denn er meinte: »Du scheinst besorgt zu sein. Ich fühle irgendwie, daß dies berechtigt ist. Ich kann nicht sagen warum, denn das, was hier gesagt wurde, erscheint auf den ersten Blick recht schön. Ich erinnere mich aber

auch, vor nicht allzu langer Zeit beinahe geschworen zu haben, das Volk von Atlantis auf ewige Zeiten in Unwissenheit leben zu lassen. Mag sein, daß hier ein Zusammenhang besteht, den ich nicht erfassen kann. Noch nicht. Du hast recht, wir müssen uns darüber in Ruhe unterhalten...« Es klang wieder einmal abschließend.

27

Der Hafen war beschlossene Sache, ebenso weitere Stützpunkte entlang der Küste (wir fanden eine Reihe geeigneter Stellen, insbesondere auf der zweiten Reise). Jede Stelle wurde möglichst genau vermessen und aufgezeichnet, und ein Bericht über die Voraussetzungen für eine Ansiedlung wurde erstellt.

Ich muß allerdings sagen, daß ich etwas enttäuscht war – wir entdeckten auf beiden Reisen nichts Außergewöhnliches. Gewiß, es gab Anzeichen für mögliche Erzvorkommen, besonders Kupfer, auch Silber und Gold. Es fanden sich auch andere interessante Rohstoffe: ergiebige Quarzsandvorkommen zum Beispiel. Ich merkte mir die Stellen, weil ich sofort an Glas dachte; nach der Rückkehr aus Europa wollte ich ein bißchen herumexperimentieren. Schwefel war übrigens auch in großen Mengen vorhanden. Einige Vulkane rauchten auf Atlantis emsig vor sich hin, und Alotl bestätigte mir, daß hin und wieder >die Götter im Innenland zürnten, so daß die Erde bebte<. Den Schwefel registrierte ich allerdings nur so nebenbei und rein privat; ich dachte an Schwarzpulver, nur für den Fall von notwendigen Sprengungen beim Erzabbau. Vielleicht müßte man dann auch mal – auch rein privat – die >Götter zum Zürnen< auffordern.

Nach unserer Rückkehr wurde Zwischenbilanz gezogen. Die Schiffe waren in Ordnung, von dieser oder jener kleinen notwendigen Verbesserung einmal abgesehen. Die Mannschaft hatte sich eingespielt; hier erwarteten wir ebenfalls keine Probleme.

In der Zwischenzeit wurden auch Vorräte für unsere Reise gesammelt, die nun verladen wurden: Dörrfleisch, Dörrobst und Maismehl. Auch die Ausrüstung hatte man in unserer Abwesenheit ergänzt, vor allem um weiteres Segelzeug und Takelwerk, aber auch um Waffen, so ungerne Micky und ich dies zuließen. Aber es war notwendig, man konnte nicht wissen, auf was oder wen wir stoßen würden.

Als wir seinerzeit noch mit unserer alten >Esperanza< zur Reise aufbrachen, war die Situation ganz anders. Auch da hatten wir Waffen an Bord vorgesehen ausschließlich für die Jagd. Jetzt war es ganz anders. Drei Schiffe stellten eine Armada dar, und die konnte beim Kontakt mit anderen Menschen zu Kurzschlußreaktionen – aus reiner Angst – verleiten.

Dann kam endlich auch der richtige Wind auf, und sobald er einige Zeit anzuhalten versprach, stachen wir in See.

Im Rückblick muß ich sagen, daß sich unsere Mannschaft erstaunlich mutig zeigte. Schließlich hatte keiner der Männer jemals zuvor das Festland aus den Augen verloren. Nur Micky und ich wußten aus eigener Erfahrung, daß es im Osten wieder Land gab. Die anderen mußten uns einfach glauben.

Ich muß gestehen, daß auch wir uns nicht ganz wohl fühlten, als Atlantis hinter dem Horizont verschwand. Auch wir waren nichts anderes als Küstenschiffer gewesen, denn unsere einzige Hochseefahrt war höchst unfreiwillig zustande gekommen. Trotzdem – wir fuhren jetzt sozusagen in Richtung bekannter Gegenden. Und das war natürlich beruhigend.

An sich war es ganz einfach: Wir brauchten uns nur stur östlich zu halten. Irgendwann würden wir auf festes Land stoßen. Dann hieß es zu entscheiden, wie weiter: nördlich oder südlich. Nördlich, hatte ich im Gefühl, aber das könnte man bei der Berührung mit dem Festland schon erkennen.

»Die Rückfahrt wird schlimmer werden, wir werden höllisch aufpassen müssen, damit wir Atlantis nicht verfehlen«, meinte Micky in diesem Zusammenhang.

»Um so genauer müssen wir jetzt messen«, bestätigte ich. Überflüssigerweise, muß ich sagen, da Micky selbst ganz

scharf auf Messungen war.

Wir hatten uns nämlich ein System ausgedacht, wie wir unsere Route ziemlich genau festhalten konnten. Wir versuchten regelmäßig, Fahrtgeschwindigkeit und Windrichtung zu bestimmen. Dazu diente uns ein neues Log, das wir schon auf den beiden ersten Reisen getestet hatten. Ferner hatten wir Alices Uhr dabei, die immer noch erstaunlich genau ging, das konnte man am Stand der Sonne kontrollieren. Am Stand der Sonne beziehungsweise der Sterne und des Mondes und mit Hilfe der erwähnten Uhr versuchten wir auch die jeweilige Wind- und Fahrtrichtung zu bestimmen. Natürlich hatten wir keinen Kompaß, ich wußte auch nicht, wie wir einen herstellen sollten. Ich hatte zwar schon etwas von Kreiselkompassen gehört, aber wie man so etwas - auch ersatzweise - bauen könnte, das blieb mir ein Geheimnis. Und einen Magneten besaßen wir natürlich nicht. So mußten wir auf unsere Erfahrungen von der Biskaya-Überquerung zurückgreifen.

Die Messungen wurden alle zwei Stunden vorgenommen und ins Logbuch eingetragen. Außerdem verarbeiteten wir die Daten zu einer Art Seekarte, die auf diese Weise entstand. Die kartographische Expedition entlang der Atlantis-Küste war dafür eine gute Schulung gewesen. Wir wollten uns jedenfalls die Rückfahrt auf jede erdenkliche Art und Weise sichern.

Jetzt war aber die Hinfahrt erst einmal vorrangig. Zunächst verlief auch alles ganz gut. Die Rudermannschaften schoben Freiwache; das heißt, wir versuchten sie mit dem zu beschäftigen, was es so an Bord zu tun gibt - von Klarschiff bis hin zum Fischfang, aber auch Spiele aller Art, unterbrochen von Unterricht.

Dieser Unterricht verlief sozusagen unorganisiert. Bei passender Gelegenheit warfen mal Micky, mal ich ein Problem auf, das dann diskutiert wurde, wobei es uns immer wieder gelang, diese oder jene Erkenntnis einzuflechten - natürlich vorsichtig und dem Wissensstand der Atlantier und ihrer Zeit entsprechend. Die absolute Grenze war allerdings unser eigener, nicht allzu hoher Wissensstand. Leider - oder vielleicht auch

glücklicherweise.

Am vierten Tag etwa flaute der Wind ab, bis er sich am fünften endgültig zur Ruhe setzte. Jetzt mußte gepullt werden. Das erwies sich zunächst als gar nicht so einfach. Wir hatten zwar alle gehörig trainiert (außer mir, der ich mir bekanntlich nicht viel aus körperlicher Arbeit mache), und die Mannschaften waren auch aufeinander eingespielt. Das Problem bestand darin, daß die drei Schiffe nicht gleich schnell vorankamen. Weiß der Kuckuck, woran das lag! Ich hätte verstanden, wenn zum Beispiel die >Atlaritis< zu schnell oder auch zu langsam gewesen wäre. Sie war ja größer als die beiden anderen und deshalb wiederum mit mehr Ruderern besetzt.

Aber nein, gerade die beiden kleineren Schiffe, >Alice< und >Alin<, bereiteten uns Schwierigkeiten, mal die eine, mal die andere. Wir tauschten die Steuermänner aus, dann die Taktgeber; dann begab sich Micky, der das Flaggschiff >Atlantis< und damit die Expedition befehligte, abwechselnd auf die beiden kleineren Schiffe, um das Phänomen zu überprüfen. Nichts zu machen! Das Rätsel blieb ungelöst. Und zum Auswechseln aller sieben Ruderer hatten wir keine Lust. Eine einfache Berechnung ergab eine solche Unmenge von Kombinationen, daß wir von vornherein kapitulierten.

So hatten die Taktgeber sehr viel zu tun, um den Konvoi zusammenzuhalten, insbesondere nachts. Denn die Flaute hielt einige Tage an.

Als wir dann wieder Wind bekamen, wehte er ein bißchen stark aus Südwest, wie mir schien, so daß wir uns Sorgen wegen der Genauigkeit beziehungsweise Zuverlässigkeit unserer Messungen machten. Die Abdrift war nicht zu berechnen. Aber daran war nichts zu ändern.

Am dreizehnten Tag – ausgerechnet! – ertönte der Ruf: »Land voraus!«

Es war etwa um die Mittagszeit. Micky und ich kämpften uns zum Bug durch, denn alle drängten sich nach vorn, um das Land zu sehen. Wir blickten lange auf die Konturen, die sich uns zeigten. Es konnte ja auch eine Wolke sein... Aber schließ-

lich war jeder Zweifel ausgeschlossen: Es war ganz sicher Land.

»Und welches Land?« fragte Micky.

»Das sage ich dir, wenn wir da sind«, antwortete ich.

>Da< waren wir einige Stunden später; wir pirschten uns nämlich ganz vorsichtig heran. So sehr vorsichtig wäre aber gar nicht notwendig gewesen, denn so weit das Auge reichte, sahen wir nur flachen Sandstrand. Keine nennenswerte Vegetation, und erst weit am nordöstlichen Horizont schienen sich Berge abzuzeichnen. Kein Baum, kein Strauch und natürlich auch keine Anzeichen von menschlichen Ansiedlungen. Schlichte Wüste.

Wir hielten Kriegsrat.

»Die Mannschaften sollten Landurlaub bekommen; Wasser brauchen wir auch langsam«, sagte Micky, ganz Kapitän.

»Wo willst du hier Wasser finden?« wandte ich ein. »So wie ich das sehe, sind wir irgendwo an der Nordwestküste Afrikas gelandet. Mit einiger Sicherheit jedenfalls. Daß dies die Namib-Wüste in Südafrika sein könnte, glaube ich nicht, auch wenn ich es nicht begründen kann. Ich tippe eher auf die spanische Sahara. Oder gar Marokko, wenn die Berge dahinten im Nordosten der Atlas sind. Oder der AntiAtlas. Himmel, warum hat man in der Schule nicht besser aufgepaßt? Jetzt kann man nur raten.«

»Das wichtigste scheint mir im Augenblick das Wasser zu sein.« Micky blieb bei seinen Sorgen. »Unsere Fässer fangen schon an zu riechen. Meinst du, aus den Bergen kommt ein Fluß zum Meer?«

»Da möchte ich jede Wette eingehen. Fragt sich nur, ob er jetzt Wasser führt.«

»Dann segeln wir die Küste entlang nach Norden. Egal, wo wir sind.«

»Du bist der Kapitän. Ich meine aber auch, daß uns kaum etwas anderes übrigbleibt. Unser Ziel muß im Norden liegen, ziemlich weit im Norden, schätze ich, wenn dies wirklich der AntiAtlas ist.«

»Wie weit?«

»Keine Ahnung. Oder warte – wenn das Ausläufer des Atlas-Gebirges sind, dann müßten ihnen im Ozean die Kanarischen Inseln vorgelagert sein. Die waren aber irgendwo zwischen dem 25. und 30. Breitengrad, näher am letzteren, daran kann ich mich erinnern. Madrid und Mallorca, das habe ich mir auch gemerkt, wegen der beiden >Mas<, lagen dicht am 40. Breitengrad. So weit nördlich wollen wir aber gar nicht, sagen wir nur bis zum 37. Pro Grad muß man etwas über hundert Kilometer rechnen, das wären also ungefähr achthundert Kilometer. Jetzt kommt hinzu, daß die Küste irgendwo von hier ab – alles unter der Voraussetzung, daß ich recht habe – nach Nordosten zurückweicht. Dann kommt das Anderthalbfache heraus, eher mehr.«

»Hm, das heißt also«, rechnete Micky weiter, »wir haben in den beiden letzten Tagen im Schnitt acht bis zehn Knoten gemacht, das sind also rund fünfzehn bis achtzehn Kilometer pro Stunde, etwa vierhundert am Tag. Wenn der Wind anhält, brauchen wir drei bis vier Tage. Nun, es geht ausschließlich darum, so bald wie möglich Wasser zu finden.« Unsere Gefährten waren nicht gerade begeistert, als Micky nach einer weiteren Lagebesprechung mit den beiden anderen Kapitänen den Befehl zur Weiterfahrt gab. Sie hätten gern eine Ruhepause auf festem Boden eingelegt und sich das Wunder, daß es außer Atlantis noch anderes Land gab, gern näher angesehen. Aber schließlich sahen sie die Sinnlosigkeit ein, hier in der Wüste zu rasten. Außerdem sehnten sich alle nach frischem Wasser.

Wir segelten also weiter, immer mit gehörigem Abstand zur Küste. Inzwischen war Vollmond, und wir konnten es uns bei diesem verhältnismäßig klaren Wetter leisten, auch nachts voll unter Segeln zu gehen. Zur Sicherheit löste ich mich mit Micky bei einer zusätzlichen Kapitänswache ab. Am nächsten Tag konnten wir unsere Wasserfässer spülen und wieder auffüllen. Aus den Bergen kam in der Tat ein Fluß, der nicht ausgetrocknet war. Unser Verdacht, daß wir die marokkanische Küste entlangsegelten, schien sich zu bestätigen.

Der Wind hielt an, wurde sogar noch stärker und drehte etwas nach West. Besser konnten wir es uns gar nicht wünschen. Jedenfalls tauchte am vierten oder fünften Tag backbord voraus ein gewaltiger Felsen aus dem Meer, und wir waren sozusagen daheim: Das konnte nur der Felsen von Gibraltar sein, der Dschebel al Tank, eine der Säulen des Herkules.

Wir überquerten die Meerenge und gingen in der Bucht dahinter, dem künftigen Hafen von Algeciras, vor Anker.

## 28

Es war kaum zu erwarten, daß die >Säulen des Herkules< von jemandem >bewacht< wurden. Trotzdem waren wir vorsichtig und ließen einen kleinen Spähtrupp die Gegend erkunden, bevor wir den Landgang erlaubten.

Wir – Micky und ich – schlossen uns dem Spähtrupp an. Trotz größter Aufmerksamkeit fanden wir aber keine eindeutige Spur, weder Feuerstellen noch sonstige Anzeichen für die Anwesenheit von Menschen.

Trotzdem trafen wir entsprechende Sicherheitsvorkehrungen, bevor wir die Mannschaften an Land ließen. Wir beschlossen, einen Rasttag einzulegen, um endlich wieder einmal festen Boden unter den Füßen zu haben. Gleichzeitig wollte ich mit Micky die Lage besprechen.

»Ich würde breiteste Demokratie vorschlagen«, meinte er.

»Eine Vollversammlung der ganzen Expedition?« erwiderte ich, etwas zweifelnd.

»Ja doch, schließlich sind wir nicht nur zum eigenen Vergnügen hergekommen. Es geht, wie mir scheint, um die Zukunft der Atlantier.«

Micky hatte sich in den letzten Tagen und Wochen sehr verändert, er war eigentlich jetzt erst erwachsen geworden. Und noch eins fiel mir bei seinen letzten Worten auf: Er fühlte sich als Atlantier, hatte sich voll integriert. Ob der Grund die Er-

kenntnis notwendiger Fügung ins Unabänderliche war, ob das Gefühl von Geborgenheit in einer größeren Gemeinschaft, ob das Bewußtsein der Verantwortung, die er übernommen hatte, ob alles zusammen – welche Rolle spielte das? Das Ergebnis zählte, und ich freute mich darüber. Unsere Vergangenheit – oder die vergangene Zukunft, wenn man will – mußte endlich begraben werden. Mag sein, daß auch die Gründung einer eigenen Familie die Verwurzelung im Jetzt begünstigte. Micky würde ebenfalls Vater werden, hatte er mir kurz nach der Abfahrt erzählt. Daß er gleichzeitig in größeren Dimensionen zu denken und zu planen anfang, war nur die logische Folge der bisherigen Entwicklung.

Wie gesagt, ich freute mich darüber, denn ich wußte nun meine Kinder geborgen und auf dem besten Weg. Alice hatte diese Etappe bereits hinter sich. Durch ihre Heirat mit Altan hatte sie ebenfalls eine Verantwortung übernommen und sie ohne Einschränkung bejaht. Allerdings war es bei ihr das Ergebnis eines eher intellektuellen Lernprozesses, da sie sich in ihren Entscheidungen kaum von Gefühlen leiten ließ.

Jetzt wartete Micky allerdings auf meine Antwort, obwohl er mir bereits entschlossen schien. Er bekräftigte meine Vermutung durch die Frage: »Ich meine, die Expeditionsteilnehmer gehören ja allesamt zur Elite, wir müssen sie einfach zur Entscheidung heranziehen. Auch in ihrem Interesse, im Interesse ihrer Ausbildung. Oder?«

»Du bist der Boß«, sagte ich. »Ich bin Privatmann hier, höchstens ein paar Stichwörter aus einem Lexikon, Bruchstücke davon nur. Die stehen dir allerdings voll zur Verfügung. Und wenn du mich so fragst, so kann ich dir, vielleicht zögernd, aber doch nur beipflichten.«

»Warum zögernd?«

»Nun ja, Lexikon-Stichwort >Evolution der Gesellschaft<. Wir haben selbst erlebt, daß sogar in jeder Hinsicht hochentwickelte Gesellschaften Jahrzehnte brauchten, um in eine Demokratie hineinzuwachsen. Ganz geschafft haben sie es, meines Wissens, auch nicht. Aber das spielt keine Rolle. Es muß ver-

sucht werden, da hast du recht. Es kann ja auch gutgehen. Selbstverständlich bleibt eine solche >Mitbestimmung< auf den Rahmen der allgemein gültigen Moral – im allerweitesten Sinn des Wortes – beschränkt. Ist es zu früh dazu, dann schlägt der Versuch fehl. Na und? Ich glaube nicht, daß das schlimme Folgen haben muß. Und wenn es gut geht, um so besser. Nur – was willst du eigentlich zur Diskussion stellen?«

Micky grinste in seiner typischen Art. »Ha, ich habe dich in den letzten Tagen ziemlich genau beobachtet! Ich habe auch so einiges gehört, was du nicht gesagt hast, wenn wir uns auf der Fahrt über unsere Expedition unterhielten.« Er wurde ernst: »Du weißt wohl jetzt auch nicht so recht, wie weiter. Links oder rechts? West oder Ost? Stimmt's?«

»Stimmt, mein Sohn«, gab ich unumwunden zu. »Ich hatte mir das Ganze daheim vielleicht etwas zu einfach vorgestellt, wahrscheinlich deshalb, weil ich unsere Unternehmung aus Hall mit dieser Expedition gleichgesetzt habe. Damals konnten wir uns immer ziemlich eindeutig entscheiden; wir hatten nämlich nicht viel freie Wahl, der Weg wurde uns gewissermaßen aufgezwungen.«

»Und jetzt sieht es anders aus«, nickte Micky, »jetzt kann jeder Schritt in die falsche Richtung eine Fehlentwicklung für alle Zeiten festlegen, meinst du. Und davor – ich gebe es zu – habe ich Angst.«

»So schlimm ist es auch wieder nicht. Für alle Zeiten – davon kann keine Rede sein. Lexikon-Stichwort Erfindungen und Entdeckungen, Zeitpunkte Sie werden immer dann gemacht, wenn die Zeit dafür reif ist. Geschieht es vor der Zeit, erscheinen sie sinnlos und werden vergessen. Man kann den Fallschirm nicht vor einem leistungsfähigen Flugzeug erfinden. Siehe Leonardo da Vinci.«

»Sicher. Aber dann verstehe ich nicht, warum auch du dir den Kopf über die jetzt einzuschlagende Richtung zerbrichst, warum wir zögern sollten, dies zur Diskussion zu stellen.«

»Nun ja, ganz so entwicklungsgläubig darf man auch wieder nicht sein. Mein Einwand zielte aber eigentlich in eine andere

Richtung. Sieh mal, mein Sohn, wenn du eine Frage zur Diskussion stellen willst, mußt du – in diesem Fall als Expeditionsleiter – zunächst einmal selbst eine Meinung haben. Die Diskussion soll dir doch nur die Schwachstellen deiner Meinung und ihr Gewicht aufzeigen, weil du sie selbst zwangsläufig nicht richtig einschätzen kannst. Du weißt ja, Demokratie ist ein System gegenseitiger Kontrollen und Bremsen. Kontrolliert und gebremst werden kann aber nur ein bereits gegebener Anstoß. Und der kommt zumeist vom Boß.«

»Nun ja.« Micky war etwas verwirrt. »Ich stelle ja die Frage: wohin?«

»Das genügt nicht, denn so bekommst du unter Umständen hundert verschiedene Antworten, und es wird ungemein schwierig, diese Vielfalt zu kanalisieren, ohne die Ratgebenden zu verärgern, weil natürlich jeder seine Meinung für die einzig richtige hält. Deswegen wird er sie auch verteidigen. Du aber willst ja gerade die aktive, die konstruktive Mitarbeit. Du mußt also eine konkrete Frage stellen, so daß praktisch nur ein Ja oder Nein, ein Für oder Wider möglich sind. Mit Begründungen natürlich, ich sagte ja bereits, daß Argumente und Gegenargumente deinen eigenen Standpunkt klären. Es kann durchaus passieren, daß sich dein Vorschlag dadurch ins Gegenteil wendet, weil die Gegenargumente stark genug oder deine eigenen Argumente zu schwach sind.«

»Aber beim Brainstorming kommen auch sehr viele, ja die unsinnigsten Vorschläge...«

»Beim Brainstorming ist in der Regel die Fragestellung – und auf die kommt es an – noch viel eindeutiger. Da gibt es kein Ja oder Nein, da gibt es praktisch nur ein >Wie kann erreicht werden, daß...<. Das ist ein großer Unterschied.

Wenn ich dich aber richtig verstanden habe, willst du ja nur eine Antwort auf die Frage: Wohin jetzt? Und da es praktisch nur zwei Richtungen gibt, die wir vernünftigerweise einschlagen können, ist die Formulierung der Frage ziemlich leicht. Entscheide dich selbst blindlings für die eine Richtung, egal welche. Begründe sie nach deinem besten Wissen und Gewis-

sen, führe aber gleichzeitig, wieder nach bestem Wissen und Gewissen, die Gegengründe an...«

»Darum wollte ich eigentlich dich bitten, du weißt viel mehr darüber...«

»Du machst es dir leicht, mein Sohn«, grinste ich. »Aber selbstverständlich hätte ich dich nicht sitzenlassen. Das war auch einer der Gründe, warum ich mitkommen wollte.

Ich wollte aber vorhin noch etwas sagen. Du kannst bei der Fragestellung jenen Vorschlag formulieren, der dir der beste erscheint. Du kannst aber auch das schiere Gegenteil tun und das Plenum scheinbar gegen dich entscheiden lassen, das erreicht man durch die Begründung des Vorschlags oder der Vorschläge. Das ist schon die hohe Kunst der Manipulation...«

»... Manipulation gefällt mir aber nicht...«

»Nun, es kommt darauf an, was sie bezweckt. Oder anders gesagt: Sie und ihre Beweggründe müssen absolut sauber sein. Aber ich glaube, das heben wir uns für später auf...«

»Ja, ich möchte nämlich wirklich gern und ganz ehrlich, daß alle Expeditionsteilnehmer entscheiden...«

»... und die Entscheidung dann mittragen. Ich verstehe. Eine Art Rückversicherung. Beruf also deine Vollversammlung ein!«

Ich wandte mich zum Gehen, als er mich erstaunt zurückrief: »Aber willst du denn gar nicht wissen, welchen Vorschlag ich vortragen werde? Damit du dir die Begründung zurechtlegen kannst?«

»Nein. Ich habe mir beide Möglichkeiten immer wieder bis zum absoluten Geht-nicht-mehr überlegt. Die Argumente kann ich aus dem Bauch vortragen – für und wider.«

Was unseren Expeditionsauftrag betraf, den vordergründigen jedenfalls, nämlich Eisen-, vielleicht auch anderes Erz zu holen, war die einzuschlagende Richtung nicht wichtig. Sowohl westlich, irgendwo am Guadalquivir oder am Rio Tinto, als auch östlich, bei Almeria und noch anderswo, hatten wir es gefunden. Notfalls sogar in Nordafrika. Das war kein Problem.

Beim zweiten Auftrag, der eventuellen Anbahnung von Be-

ziehungen, war ich mir nicht mehr so sicher. Wir hatten in der Tat keine Ahnung, wo wir mit der Suche beginnen sollten. Gewiß, an der spanischen Mittelmeerküste gab es zu unserer Zeit uralte Höhlenmalereien zu besichtigen. Steinzeit, sicher. Aber: Waren sie jetzt schon da? Und sofern es sie gab: Waren die Künstler möglicherweise schon wieder weg?

Das Problem lautete ganz einfach: Wenn wir in einer Region, wo ich Aussicht auf Erfolg vermutete (also östlich von Gibraltar), erfolglos blieben, würden spätere Expeditionen dieses Gebiet wahrscheinlich gar nicht erst ansteuern – oder aber zu spät! Dabei konnte unsere jetzige Suche auch nur aus Zeitmangel erfolglos sein. Das Problem schien mir unlösbar. Dabei hätte ich eigentlich an meine eigene These denken sollen, daß Erfindungen und Entdeckungen erst dann gemacht werden, wenn die Zeit dafür reif ist...

## 29

Beinahe erwartungsgemäß (nun ja, vielleicht auch ein bißchen hingetrimmt) beschloß die >Vollversammlung<, die östliche Route zu nehmen. Bei den jungen Leuten mochte auch ein bißchen Rekorddenken mitgespielt haben: je entfernter das angepeilte Ziel, desto größer der Ruhm nach der Rückkehr.

So schipperten wir denn die südspanische Küste entlang. Wir ließen uns Zeit und machten gerade soviel Fahrt, um voranzukommen, gleichzeitig aber auch möglichst viel von der Küste zu sehen. Den Katamaran hatten wir im Schlepptau, um beim leisesten Verdacht landen und die Küste in Augenschein nehmen zu können. Wiederholt hatten uns ungewöhnliche Felsgruppierungen, Höhleneingänge und Ähnliches zu Landungen verführt. Vergeblich.

»Wenn ich mir überlege, daß dies hier mal Costa del Sol heißen wird...«, bemerkte Micky plötzlich, als wir, in unsere Beobachtungen versunken, nebeneinander an der Reling standen.

»... und daß hier eine Betonburg neben der andern stehen wird...«, warf ich ein.

»... dann möchte ich fast etwas unternehmen, damit der Lauf der Geschichte eine andere Richtung nimmt«, schloß er.

Ich pflichtete ihm im stillen bei. Natürlich war das Unsinn. Aber angesichts des Panoramas der Sierra Nevada und der unberührten Strände lagen solche Gedanken nahe.

»Aber im Ernst – glaubst du nicht, daß da oben etwas zu finden ist? Sowohl als auch, meine ich«, wandte Micky ein.

»Ganz sicher«, antwortete ich. »Zumindest, was Erze betrifft.«

»Ja, dann sollten wir an Land gehen und suchen. Wieso bist du eigentlich so sicher?«

»Nun, Erze würde ich immer in den Bergen suchen. Stahlindustrie wird es hier mal geben – in Almeria, glaube ich. Aber das liegt noch ein bißchen weiter östlich.«

»Wie weit noch, schätzt du?«

»Bei dem Tempo, das wir jetzt haben – ein Tag, vielleicht auch zwei Tage.«

»Wirst du die Stelle finden?«

»Bestimmt nicht, aber das ist auch nicht notwendig. Wir müssen auch gar nicht so weit vordringen. Almeria wird einmal als Standort für die Stahlindustrie gewählt werden, weil die Erzvorkommen in der Nähe lagern und ein Haufen vorhanden ist.«

»Beides scheint mir aber auch für uns wichtig zu sein.«

»Sicher. Aber wir brauchen nicht so große Dimensionen. Andererseits ist für uns noch eine dritte Voraussetzung wichtig: ein bequemer Erz- oder Eisentransport aus den Bergen zu einem Hafen.«

»Du meinst also... Richtig, jetzt erinnere ich mich! Am Rhein und an der Lahn hatten wir es ja auch so.«

»Eben. Du weißt, ich bin von Haus aus etwas bequem, und wenn ich einer Arbeit ausweichen kann...«

»Ja, ja, ich weiß schon. Du könntest jener erste Radfahrer im Wilden Westen gewesen sein, bei dessen Anblick die Indianer riefen: >Uff, uff, uff! Das faule Bleichgesicht, das läuft im Sit-

zen!<<

»Genauso ist es. Der Mensch erfand das Rad, dann den Wagen und die Eisenbahn, weil er zu faul zum Laufen war. Die menschliche Faulheit ist es – frivol ausgedrückt –, die den Fortschritt nicht nur anregt, sondern geradezu bedingt.«

»Die Anwendung auf unseren konkreten Fall heißt also, einen geeigneten Fluß zu finden.«

»Mein Sohn, ich stelle wieder einmal fest, du wirst nicht alt, du bist zu klug.«

»Hm«, machte Micky, um seine Unempfindlichkeit gegen solche Sticheleien zu demonstrieren, »einen richtigen Fluß habe ich aber hier noch nicht gesehen, höchstens ein paar ausgetrocknete...«

»Ich fürchte, wir haben die falsche Jahreszeit erwischt. Auch die Temperaturen sprechen dafür, daß es Sommer ist. Aber man soll die Hoffnung nie aufgeben. Es muß hier einfach bald ein halbwegs wasserführender Bach oder Fluß kommen. Die Sierra wird schließlich irgendwie entwässert, und wenn auch das meiste der Guadalquivir im Westen besorgt, hier im Süden oder weiter im Osten ist sicher auch noch etwas. Schließlich gibt es so etwas wie eine Wasserscheide.«

Bereits am nächsten Tag fanden wir, was wir suchten. Wir hatten natürlich keine Ahnung, welcher Fluß es war. Aber das war uns auch egal. Hauptsache, es gab ihn.

Er mündete in eine Bucht, die sogar groß genug war, um auch unserer Flotte Schutz zu bieten. Sofort wurden Wachen und Dienste eingeteilt, und die restlichen Mannschaften erhielten Landurlaub und sollten die Küste zu beiden Seiten des Flusses nach Siedlungsspuren absuchen.

Das Kommando über die Expedition übergaben wir einem der Kapitäne mit der strikten Weisung, sich auf keinen Fall in einen Konflikt verwickeln zu lassen. Schlimmstenfalls sollte er sich mit den Booten aufs Meer zurückziehen, nachdem er uns in einem >toten Briefkasten< eine entsprechende Nachricht hinterlassen hätte.

Micky und ich wandten uns flußaufwärts. Wir nahmen noch

zwei Mann von der Besatzung mit, um Verbindung mit den Schiffen zu halten. Für den Notfall waren auch Rauchsignale ausgemacht, auf die besonders die Wachen an Bord achten sollten.

Der Weg am Flußufer entlang in die Berge war zwar beschwerlich, aber nicht ungangbar, wie es bei den spanischen Küstenflüssen, die ins Mittelmeer münden, meist der Fall ist. Stellenweise hatten wir sogar den Eindruck, daß jemand der Natur nachgeholfen hatte. Aber eindeutige Beweise dafür konnten wir nicht finden. Oder wir erkannten sie nicht.

Außerdem war die Jahreszeit für diesen Fußmarsch günstig, der Fluß führte nicht viel Wasser; die erwähnten verdächtigen Stellen waren stets dort zu finden, wo sich das Flußbett verengte. Möglicherweise gab es einige Dutzend Meter höher an den Ufern eindeutigerer Spuren.

Aber wir hielten uns nicht mit der Suche nach Menschen auf, die sicher sehr langwierig geworden wäre. Unsere Aufgabe hieß schließlich, Erz zu finden. Und dies war ein erster Erkundungsgang. Die systematische Suche sollte erst beginnen, wenn wir selbst fündig geworden waren, das heißt, wenn wir erfolgversprechende Stellen aufgespürt hatten.

### 30

Fündig wurden wir am dritten Tag. Es war einer unserer Begleiter, der uns eine Probe brachte, die ihm selbst verdächtig schien. Er hatte sie in einem Seitental gefunden. Da es noch ziemlich früh am Tag war, gingen wir der Sache gleich nach und drangen mit in das Tal ein.

Wir hatten wohl wieder einmal das sprichwörtliche Glück der Bauern mit den größten Kartoffeln. Jedenfalls häuften sich die positiven Proben zusehends, und bald stießen wir auch auf die Ader.

Sorgfältig prüften wir sie und kamen zur Überzeugung, daß

sie uns für diese erste Expedition genügend Erz liefern würde.

»Die Frage ist jetzt: Wie wollen wir die Sache organisieren?« fragte Micky abends am Lagerfeuer.

»Es gibt wie üblich mehrere Möglichkeiten, von denen – ebenfalls wie üblich – eine die beste ist«, entgegnete ich. »Aber zuerst muß man sie wohl finden, nicht wahr?«

»Wir könnten das Erz hier brechen und zur Bucht transportieren. Wir könnten aber auch gleich hier eine oder gar mehrere >Pfannen< errichten«, sagte Micky nachdenklich. »Platz genug dafür und für das dazugehörige Lager wäre vorhanden. Der Bach führt genug Wasser; Wild für die Verpflegung haben wir unterwegs gesehen, wenn es auch nur Kleinwild war...«

»Das ist alles recht schön und gut«, unterbrach ich ihn. »Nur mit den Rohstoffen für die Öfen hapert es ein bißchen. Holz für Holzkohle scheint mir vor allem zu fehlen. Man müßte höher in die Berge hinauf; vom Haupttal aus hatte ich den Eindruck, daß es weiter oben nach Baumbestand aussieht. Morgen können wir das genauer erkunden.«

»Bleibt noch die Transportfrage.«

»Ja, das ist wohl das schwierigste Problem. Der Fluß ist nicht gerade ideal, auch wenn wir genug Holz für Flöße finden. Das Flußbett ist stellenweise recht steinig, und an zwei Stellen wird das Wasser sehr lebhaft. Aber auch das können wir morgen gleich selbst untersuchen. Damit haben wir uns auch den Fußweg zurück ins Hauptlager erspart.«

»Und wenn es mit dem Floß nicht funktioniert« – Micky wollte alle Möglichkeiten durchspielen –, »müssen wir eben Trägerkolonnen aufstellen.«

»Vorausgesetzt, wir finden genügend Holz für die Pfannen«, schloß ich. »Sonst müssen wir eben zum Guadalquivir. Aber das ist nur ein letzter Ausweg. Ich glaube, es klappt hier auch.«

Nun, die Fahrt zum Guadalquivir blieb uns erspart. Die Holzbeschaffung war beschwerlich, die Floßfahrt anstrengend, aber es gelang.

Zurück im Hauptlager, legten wir unser weiteres Vorgehen fest: Die Boote sollten aufbruchbereit in der Bucht vor Anker liegen bleiben, mit ihnen eine Notbesatzung von je zehn Mann. Diese sollten später das Eisen verladen, das aus der Mine kommen würde, gleichzeitig aber bei Gefahr jederzeit in See stechen können. So blieb uns immer noch etwa ein halbes hundert Männer für die Arbeit in der Mine und an den Öfen.

Gleich am nächsten Tag wurde der Aufbruch in die Mine organisiert. Micky übernahm es, tausendundeine Anordnungen zu treffen, die dazu notwendig waren; er war schließlich der verantwortliche Expeditionsleiter.

Ich selbst suchte mit zwei Mann die Höhlen auf, die in der Zwischenzeit entdeckt worden waren und ganz eindeutig Spuren menschlicher Tätigkeit aufwiesen, wie ihre Entdecker meinten.

Als wir abends zurückkehrten, war Micky ziemlich erschöpft, wurde aber sofort hellwach, als er uns sah. »Gefunden?«

»Leider nur teilweise«, sagte ich achselzuckend, »ohne Zweifel waren die Höhlen bewohnt, ganz bestimmt auch noch vor kurzer Zeit. Wir fanden eine Menge Dinge, die darauf hinweisen, Werkzeuge vor allem, aber auch Feuerstellen, die zwar schon kalt, aber doch recht frisch aussahen. Auch einige Vorräte und Felle. Reichlich primitiv alles. Wir haben ein paar – technisch unverfängliche – Geschenke unter den Malereien an den Höhlenwänden hinterlassen und sind wieder abgezogen. Vielleicht kommen die Bewohner wieder. Alles deutet darauf hin, daß sie Hals über Kopf getürmt sind. Wohl vor uns.«

»Es war wohl kaum anders zu erwarten, wie? Du hast ja selbst mal gesagt, wir sind eine Armada, und die kann eben so Panikreaktionen verleiten – so oder so.«

»Leider. Da ist aber im Moment nichts zu machen. Trotzdem – ich würde empfehlen, die Wachen zu besonderer Aufmerksamkeit anzuhalten, sowohl die hier auf den Booten als auch

jene, die wir oben aufstellen müssen.«

»Du meinst, die Geflüchteten könnten Verstärkung holen?«

»Das ist nicht ausgeschlossen, obwohl ich es stark bezweifle. In der Steinzeit lebte man in ziemlich isolierten Horden, schätze ich. Arbeitsteilung und -Organisation waren bei Jägern und Sammlern noch nicht so ausgeprägt, weil nicht notwendig; eher hinderlich. Und die Gruppen mußten zahlenmäßig relativ klein sein, damit die Horde nicht verhungerte. Das bedingt aber Revier- und Konkurrenzkämpfe benachbarter Gruppen untereinander.

Nein, ich denke eher an Diebstahl oder Raub, Verzweiflungstaten in diesem Fall. Wir haben zu viele Dinge, – die vielleicht begehrenswerter erscheinen.«

»Und es ist besser, meinst du, einem Diebstahl gleich von vornherein vorzubeugen, als hinterher Strafexpeditionen zu organisieren?« »Eben. Denn eine Strafexpedition wäre wohl das letzte, was ich empfehlen würde. Andererseits wäre sie notwendig, damit wir bei unseren eigenen Leuten das Gesicht nicht verlieren. Also lieber gar nicht erst den Grund dafür schaffen.«

»Es ist wie verhext. Dabei sind sowohl wir als auch unsere Leute wirklich friedfertige Menschen, im Gegenteil, wir sind auf Verständigung aus.«

»Tja, Kriege entstehen manchmal aus den scheinbar unlogischsten Gründen. Und nicht selten gerade bei jenen, die sie nicht wollen.«

»Ich werde mich um die Wachen kümmern. Willst du die Produktion übernehmen?« Micky kam wieder zum Alltag zurück.

»Gern. Ich breche sofort auf. Gib mir zehn Mann mit, damit wir das Lager aufbauen und die ersten Meiler aufstellen können. Also nur ersten Mundvorrat mitnehmen, außerdem aber Sägen, Äxte und anderes Werkzeug. Abmarsch in einer Viertelstunde. Dann schaffen wir noch ein paar Kilometer. Glaubst du, bis morgen abend hier alles im Lot zu haben, damit ihr übermorgen mit dem Rest aufbrechen könnt?«

»Ich denke schon.«

»Alles klar, also. Noch etwas – zwei meiner Männer sollten gute Läufer sein, damit wir bei Bedarf auch auf diese Weise Verbindung halten können. Laß auch Bergrücken und Gipfel beobachten, du kennst ja die Route, vielleicht geben wir Rauchzeichen, wenn es eilen sollte. Morse-ABC!«

»Verlaß dich auf mich!«

»Na denn.« Zehn Minuten später waren wir schon unterwegs. Da wir uns diesmal nicht mit Gesteinsuntersuchungen aufhalten mußten, waren wir bereits am nächsten Tag an Ort und Stelle. Als dann Micky mit der >Hauptmacht< nachkam, war das Lager bereits abgesteckt, Feuerstellen und >Sanitäranlagen< angelegt und auch eine Menge Holz geschlagen.

Nach einer Woche lief die Produktion in unseren drei Werken auf vollen Touren; auch eine Schmiede stand mittlerweile.

Die jungen Leute zeigten sich sehr anständig und begriffen auch die Technologien sehr schnell. Es war von Vorteil, daß sie sehen konnten, was ihnen unter den Händen entstand.

Das >Warum< konnten wir ihnen allerdings nicht erklären, jedenfalls nicht die Einzelheiten, die chemischen und physikalischen Vorgänge. Sie begriffen natürlich, daß zum Beispiel das Eisen aus dem Erz >herausgekocht< werden konnte, weil es darin offenbar enthalten war. Aber das war auch schon alles, was wir ihnen sagen konnten. Trotzdem arbeiteten sie sehr bald völlig selbständig. Micky und ich sahen nur noch da oder dort nach, prüften die Qualität, hatten aber selten etwas auszusetzen.

Wir beobachteten den Betrieb eine Zeitlang, stellten dann dieses und jenes noch um, verteilten auch die Arbeitskräfte besser, um Schwachstellen und Engpässe auszumerzen. Als dann der Laden reibungslos lief, nahm ich Micky beiseite.

»Mein Sohn, es war ausgemacht, daß ich als Privatmann dabei bin, mich also jederzeit zurückziehen kann. Das will ich jetzt tun. Ich mache Urlaub und haue ab.«

Micky guckte mich nur von der Seite an. »Ich habe es geahnt und bin stinksauer, daß ich nicht mitkommen kann.«

»Stimmt. Du darfst hier auf keinen Fall weg, das ist dir wie mir klar. Ich unterschätze zwar unsere jungen Leute nicht und bin überzeugt, daß sie mit allen Schwierigkeiten fertigwerden. Aber manchmal gibt es verschiedene Wege, Unvorhergesehenes zu meistern. Vielleicht ist es dann besser, wenn einer da ist, der – nun, sagen wir – in anderen Dimensionen zu denken gelernt hat. Außerdem würden sie sich vielleicht etwas verlassen fühlen, so fern der Heimat. Da weiß man dann nie, wer wann durchdreht.«

»Ich weiß, ich sträube mich ja auch nur pro forma, aus Wut, wenn du willst, daß ich mich allein für diese Expedition stark gemacht habe.«

»Du wolltest sie selbständig durchführen, und das finde ich absolut in Ordnung. Auf Atlantis pflegen die Könige – und ihre Beauftragten – jung anzufangen, habe ich mir sagen lassen. Die Alten wirken im Hintergrund. Ich nehme dieses Recht – oder diese Pflicht – jetzt in Anspruch.«

»Ich kann leider nichts dagegen einwenden. Du nimmst die >Esperanza<?«

»Richtig. Und den Ersten Steuermann der >Alin<. Er scheint der beste Seemann unter unseren jungen Leuten zu sein.«

»Er ist auch sonst einer der Besten. Weißt du, daß er >Ersatzkandidat< war, bevor wir nach Atlantis kamen? Altan hat mir mal erzählt, daß der Junge >von den Göttern< für die engere Wahl vorgesehen war, wenn Altan und Alin aus irgendeinem Grund ausfallen sollten.«

»Sieh mal einer an. Da habe ich aber eine gute Wahl getroffen. Wundert mich eigentlich, daß er nicht Kapitän wurde. Mir ist er jedenfalls erst während der Reise aufgefallen, als ich ein paarmal auf der >Alin< mitfuhr. Haben wir da etwas übersehen?«

»Ich glaube nicht. Er hat sich ganz offensichtlich während der Ausbildung bewußt zurückgehalten.«

»Das ist entweder sehr raffiniert oder sehr klug. Spricht dafür, daß er auf eine noch bessere Chance wartet. Ich würde ihn dir für später empfehlen. Gute Leute sind immer selten.«

»Schon vorgemerkt«, grinste Micky. »Und wie du bemerkt hast, habe ich mich schon frühzeitig über ihn informiert.«

»Und ich werde ihn jetzt – auf meiner >Urlaubsreise< – gründlich testen. Möglicherweise auch ein bißchen rannehmen.«

»Wohin willst du? Ins Ebro-Delta?«

»Das hatte ich ursprünglich vor – einfach die Küste entlang –, habe es mir aber doch anders überlegt. Was wir in den Höhlen fanden, war nicht sehr ermutigend, jedenfalls an dem gemessen, was wir uns erhofft hatten. Auch wenn wir jetzt Kontakte anbahnen, kann sich kaum etwas daraus entwickeln. Ich fürchte, man würde uns einfach wieder vergessen, wenn wir abreisen. Und die Atlantier stehen in der Entwicklung zu hoch über diesen Höhlenbewohnern. Das paßt nicht zusammen, jedenfalls meiner Ansicht nach. Und ich glaube nicht, daß es weiter nördlich besser aussieht. Nein, ich gehe nach Osten.«

»Ich verstehe, Plato, Solon und die ägyptischen Priester?«

»Noch nicht. Aber die Basis dafür kann ich vielleicht legen; ich schätze, irgendwo im Nildelta. Und das kann ich auch zeitlich noch schaffen. In vier bis fünf Wochen will ich zurück sein. Die Völkerschaften noch weiter im Osten – soweit vorhanden – sind mir zu weit und zu unsicher. Mir fehlt da die geschichtliche Kontinuität. Wobei das >mir< gleich doppelt gilt, denn einmal weiß ich viel zuwenig darüber, zum anderen gab es da zuviel Aufstieg und Niedergang. Die Spuren waren jedenfalls zu unserer Zeit schon verweht. Bleibt also Ägypten, ein Reich, das Jahrtausende überdauerte.«

»Also doch Plato«, bestätigte Micky. »Aber vier bis fünf Wochen... Nun ja, wir brauchen hier mindestens sechs.«

»Warte nicht auf uns, wenn du fertig bist. Bedenke, daß die Besatzung auch mal wieder nach Hause will. Dann könntest du Schwierigkeiten bekommen. Eine Meuterei bricht – auch bei so ausgesuchten Leuten, wie wir sie hier haben – aus einer Augenblicksstimmung heraus aus. Das kannst du nicht riskieren. Nicht mit diesen jungen Leuten, die bekanntlich noch einiges leisten sollen. Das wäre ein Schaden, der kaum wieder zu repa-

rieren wäre.«

»Ohne euch brechen wir nicht auf, kommt gar nicht in Frage«, entschied Micky kategorisch.

»Sei nicht dämlich. Wenn wir in sechs Wochen nicht zurück sind, kommen wir in sieben oder acht auch nicht mehr. Dann haben wir eben Pech gehabt.«

»Und was sage ich dann Mutter, wenn ich ohne dich heimkomme?«

»Die Wahrheit natürlich, was denn sonst? Verdammt noch mal, du hast jetzt eine andere Verantwortung und andere Pflichten als uns gegenüber. Außerdem kannst du sicher sein, daß ich alles dransetzen werde, um rechtzeitig zurückzukommen und nicht zum zweiten Mal als verschollen zu gelten. Einmal hat mir gereicht.«

Es paßte ihm nicht, das war ihm deutlich anzusehen. Er wußte aber auch, daß eine Diskussion zwecklos war. Ich versuchte, ihn auf andere Gedanken zu bringen:

»Übrigens, es könnte hier noch mehr als nur Eisenerz geben: Blei oder Zink vielleicht; Kupfer auch, aber davon gibt es auf Atlantis genug. Und in Nordafrika, ziemlich genau hier gegenüber, findet ihr Phosphate, wichtig als Dünger, wenn die Landwirtschaft auf Atlantis ihn brauchen sollte. Merk dir das für spätere Expeditionen.«

»Das erkenne ich doch gar nicht. Nein, darum kümmerst du dich!«

»Kommt nicht in Frage. Dies war meine letzte Reise, jedenfalls nach Osten.«

Ich wollte mich schon verabschieden, da fiel mir noch etwas ein. »Übrigens habe ich mir auf alle Fälle Logbuch und Seekarte kopiert. Und wenn dir in der Kapitänskajüte ein paar Eselshäute für Pergament fehlen, dann brauchst du sie nicht zu suchen, sie sind bei mir auf der >Esperanza<. Eine Mittelmeerkarte, jedenfalls ein Ersatz dafür, könnte mal gebraucht werden. Also denn, machen wir's kurz. In vier bis fünf Wochen!«

Damit ließ ich ihn stehen, winkte Itlan, dem Steuermann, und marschierte mit ihm zur Küste.

Die >Esperanza II< war ein Prachtstück. Sie nahm jeden, auch den leisesten Windhauch mit und war doch höchst stabil. Ich bin überzeugt, sie hätte es auch mit den modernen superleichten Kunststoffkatamaranen aufgenommen. Ihr Vorteil war, daß sie bei aller Leichtigkeit eine ziemliche Robustheit aufwies und darüber hinaus genügend Stauraum für Itlan und mich und unsere Ausrüstung bot.

Da wir noch dazu recht günstigen Wind bekamen, gewannen wir unserem Zeitplan Stunde um Stunde ab. Wenn ich mich recht erinnere, schwenkten wir schon irgendwann am elften oder zwölften Tag ins Nildelta ein und fuhren dann voller Erwartungen flußaufwärts.

Wir hielten fleißig Ausschau nach Ansiedlungen an den Ufern. Selbstverständlich erwartete ich nicht, bereits Theben oder Luxor zu finden. Deren Blütezeit mußte meiner Schätzung nach erst kommen. Aber irgendeinen Ort von etwas höherer Organisation hoffte ich schon jetzt vorzufinden. Und wo sonst, wenn nicht an den Ufern eines der mächtigsten Ströme der Welt, der sich in den folgenden Jahrtausenden als geradezu lebensspendend für Ägypten erweisen würde? Das mußte sich bereits jetzt anbahnen, auch wenn ich mich erinnerte, daß höherstehende Kulturen zu dieser Zeit eher am Euphrat und Tigris, vielleicht auch im Industal zu finden waren. Aber immer an demselben Ort. kurz: Wir hatten Erfolg. Wir fanden nicht nur eine Stadt, sofern diese Bezeichnung anwendbar war; wir fanden auch diejenigen, mit denen wir sprechen wollten. Und wir hatten auch sehr viel Glück, denn der erste, der uns begegnete, war eine Art Priester, ein >Gebildetem also. Genauer gesagt, man führte uns zu ihm.

Die Verständigung war allerdings etwas schwierig. Es dauerte einige Tage, bis wir >ins Gespräch< kamen. Gerade deshalb

war es aber unser Glück, einen – noch dazu sehr vernünftigen und überhaupt nicht dogmatisch-fanatischen – Priester zu treffen, dem unsere Fremdartigkeit zu denken gab und der deshalb auch die geduldige Toleranz aufbrachte zu warten, bis ein Kontakt zwischen uns möglich wurde.

Es wurde natürlich nicht viel mehr als ein erster Kontakt, die Anbahnung eines Gesprächs, das wohl erst sehr viel später in Gang kommen konnte. Fürs erste reichte es aber. Und nur deswegen waren wir auch gekommen. Um es recht hochtrabend zu sagen: Unsere zwei Kulturen sollten sich zunächst nur berühren. Irgendwo sollte hier am Nil die Erinnerung bleiben, daß es uns, sprich Atlantis, gab und daß wir später irgendwann wiederkommen würden.

Denn dies mußte ja, mindestens einmal, passieren. So-Ions beziehungsweise Platos Schilderung von Atlantis war sehr exakt, sehr konkret. Mag sein, daß er seine Ideale mit einflocht; mag sein, daß er stellenweise fabulierte; mag vor allem sein, daß er auch seiner Zeit einen Tribut zollte, insbesondere was die Entstehung und die mythologische Basis seiner Atlantis-Beschreibung anlangt. Aber einen konkreten Anstoß zu seiner Schilderung mußte er irgendwie bekommen haben. Und den konnten wir ihm liefern, jetzt im Ansatz, später, nach Generationen vielleicht, ausführlicher.

Es gab in der für mich noch wenig faßbaren Geisteswelt von Atlantis Dinge, Erscheinungen, Haltungen, die mich immer wieder an die klassische Antike erinnerten. So mancher Ausspruch Alotls, mancher Gedanke oder manche Einstellung zu Problemen des Lebens gemahnten lebhaft an diesen oder jenen antiken Philosophen.

Möglicherweise griffen die >alten Herren<, wie wir sie in der Schule spöttisch nannten, auf Erkenntnisse und Einsichten von Denkern dieser vorägyptischen Epoche zurück, die ihnen auf irgendeine Weise überliefert wurden.

Selbstverständlich hatten die Ägypter, mit denen wir zusammentrafen, recht wenig mit jenem >Alten Ägypten< zu tun, das uns als >Ägyptisches Reich< oder die >beiden Königreiche

bekannt war. Diese Menschen waren die Ahnen der Pharaonen. Hier spürte man auch noch geistige Regsamkeit, die später in den Hochkulturen längst erstarrt war, wenn nicht mehr die Priester Träger des Intellekts waren, sondern die Priesterschaft als Klasse die Macht repräsentierte.

Es ist wohl immer so in der Geschichte: Da entsteht irgendwann, aus welchen Gründen auch immer, eine Idee, wird zur Strömung, wächst zur Bewegung. Diese Bewegung drängt nach der Macht und bedient sich dabei aller greifbaren Mittel, auch der nackten Gewalt. Hat sie dann schließlich die Macht errungen, muß sie darauf achten, sie auch zu behalten. Deshalb unterdrückt das System alle andersartigen, alle »andersgläubigem Regungen und Bewegungen, im weltlichen Bereich mit Hilfe des Staatsapparats, im geistigen Bereich mit Hilfe der Priesterschaft, obwohl das herrschende System selbst nicht selten der Geistlichkeit – im weitesten Sinne des Wortes – seinen Ursprung verdankt. Die Formen erstarren allmählich, geistige Regsamkeit stirbt ab. Bis dann – wiederum folgerichtig – als Reaktion eine neue Strömung aufkommt. Ist sie stark genug, das heißt, findet sie genügend Unterstützung (egal, ob von innen oder von außen), beginnt das Spiel von neuem.

Beispiele für diese Entwicklung findet man in der Geschichte in Hülle und Fülle. Und irgendwie hatte ich den Eindruck, daß wir hier im Nildelta den Ursprung einer solchen Entwicklung miterlebten.

Mit jenen Priestern (man könnte sie auch Schamanen, Medizinmänner, Lehrer oder ähnlich nennen, so genau war die >Funktionsbezeichnung< nicht zu ermitteln) führten wir allerdings keine langen und tiefgründigen Gespräche, die uns diese Erkenntnisse vermittelten. Allein die sprachlichen Verständigungsprobleme beschränkten unsere >Unterhaltungen< oft nur auf einzelne Sätze oder Begriffe. Aber gerade weil beide Seiten Sprachschwierigkeiten hatten, mußten wir zu Gleichnissen aus dem täglichen Leben greifen. Ein Gleichnis kann aber nur dann formuliert werden, wenn die intellektuelle Vorarbeit getan ist. Nun, hier war ganz offensichtlich intellektuelle Vorarbeit ge-

leistet worden. Soviel jedenfalls, daß sie auch mir auffiel. Und es schien mir ziemlich sicher, daß – um auf das Thema zurückzukommen – die >alten Herren< auf einem mir unbekanntem Weg einmal davon profitieren würden. Dann aber konnten wir – Itlan und ich – vielleicht noch etwas beisteuern.

Mir war klar, daß es ein sehr mutwilliges und gefährliches Spielchen war, das ich trieb. Schließlich versuchte ich nichts anderes, als in Kenntnis oder gar vermeintlicher Kenntnis der Wirkung nachträglich die Ursache herzustellen. Eine Verhöhnung der Naturgesetze sozusagen. War aber unser Zeitexil nicht auch eine Verhöhnung der Naturgesetze?

Das hört sich jetzt so an, als hätte ich mir eine besondere Funktion zugelegt und munter drauflos >Schöpfung< betrieben. Das war ganz bestimmt nicht der Fall. Im Gegenteil, ich hatte dabei geradezu irrsinnige Angst. Schon deswegen, weil mir so furchtbar viele Kenntnisse fehlten. Darum versuchte ich immer nur das zu tun oder zu sagen, was meinen Geschichtskennntnissen nach spätere Entwicklungen und Ereignisse auch bestätigten. Ich ließ einfach – möglichst unbedeutende – Fakten wirken, nach dem Motto: Wenn meine Grundannahme stimmt, wird sie >richtig< weiterwirken; stimmt sie nicht, kann nicht viel Schlimmes passieren, weil die Gesetzmäßigkeit der Entwicklung die so entstandene Unkorrektheit von selbst ausmerzt.

So schob ich auch immer wieder Itlan in den Vordergrund und tat selbst ein bißchen geheimnisvoll. Itlan konnte meiner Meinung nach nicht viel falsch machen, weil er ja ahnungslos war. Trotzdem war er intelligent genug, um sich über dieses oder jenes Gedanken zu machen und dadurch – wohl oft unbeußt – den richtigen Weg einzuschlagen.

Außerdem bemerkte ich, daß er sich viel schneller mit unseren Gastgebern verständigen konnte als ich, der ich mir doch einiges auf meine Fähigkeit einbildete, Fremdsprachen sehr leicht zu lernen. So mancher Ausdruck kam ihm wie selbstverständlich von den Lippen, so manches Wort kannten die Ägypter offensichtlich nicht und verstanden es doch sofort. Ob es da in grauer Vorzeit vielleicht gemeinsame Wurzeln gab?

Die Zeit verging im Fluge. Als ich eines Abends mit Itlan in unsere Hütte zurückkam, stellten wir mit Entsetzen fest, daß wir unserem Zeitplan fast eine Woche nachhinkten. So brachen wir denn gleich am nächsten Tag etwas überstürzt zur Rückfahrt auf.

Nilabwärts ging es flott; Strömung und Wind halfen uns. Schlimm wurde es aber, als wir wieder die offene See erreichten. Der Wind ließ uns im Stich, so daß wir die Küste entlangschippern mußten, um selbst die kaum ergiebigen Luftströmungen auszunutzen, die durch den Wärmeaustausch zwischen Festland und Meer entstanden. Das kostete Zeit und erforderte vor allem nachts höchste Aufmerksamkeit. Wir konnten es uns nicht leisten, abends anzulegen. An Land gingen wir nur noch, um uns mit frischem Wasser und frischen Nahrungsmitteln zu versorgen.

Um es kurz zu machen: Wir kamen zu spät. Micky war mit seiner Flotte bereits eine Woche zuvor aufgebrochen. Ich konnte mir vorstellen, wie schwer ihm das gefallen war. Aber natürlich hatte er richtig gehandelt. Wir fanden eine Mitteilung, die er uns im >toten Briefkasten< hinterlassen hatte:

Wir haben vier Tage über die Zeit gewartet; ich sehe aber ein, daß ich nicht länger zögern darf. Entweder ist Euch etwas passiert, dann kann ich Euch jetzt nicht mehr helfen; wo sollte ich Euch auch suchen? Oder Ihr habt Euch nur verspätet, dann könnt Ihr uns vielleicht noch einholen. Die >Esperanza< ist ja sehr schnell. Für uns wird der Wind immer schlechter; wir müssen los. Oben in den verlassenen Höhlen haben wir ein paar Vorräte für Euch eingelagert. Viel Glück!

Und dann noch ein Nachsatz, nur für mich bestimmt: Beeilt Euch! Du weißt, daß Mutter in solchen Fällen sauer werden kann!

Ich mußte grinsen. Micky hatte seine eigene Art, seiner Sorge Ausdruck zu verleihen.

Man konnte mein Lächeln nicht verstehen, das sah ich ihm an. Deshalb sagte ich: »Das war sehr vernünftig. Er hätte sogar noch früher aufbrechen sollen.«

»Warum?« Er war sichtlich enttäuscht und fühlte sich verlassen.

»Überleg doch: Auch auf Atlantis wartet man auf die Rückkehr der Expedition. Man weiß, wann sie etwa zurückkommen sollte. Soll Micky, nur weil wir zwei uns verspätet haben, bei so vielen Familien Unsicherheit, vielleicht verfrühte Trauer heraufbeschwören? Das darf er nicht. Außerdem ist er für die Expedition – insbesondere auch für ihre Sicherheit – verantwortlich. Ihre Aufgabe war hier beendet, die Männer hatten nichts mehr zu tun. Das ist immer gefährlich, auch wenn wir eine gute und moralisch hochstehende Mannschaft haben. Warten ist zermürend. Besonders dann, wenn man annehmen muß, daß es zwecklos ist. Und wir waren bereits lange überfällig. Man nahm also an, daß wir verunglückt sind. Die Mannschaften hätten sehr bald gemerkt, daß jede Arbeit, mit der man sie betrauen würde, nur Beschäftigungstherapie zur Überbrückung der Wartezeit wäre.«

»Sie hätten ja Erz auf Vorrat fördern können, für die nächste Expedition, die es dann leichter hätte.«

»Auch das erscheint mir sinnlos, denn wir werden kaum an diesen Ort zurückkehren. Weiter westlich, hinter dem großen Felsen am Meer, den wir Gibraltar oder auch Säulen des Herkules nannten, dürften ebenfalls ergiebige Vorkommen lagern, noch dazu viel näher an Atlantis!«

»Aber dann verstehe ich nicht, warum wir bis hierher...« Er schwieg, und ich sah, wie intensiv er nachdachte. Dann fuhr er langsam fort: »Soll ich das so verstehen, daß die Expedition eigentlich nur deswegen bis hierher gefahren ist, damit wir beide es dann leichter haben?« Man hörte Gras wachsen.

»Vielleicht.« Ich blieb unbestimmt. »Teilweise. Wir hätten unter Umständen gar nicht nach Ägypten segeln müssen und

unsere Aufgabe hier erfüllen können. Leider erlaubten es uns die Menschen hier nicht. Sie sind vor uns geflohen, wie du weißt. Also mußten wir weiter.«

Man überlegte. »Die Expedition war also von vornherein nicht nur auf Erzsuche aus...«

»Nicht nur, sondern auch. Man kann es so sehen. Unser Ausflug nach Ägypten war natürlich nicht geplant, sondern nur eine Möglichkeit, die ich mal ins Auge gefaßt hatte.«

»Aber warum? Warum war es notwendig, andere Menschen zu suchen?«

»Notwendig? Sagen wir wünschenswert. Von anderen kann man immer etwas lernen. Und wir sind zur Ansicht gekommen – Alotl, Altan, Micky und ich –, daß es an der Zeit ist, daß Atlantis Neues lernt. Du hast sicher bemerkt, daß das friedliche Leben in unserem Land in der letzten Zeit etwas durcheinandergeraten war.«

»Seit du und die Deinen bei uns sind.« Das war kein Vorwurf, eine Feststellung.

»Auch. Obwohl ich der Meinung bin, daß uns nur ein Teil der Schuld trifft. Wir konnten nicht viel dagegen tun. Irgendwann wäre es übrigens sowieso soweit gekommen.«

»Ihr habt viel Neues gebracht.« Er nickte verständnisvoll, anerkennend. Es war wieder eine Feststellung. »Wir haben seit der Zeit wirklich viel gelernt. Vieles ist anders geworden, besser.«

Er unterbrach sich, überlegte. »Manches macht auch Schwierigkeiten, man muß sich gewöhnen, weil es so anders ist.«

»Tja, aber ändern kann man daran kaum etwas. So ist eben das Leben.« Dann kam ich auf die aktuelle Situation zurück. »Ich schlage vor, wir legen nach dem Gewaltmarsch der letzten Tage und Nächte einen Ruhetag ein. Die >Esperanza< muß auch überholt werden, damit sie klar ist, wenn wir allein über den Ozean segeln. Das wird nämlich ganz bestimmt kein Kinderspiel.«

Itlan hatte nichts einzuwenden. Im Gegenteil, er freute sich auf den freien Tag. Die letzten Wochen hatten uns beide sehr

mitgenommen, das fühlten wir besonders stark, nachdem sich zeigte, daß unsere Anstrengungen vergeblich gewesen waren, die Flotte noch vor ihrer Abfahrt zu erreichen.

Natürlich war unsere erste Regung, sofort weiterzusegeln, um die Flottille einzuholen. Micky hatte ja so etwas auch vorausgesetzt. Aber es blieb nur bei der Regung. Wir waren viel zu erschöpft, um uns nochmals zu einem >Gewaltmarsch <, noch dazu von unbestimmter Dauer, aufzuraffen. Denn daß wir Micky mit seinem Vorsprung noch einholen könnten, war kaum anzunehmen. Also spielte ein Tag mehr oder weniger auch keine Rolle mehr.

So schiefen wir uns wieder einmal aus. Dann nahmen wir uns die >Esperanza< vor, und schließlich vergaßen wir auch uns selbst nicht – ein bißchen Pflege tat uns not. Schließlich holten wir die von Micky bereitgelegten Vorräte an Dörr- und Rauchfleisch sowie Frischobst und einigem wilden Gemüse an Bord und sammelten ein paar Geräte ein, die die Expedition beim Aufbruch vergessen hatte.

Wir unternahmen noch einen kleinen Jagdausflug und sahen noch einmal nach, ob die Bewohner der Höhlen vielleicht zurückgekehrt waren. Und so wurde es Abend des zweiten Tages, als wir endlich aufbrechen konnten. Schon wollten wir uns noch eine Nacht gönnen; aber der Wind, der um diese Zeit immer aufkam, bewog uns, die Gelegenheit zu nutzen und gleich in See zu stechen.

Wir segelten die Nacht hindurch, um soviel wie möglich hinter uns zu bringen, hätte aber auch bis zum nächsten Morgen warten können. Der Wind hielt sich. Vielleicht war auch das Jahr schon weiter fortgeschritten, als ich dachte. Jedenfalls kamen wir auch tagsüber ganz gut voran, passierten schon am dritten Morgen die Meerenge von Gibraltar und hielten nach Südwest.

Der Kuckuck weiß, wo wir den Fehler machten. Schuld war natürlich dieser widerliche steife West, den wir zwei Tage später bekamen, als wir von der afrikanischen Küste abdrehen wollten. Wir mußten kreuzen.

Das war nicht nur viel Arbeit, das bedeutete auch, höllisch aufzupassen und immer wieder genau zu messen, damit wir nicht vom Kurs abkamen.

Trotzdem kamen wir ab. Vielleicht hatten wir einmal oder gar mehrere Male zu weit ausgeholt, vielleicht hatten wir sonst falsch navigiert, denn nicht immer konnten wir uns der Wolken wegen genau orientieren.

Nach drei Wochen verdichtete sich der böse Verdacht, daß wir Atlantis verpaßt hatten, zur Gewißheit. Wir waren mutterseelenallein im weiten Ozean und hatten keine Ahnung, wo wir unseren Heimathafen zu suchen hatten. Eine Standortbestimmung ohne Geräte war natürlich nicht möglich. (Das ist eine billige Ausrede, ich hätte damit sowieso nichts anzufangen gewußt.) Hinzu kam, daß eine so riesige Wasserfläche von der Kommandobrücke eines Ozeanliners anders aussah als von einem niedrigbordigen kleinen Katamaran. Die Sicht betrug kaum ein paar Dutzend Meter, auch wenn man den Mast hochkletterte. Und wenn das Meer noch dazu unruhig war...

Unsere Lage war uns eigentlich erst bewußt geworden, als sich der Wind beruhigt und dann gedreht hatte. Zuvor hatten wir nicht viel Zeit zum Nachdenken. Erst jetzt, als das Meer ruhiger wurde und wir eigentlich direkt >auf Kurs< gehen konnten, wachten wir sozusagen auf.

Zuerst wollten wir es gar nicht wahrhaben. Als aber kein Zweifel mehr möglich war, hätten wir fast die Nerven verloren.

Wir fanden ein Mittel gegen den Wahnsinn – Arbeit. Wir machten Bestandsaufnahme: Lebensmittel, Wasser, Bootszustand. Letzterer ließ sich verbessern – es bedurfte nur einiger

kleiner Reparaturen an der Takelage. Wegen der Lebensmittel brauchten wir uns ebenfalls keine großen Sorgen zu machen. Es war noch einiges vorhanden, außerdem brauchten wir nur die Angelschnüre auszuwerfen; irgend etwas biß immer an. Mit dem Wasser sah es nicht so günstig aus. Bei strenger Rationierung könnten wir aber noch eine Reihe von Tagen durchhalten. Vielleicht würde es auch einmal regnen. Außerdem behauptete einmal jemand (ich glaube, es war Thor Heyerdahl), man könne den Durst auch durch Aussaugen roher Fische stillen.

Die Bilanz war also nicht ganz so schlecht. Immerhin ein Trost, der uns half, das Hauptproblem sachlicher anzugehen, nämlich die schlichte Frage: Was nun?

Itlan war die Antwort klar. Er sagte es auch: »Umkehren und einen zweiten Anlauf nehmen!«

Auf den ersten Blick klang das sehr vernünftig. Atlantis hier im weiten Meer zu suchen, das schied ganz sicher von vornherein aus. Die berühmte Nadel im Heuhaufen wäre bestimmt leichter zu finden gewesen. Ich gab das auch unumwunden zu. Gegen Itlans Vorschlag hatte ich allerdings einiges einzuwenden.

»Bedenke, daß wir jetzt, nachdem der Wind gedreht hat, wieder kreuzen müßten, vielleicht wochenlang. Und es ist nicht auszuschließen, daß uns dabei der gleiche Fehler nochmal unterläuft. Er könnte sich – Pech ist eine Gesetzmäßigkeit – zu dem bereits begangenen Fehler hinzuaddieren. Ich wage gar nicht daran zu denken, daß wir ganz zufällig auch noch die afrikanische Südspitze verpassen könnten, so unmöglich das auch auf den ersten Blick erscheint. Und dann weiß ich wirklich nicht weiter...«

Mir wurde bewußt, daß ich Itlan erst erklären mußte, daß auch der Riesenkontinent Afrika eigentlich nur eine Insel sei und dahinter wieder Ozean komme. Dann brachte ich meinen Gegenvorschlag vor: »Weißt du was? Wir segeln auf dem gleichen Kurs einfach weiter westwärts...«

»Aber du selbst meinst doch, daß wir Atlantis bereits irgendwo hinter uns suchen müßten...«Itlan bekam es langsam mit

der Angst.

»Stimmt. Nicht immer ist aber der gerade Weg wirklich der kürzeste. Manchmal muß man Umwege machen.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Gleich wirst du verstehen. Auch im Westen gibt es nämlich einen großen Kontinent, ein riesiges Land. So riesig und vor allem so langgestreckt quer zu unserem Kurs, daß wir es wirklich nicht verfehlen können. Ich würde das sehr bald erkennen.«

Ich war froh, daß Itlan nicht fragte, wie ich das erkennen würde; ich wäre im Moment nicht in der Lage gewesen, einen stundenlangen Vortrag über die Erde als Kugel und die daraus resultierenden klimatischen Probleme zu halten. So fuhr ich schnell fort, bevor er noch Luft holen konnte: »Wenn wir dieses Land erreichen, nennen wir es einmal Amerika, glaube ich von dort aus den Heimweg finden zu können.«

»Warst du schon einmal dort?«

»Nein, ich habe nur davon gehört. Aber ich werde nach einigem Suchen wissen, welchen Kurs wir für den Rückweg nach Atlantis nehmen müssen. So haben wir es doch auch zusammen mit Micky gemacht, als wir die afrikanische Westküste erreicht hatten, die wir nie zuvor gesehen hatten.« Ich versuchte ihm Mut zu machen.

Man war noch nicht zufrieden. »Du hast einmal erzählt, daß euch ein Sturm nach Atlantis getrieben hat, daß ihr zuvor gar nicht wußtet, wo es liegt. Als wir mit unseren drei Schiffen losfuhren, habt ihr – du und Micky – unseren Weg genau aufgeschrieben, damit ihr wieder zurückfändet. Ich habe euch genau beobachtet. Wie willst du Atlantis von einem weiteren fremden Land aus finden?«

Das war der wunde Punkt, ich gab es auch zu. »Du hast natürlich recht. Auch wenn wir Amerika erreichen, sind wir noch nicht gerettet. Ich weiß auch dann nicht genau, wo Atlantis liegt. Aber ich kann einen ganz bestimmten Punkt in Amerika suchen – nennen wir ihn Florida –, von wo aus wir Atlantis mit einiger Sicherheit ansteuern könnten. Ich weiß nämlich zufällig, daß er ziemlich genau jenem Punkt gegenüberliegt, an dem wir

die afrikanische Küste erreicht hatten. Und Atlantis muß dazwischen liegen.«

»Aber wie willst du diesen Florida-Punkt in einem Land suchen, in dem du noch nie warst, und wobei du gar nicht weißt, an welcher Stelle du ankommst?«

Der junge Mann dachte streng logisch und hatte die unangenehme Eigenschaft, alle Schwachstellen herauszufinden. Wie sollte ich ihm erklären, daß ich – wie Kolumbus wohl – eigentlich nur einer vagen Vorstellung nachging? Und daß mein einziger Vorteil nur darin beruhte, daß ich die groben Umrisse der Kontinente im Kopf hatte und daß es vor allem schon einer – in einer nicht unähnlichen Situation – vor mir geschafft hatte?

Ich mußte an sein Vertrauen in mich appellieren. »Glaub mir, es ist so, und es ist unsere einzige Chance. Ich will gar nicht verhehlen, daß wir Wochen, Monate sogar, unterwegs sein werden. Aber ich bringe uns heim, das kann ich dir versprechen.«

Nun, er vertraute mir schließlich. Es blieb ihm – und uns – auch keine andere Wahl. Uns – da wir buchstäblich in einem Boot saßen.

So furchtbar aussichtslos war übrigens unsere Lage auch wieder nicht. Ich hatte den Eindruck, daß wir nach Süden abgetrieben waren. Es war nur ein Eindruck, durch nichts untermauert als durch die Temperaturen, die momentan herrschten. Wären wir bei dieser oder jener Kehre beim Kreuzen zu weit nach Norden ausgeschert, hätte es – so meine Ansicht – wesentlich kühler werden müssen, wir mußten ja bereits Herbst haben.

Andererseits konnten wir nach Süden nicht weiter abgetrieben worden sein als über die östlichste Spitze von Südamerika hinaus, etwa bei Recife. Stimmte diese Annahme, und das würde sich ja zeigen, sobald wir auf Land stießen, so brauchten wir nur noch stur nach Nordwesten zu steuern, immer die Küste entlang, bis wir einen Punkt erreichten, wo es nicht mehr weiterging. Und von da aus mußten wir nur noch die Küste backbord im Auge behalten, bis wir nach einem – zugegeben, riesigen – Bogen die Südspitze von Florida erreichten. Und die war

für mich wichtig, wie ich Man schon erklärt hatte. Es würde doch mit dem Teufel zugehen, wenn ich sie nicht erkennen würde. Sicher war das nur ein grober Anhaltspunkt, aber immerhin... Und auf meine Geographie-Kenntnisse bildete ich mir etwas ein.

Eigentlich konnte nichts schiefgehen. Höchstens, wir waren ganz woanders, als ich glaubte, südlicher oder nördlicher. Das war natürlich nicht auszuschließen, müßte aber relativ bald zu erkennen sein. Spätestens beim ersten Eisberg, grinste ich ein bißchen sarkastisch in mich hinein...

## 35

Wo genau wir die amerikanische Küste erreichten, weiß ich bis heute nicht. Guayana, Venezuela vielleicht...

Itlan schien jedenfalls sehr erleichtert, als ich ihn eines Vormittags aus der Kojе holte, wo er nach der Nachtwache schlief. »Land in Sicht!«

Es war aber auch schon höchste Zeit. Unser Wasser war kaum mehr genießbar und stank geradezu bestialisch. Und auf frisches Obst freuten wir uns natürlich auch.

Beides – Wasser und Obst – fanden wir bald, nachdem wir gelandet waren. Wir machten auch, mit der größten Vorsicht natürlich, einen kleinen Jagdstreifzug und erlegten irgendwelche Vögel, so daß wir endlich wieder einmal frische Kost zu uns nehmen konnten. Aber auf einen ausgedehnteren Erkundungsgang ins Landesinnere verzichteten wir. Mehr Erkenntnisse für die Lagebestimmung brächte das kaum; eine Begegnung mit Menschen hielt ich in diesen Regionen für kaum wahrscheinlich. Außerdem trieb uns die Sicherheit weiter, daß wir auf dem richtigen Weg waren. So brachen wir denn auch nach einer kurzen Rast wieder auf – diesmal mit Nordwestkurs. Ein anderer Kurs war gar nicht möglich, die Küste wies genau diesen Verlauf auf. Und die Gegenrichtung war für uns uninter-

ressant. Deshalb meine Vermutung, daß dies Guayana war. Brasilien war natürlich auch möglich.

Jedenfalls segelten wir die Küste entlang, und ich begann wieder sorgfältig eine Karte zu zeichnen. Vielleicht würde man sie einmal brauchen.

Wir schipperten gemächlich dahin. Denn sobald wir uns auf dem richtigen Weg befanden, brauchten wir uns gar nicht so sehr zu beeilen. Denn dieser Weg war wirklich recht weit. Da man uns zu Hause mittlerweile abgeschrieben haben mußte, war es gleichgültig, ob wir einige Tage oder gar Wochen früher oder später zurückkehrten. Wenn überhaupt.

Natürlich trödelten wir nicht unnützlich. Es ging – mir vor allem – darum, Sicherheit darüber zu erlangen, wo wir uns befanden. Deshalb auch die diesmal recht penible Kartenzeichnerlei. Irgendwann mußte die Karte ein Bild ergeben, bei dem es bei mir klicken würde. Selbstverständlich sah meine Karte ganz anders aus als die Konturen der südamerikanischen Nordwestküste, die ich in Erinnerung hatte. Immerhin lagen mindestens zehntausend Jahre dazwischen. Und außerdem sehen die Einzelheiten vor Ort anders aus, als die Mercator-Projektion verraten kann. Aber ich war überzeugt, je länger der abgefahrene und aufgezeichnete Küstenabschnitt wäre, um so größer meine Chance, etwas zu erkennen.

Aus dem Logbuch ersehe ich, daß es fast zehn Tage dauerte, bis wir eine Flußmündung nach der anderen zu passieren begannen. Die Landstriche dazwischen noch sumpfiger, das Klima noch schwüler als bisher! Es konnte sich nur um das Delta eines großen Flusses handeln. In Frage kamen aber gleich zwei von dieser Größenordnung – der Amazonas und der Orinoko. Ich wußte, daß der Amazonas nicht nur erst an der Mündung kilometerbreit war, das traf zwar nicht in gleichem Maße beim Orinoko zu, aber auch der war ein gewaltiger Fluß – für meine Begriffe. Und ich hatte keine Vergleichsmöglichkeiten. Also weiter! Irgendwann mußte etwas auftauchen, das uns weiterhalf.

Es war am zwölften Tag, als wir in eine regelrechte Sackgas-

se gerieten, in eine Bucht, aus der es keinen Ausweg als die Rückkehr gab, denn an ihrem Ende erhoben sich Berge. Das war ganz sicher nicht das Amazonas-Delta. Wir kehrten um.

Dann fiel mir etwas ein: Wenn das Delta, das wir in den letzten Tagen passiert hatten, nicht zum Amazonas gehörte, dann konnte es nur der Orinoko gewesen sein. Und dann mußte hier irgendwo Trinidad liegen. Seltsam, wieviel ein menschliches Gehirn zu speichern fähig ist, um es – scheinbar längst vergessen – bei Bedarf wieder hervorzurufen!

Ich beriet mit Itlan und erklärte ihm die Situation. Wir beschlossen, einige Abstecher in Richtung offene See zu wagen, als wir wieder aus der Bucht heraus waren. Viel konnte eigentlich nicht passieren; die Rückkehr zur Küste würden wir immer schaffen. Wir nahmen uns vor, stets etwa zwei Stunden nach Sonnenaufgang aufzubrechen und nach Sonnenuntergang umzukehren. So wichen wir auch der Gefahr aus, irgendwo – an einer Insel oder am Festland -Schiffbruch zu erleiden.

Erst beim dritten Anlauf hatten wir Erfolg. Ich war ziemlich überzeugt davon, Trinidad erreicht zu haben. Um aber ganz sicherzugehen, beschlossen wir, dieser neuen Küste zu folgen, nachdem wir die Stelle, wo wir auf sie gestoßen waren, recht deutlich markiert hatten. Nach einer Woche vorsichtiger Küstenfahrt fanden wir unsere Landmarke wieder – und hatten natürlich auch die Konturen der Insel auf der Karte. Der Lage und Größe nach mußte es wirklich Trinidad sein.

»Jetzt ist alles klar«, sagte ich. »Von hier aus haben wir allerdings gleich mehrere Möglichkeiten – zum Beispiel: Wir bleiben stur an der Hauptküste, bis wir jene Gegend erreichen, die ich Florida nannte. Das wird Monate dauern, ist aber der sicherste Weg.«

»Monate«, sinnierte Man. »Wir müssen uns aber auch versorgen, unsere persönliche Ausrüstung ist auch nicht mehr in bestem Zustand. Also noch länger. Und das Boot ist nicht mehr so gut wie beim Auslaufen. Wenn wir Sturm bekommen...«

»Der kann hier ganz schön toben«, bestätigte ich, etwas boshaft, gebe ich zu. »Die Gegend im Nordwesten ist bekannt als

Hurrikan-Küche, wo ganze Landstriche verwüstet werden...«

Itlan sah mich an wie immer, wenn er etwas nicht begreifen konnte. »Davon hast du sicher auch wieder gehört oder gelesen.«

Ich lachte. »Stimmt. Sehr oft sogar.«

»Nun ja, ich sage ja nichts mehr«, seufzte er ergeben. »Dieser Sturm könnte schließlich auch unsere Segelausrüstung vernichten.«

»Dieses Risiko müssen wir allerdings auf uns nehmen«, erklärte ich, »weil wir in jedem Fall durch dieses gefährliche Gebiet hindurch müssen. Es sei denn, wir versuchen von hier aus Atlantis direkt zu erreichen. Kurs Ost, mit einer kleinen Abweichung nach Nord, würde ich sagen.«

»Wie klein?«

»Keine Ahnung«, gab ich zu. »Aber bei aller Risikofreudigkeit und Abenteuerlust – diese Route möchte ich nicht wählen. Ich habe sie nur der Vollständigkeit halber erwähnt.«

»Und die anderen Möglichkeiten, von denen du sprachst?«

»Ich sehe zwei. Warte, ich zeichne sie dir auf, dann wirst du besser verstehen.«

Wir hatten die >Esperanza< an den Strand gezogen, weil wir sowieso hier übernachten wollten; ich konnte also im Sand zeichnen. Das war übrigens gar nicht so verkehrt, wie sich herausstellte. Denn mir wurde so manches deutlich, was ich vielleicht sonst nicht bedacht hätte.

So gut ich konnte, zeichnete ich also die Konturen der Karibik in den Sand – und das war gar nicht so einfach. Schon beim Nordrand des südamerikanischen Kontinents, also bei Venezuela, hatte ich Schwierigkeiten. Ich wußte, daß es hier eine Menge Inseln gab, die >unter dem Winde< – aber wo? Ich verzichtete schließlich darauf und deutete sie nur an. Dann kam das Problem des Übergangs zu Mittelamerika, Kolumbien also. Wich die Küste hier südlich ab, um sich dann nach Norden zu wenden, oder war der Übergang quasi nahtlos? Ich wählte den goldenen Mittelweg, was blieb mir übrig? Dann wurde es schon besser – Honduras war eine große Halbinsel, Yucatan ebenfalls,

dann kam der fast kreisrunde Bogen entlang der mexikanischen und texanischen Küste bis hinüber nach Louisiana, Alabama, Georgia und schließlich Florida. Hier kannte ich mich ziemlich gut aus, auf der Karte natürlich (die Gegend war einmal Thema einer Klausurarbeit gewesen).

Jetzt ging es darum, den anderen Rand des Karibischen Meeres zu skizzieren – die Inseln >über dem Wind< und anschließend Puerto Rico, Hispanola und schließlich Kuba. Irgendwo fehlte mir Jamaica; ich konnte mich nicht mehr entsinnen, es lag ein bißchen außerhalb, das wußte ich, ebenso wie die Bahamas. Aber letztere waren sozusagen Florida im Atlantik vorgelagert, das war nicht so problematisch. Aber Jamaica? Offensichtlich irgendwo südlich von Kuba. Ich ließ es kurzerhand aus. Es kam wahrscheinlich nicht so sehr darauf an.

Dann sah ich mir mein Kunstwerk an. Eigentlich gar nicht so übel, dachte ich. Da sich die Westspitze von Kuba zwischen Yucatan und Florida schob, mußte ich ziemlich genau gezeichnet haben. Lage und Proportionen konnten stimmen. Die Karte – so grob sie auch gezeichnet war – könnte brauchbar sein, urteilte ich.

Ich beschloß, sie auf eine der Eselshäute zu übertragen, die wir noch hatten, und erläuterte sie dabei für Itlan.

»So, und nun zu den zwei Möglichkeiten«, fuhr ich fort. »Die eine wäre: Wir segeln hier die Inseln über dem Winde entlang, springen sozusagen von Insel zu Insel, bis wir die Südküste von Kuba erreichen, die wir erkennen müßten, weil es die größte Insel ist, fast schon ein kleiner Kontinent. Ich erkenne sie bestimmt, weil es eine Zeit gab, wo ich mich dafür besonders interessierte«, fügte ich hinzu. Ich übertrieb nicht. In den ersten Jahren nach der Castro-Revolution hatte die Insel schließlich täglich Schlagzeilen gemacht.

»Das scheint ein ziemlich sicherer Weg zu sein«, unterbrach Itlan meine Erinnerungen.

»Sicher?« überlegte ich. »Ja und nein. Inseln sind gewiß Zufluchtsorte bei rauher See; man kann dort aber auch leicht zerschellen. Und sie könnten uns bei ihrer Anzahl in die Irre füh-

ren.«

»Hm, und die andere Möglichkeit ist wohl – wenn wir einmal von der Küstenroute absehen –, uns hier einfach nordwestlich zu halten, bis wir – wieder – auf Kuba stoßen.«

Ich nickte und freute mich, wie schnell er sich orientiert hatte. »So ist es. Bei günstigem, nur mittelstarkem Wind brauchen wir vielleicht zwei oder drei Wochen.«

»Aber ohne die geringste Chance bei Flaute, widrigem Wind oder gar Sturm.«

»Das ist ebenso richtig. Und deshalb möchte ich vorschlagen, die beschwerlichere, sicher auch viel längere Route entlang der Inseln zu nehmen. Sie ist kürzer als der Riesenumweg rund um das Meer, bietet aber trotzdem die Vorteile der Festlandnähe. Die Inseln sind alle bewachsen, fruchtbar, können uns also jederzeit mit frischer Nahrung und Wasser versorgen. Im Notfall sogar mit Baumaterial für ein neues Boot.«

»Vielleicht könnte uns dabei sogar jemand helfen.«

»Kaum. Wenn ich mich nicht irre, sind sie – jetzt jedenfalls – unbewohnt. Wenn es irgendwo Menschen gibt, dann sind sie hier zu finden.« Ich zeigte auf Yucatan. »Oder hier, in Honduras. Vielleicht aber auch südlich im Innern des Kontinents.«

Ich sah Itlan nachdenklich in die Augen. »Merk dir dies, Itlan. Einmal könnte es notwendig werden, diese Menschen zu suchen. Dann bist du der einzige, der schon einmal hier war.«

»Und du.«

»Ich komme nicht mehr in Frage, das weißt du ganz genau.«

»Und Micky?«

»Micky! Ja, ich bin überzeugt davon, daß er jetzt schon für eine solche Expedition rüstet, zumindest plant er sie. Aber ein Mann, der schon hier war, ist dafür viel besser geeignet. Micky, denke ich, wird mitkommen, wenn er kann, egal in welcher Eigenschaft. Aber lassen wir das jetzt!« Ich lenkte die Aufmerksamkeit wieder auf das Nächstliegende.

»Ich glaube, wir sollten wirklich die Insel-Route nehmen. Schon deshalb, weil es irgendwann Herbst wird. Die Winde sind unbeständig geworden. Da ist es in der Nähe von festem Land

sicherer.«

Mir fiel das jetzt erst ein. Erst in den letzten Wochen hatten wir den Passat erwischt; er mußte also begonnen haben, sich nach Norden zu verlagern. Das war aber auch günstig für unsere spätere Heimreise mit Ostkurs, weil wir dann die südlichen Ausläufer der Gegenströmung vielleicht schon nutzen konnten.

Aber bis dahin war es noch ein paar Wochen Zeit. Erst mußten wir unseren >Absprungpunkt< Florida finden. Wir brachen also nach Norden auf, um die Nordküste von Trinidad zu erreichen. Hier wurde es wichtig, den richtigen Kurs zu finden und zu halten. Ich hatte gewaltige Bedenken. Schließlich war ich gar nicht so sicher, daß die Inseln schon in der Form existierten, wie ich sie in Erinnerung hatte. Immerhin hatten sie ja nach meiner Schätzung mindestens zehntausend Jahre Zeit, sich zu verändern – oder sogar erst zu entstehen. Das war der eine Punkt. Der andere betraf natürlich den Kurs selbst. Ich hielt stur Nord für richtig, wobei ich mit einer Abdrift durch den Passat nach Westen zu rechnen hatte. Schlimmstenfalls mußten wir umkehren und einen zweiten Anlauf von der südamerikanischen Nordküste aus unternehmen. Oder doch auf die Küstenroute zurückgreifen...

## 36

Ich will es kurz machen. Laut Logbuch sichteten wir noch am selben Tag ziemlich weit backbord voraus Land. Die Abdrift war also nicht sehr stark gewesen. Wir hielten darauf zu, denn es wurde Abend, und wir hatten uns schon Sorgen gemacht, wie wir die Nacht in diesen Gewässern heil überstehen sollten.

Dann kam eine Insel nach der anderen; der Wind blies beständig von Ost bis Nordost. Ich war riesig stolz auf mich selbst, denn als ich nach einigen Tagen die bereits absolvierte Route mit meiner Karibik-Skizze verglich, zeigte sich, daß ich damit gar nicht so sehr falsch gelegen hatte...

Man frage mich nicht, wie die Inseln hießen, die wir besuchten oder nur passierten, je nach Tageszeit. Ich wußte nur, daß es hier ein Martinique, ein Barbados, ein Guadeloupe, ein St. Kitts und Nevis und dann natürlich auch die Virgin-Islands, die Inseln der Elftausend Jungfrauen, geben mußte. Ich hatte als Junge eine sehr eindrucksvolle Reisebeschreibung über die Inseln über dem Winde gelesen. Haftengeblieben waren eigentlich nur die exotisch klingenden Namen, die damals heftiges Fernweh in mir wachgerufen hatten. Aber wo welche dieser Inseln zu suchen war, das wußte ich nicht mehr.

Trotzdem, jetzt war mir das Buch nachträglich eine Hilfe. Denn schließlich zeigte sich eines Tages eine größere Insel, an der wir fast zwei Tage entlangsegelten. Im Logbuch steht dabei der Name Puerto Rico mit einem Fragezeichen. Zuerst hatte ich Hispaniola hingeschrieben, aber das konnte erst die folgende Insel sein, die wir einen Tag auf See später sichteten. Auch hier hatte ich mich zuerst geirrt, denn ich dachte, wir hätten bereits Kuba erreicht, weil diese Insel fast kein Ende nehmen wollte. Dann aber erinnerte ich mich, daß Kuba nur im östlichen Teil – und dann erst wieder im Westen – nennenswerte Erhebungen aufweist. Hier aber war es sozusagen umgekehrt: Je mehr wir von der Insel sahen, um so bergiger wurde sie.

Aber dann waren wir wirklich an der kubanischen Küste, diesmal war kein Irrtum möglich, die Wirklichkeit entsprach meinen Vorstellungen und Kenntnissen von dieser Insel. Schließlich kam auch der Tag, an dem die Küste wieder schlagartig zurücksprang und uns nach Nordost führte. Mit dem Wind wurde es schwieriger, stellenweise mußten wir kreuzen, und so wurde nicht nur die Navigation, sonder vor allem auch die Kartographie äußerst bedenklich.

Und gerade deren Genauigkeit brauchte ich, auf die war ich angewiesen. Die Hälfte der Entfernung, die wir entlang der Südküste Kubas zurückgelegt hatten, diesmal allerdings an der Nordseite, so meinte ich, müßte den Punkt ergeben, an dem wir nach Norden abstoßen mußten. Und ein Tag bei gnädigem Wind müßte genügen, um die ersehnte Halbinsel Florida zu

erreichen.

Wir stachen noch vor Tagesanbruch in See, nachdem wir uns mit Wasser versorgt hatten. Der Wind wollte zunächst nicht so recht mitmachen (>Es wird bedenklich<, lautet die Logbuch-Eintragung etwa um neun Uhr). Aber dann kam er doch. Und immer stärker. Von Süden.

»Da gibt es wieder die berühmten zwei Möglichkeiten«, sagte ich zu Itlan. »Entweder es braut sich etwas Böses zusammen, das ist in diesen Breiten immer möglich. Oder es ist wirklich schon Herbst, später Herbst, und wir kriegen günstigen Wind für unseren Ostkurs, den wir morgen einschlagen wollen.«

Itlan schwieg. Auch ihm war irgendwie mulmig zumute. Außerdem hatten wir alle Hände voll zu tun, um die >Esperanza< zu bändigen – sie flog wie der Wind über die Wellen. Vorsorglich banden wir uns fest.

Nordamerika kriegten wir nie zu sehen, davon bin ich fest überzeugt. Am späten Nachmittag bekamen wir zwar Land in Sicht und steuerten auch sofort darauf zu, merkten aber bald, daß es eine winzige Insel war, die uns zwar Schutz für die Nacht bot, mit Amerika aber nichts zu tun hatte. Als wir am nächsten Tag wieder nur einige kleine Inseln sichteten, fast alle backbord, war mir klar, daß wir uns mitten in den Bahamas befanden.

Lagebesprechung: Wir hatten die Nase voll. Also war der Beschluß einmütig: Risiko! Auf der nächsten Insel wurden Wasser und Früchte geladen, und dann ab nach Osten, mochte kommen, was wollte.

Drei Wochen später, nach recht unbeständigem Wetter und entsprechend wechselnden Winden, bekamen wir wieder Land zu sehen.

»Was meinst du?« Ich schaute Itlan an. »Atlantis, Afrika oder Europa?«

Itlan gab sich sicher. »Atlantis! Ich habe gestern das ganze Logbuch und das gesamte Kartenmaterial durchgearbeitet, als du schliefst. Afrika muß noch sehr weit sein, es kann sich nur um Atlantis handeln!«

Oder irgendeine weitere unbekannte, namenlose Insel, dachte ich. Aber das würde sich zeigen.

Zunächst schien es gar nicht so, als ob wir bald zu Hause wären. Gewiß, die Insel, deren Küste wir jetzt mit Ost- und dann Südkurs entlangsegelten, war bestimmt kein einsames Riff. Es war ein gehöriges Stück Land im Meer. Charakter und Vegetation entsprachen auch Atlantis, aber nichts, was wir sahen, kam uns bekannt vor.

Bis dann eines Tages Itlan bedeutungsvoll auf einen Punkt am Ufer deutete. »Endlich!«

Da erkannte auch ich jene Stelle wieder, an der wir zum ersten Mal atlantischen Boden betreten hatten und die auch der Endpunkt der Jungfernfahrt unserer Expeditionsschiffe war. Jene Stelle also, an der nach Micky und Altans Plänen einmal ein Hafen entstehen sollte.

Es war früher Vormittag, weshalb wir den Gedanken aufgeben, anzulegen und nachzusehen, ob schon etwas im Entstehen war. Jetzt drängte es uns nach Hause.

Wir gaben der >Esperanza< die Sporen, das heißt, wir gingen etwas von der Küste ab und ließen sie dann laufen, was die Leinwand hergab.

Die Einfahrt in die Bucht der Stadt erinnerte mich lebhaft an unsere erste Ankunft. Wieder schossen Kanus auf uns zu, denn man hatte uns natürlich schon längst gesichtet. Wieder stand Altan in Gala in einem der Boote, diesmal mit Micky an der Seite, und wieder fuhren wir unter Eskorte zum Anlegeplatz am Königsbungalow.

Der einzige Unterschied bestand eigentlich darin, daß diesmal wohl ganz Atlantis am Kai versammelt war und einen Heidenlärm veranstaltete. Elsa, meine Frau, sah ich zum ersten Mal in unserer Ehe wirklich gerührt; Alice weinte, Micky schlug uns ein ums andere Mal auf die Schultern, und die anderen, Alotl, Alea, Alin, Sitan und wie sie alle hießen... nun, es gab zum Schluß ein Riesenfest, zuerst bei Alotl und Altan, dann bei uns.

Erst Tage später konnten wir an die Auswertung der Reise gehen.

Es wird Zeit, die letzten Zeilen zu schreiben. Micky und Itlan sind gestern von der Karibik-Expedition zurückgekommen. Genaues weiß ich noch nicht, weil natürlich zunächst wieder ein Fest der Rückkehr stattfindet. Immer noch. Für mich ist das nichts mehr. Ich bin heute schon fast achtzig und denke lieber nach. Ober Vergangenes und Zukünftiges.

Stoff genug habe ich. Micky und Itlan haben gefunden, was sie suchten. Die ersten Kontakte sind geknüpft, wie sie mir trotz aller Formalitäten und Festlichkeiten schon sagen konnten. Die Einzelheiten, die sie mir sicher noch mitteilen werden, spielen keine Rolle, so wie damals bei unserem Besuch am Nil auch nur die erste Berührung wichtig war. Mittlerweile folgten ihr weitere; aber jedesmal nur kurz und flüchtig, nur um die Erinnerung wachzuhalten. >Solons Bericht ist eben noch nicht fällig. Dazu muß erst im Norden von Atlantis die neue Stadt aufgebaut werden, die der >Größe und dem Ruhm von Atlantis< entsprechen soll. Die Stelle ist schon gefunden, sie liegt etwa dort, wo wir mit Itlan bei unserer Rückkehr von unserer Odyssee Atlantis wieder betraten. Es ist dort genug Platz für die Häfen, Kanäle, Tempel und Schlösser, von denen Plato erzählt.

Aber es braucht nichts überstürzt zu werden. Ich habe die Oberzeugung gewonnen, daß Atlantis noch viel Zeit hat, bevor es ins Rampenlicht treten kann. Es sieht sogar so aus, als ob Atlantis sozusagen erst von Poseidon gegründet würde und wir alle, die wir heute noch leben, in Vergessenheit gerieten.

Wir haben dies in den vergangenen Jahren mit Alotl unzählige Male und eingehend besprochen. Natürlich habe ich ihm eines Tages reinen Wein eingeschenkt, so schwer es für ihn auch war, den Sachverhalt zu begreifen. Auch Altan und Alin wurden später eingeweiht. Denn Alotl selbst kam schließlich mit jener Idee, die wir dann den >Aufbau der zukünftigen Ver-

gangenheit von Platos Atlantis< nannten.

Die Kinder sollten diesen Plan mit ausarbeiten, denn sie mußten den Stein ins Rollen bringen, den wir sozusagen nur angehoben hatten.

Deren Kinder allerdings, unsere Enkel also, wissen nicht Bescheid. Sie werden übrigens morgen den Thron besteigen, man hat nur auf Mickys und Itlans Rückkehr gewartet. Sie werden natürlich heiraten, denn Alice hatte damals

pünktlich ihren Sohn bekommen und Alin bald darauf das dazugehörige Mädchen geboren. Die Kontinuität ist gesichert, auch hier ist Nachwuchs unterwegs; darin hat sich an der atlantischen Tradition nichts geändert.

Elsa wird sicher wieder aufblühen, wenn sie Urgroßmutter wird, obwohl sie bekanntlich nicht einmal Großmutter werden wollte. Aber sie ist eine Oma, wie sie im Buche steht. (Alice schimpft heute noch mit ihr, daß sie Klein-Albin und Klein-Alida nach Strich und Faden verzieht.)

Wie gesagt, der künftige König und seine Königin wissen nichts, sie sollen unbefangen bleiben. Man hat ihnen nur zur rechten Zeit den zweiten Teil der Prophezeiung mitgeteilt und entsprechend erläutert. Ich muß zugeben, daß wir ihn mit Alotl etwas modifiziert und konkretisiert haben.

»Die Götter haben so gesprochen«, meinte Alotl dazu, ohne im geringsten rot zu werden.

Den Kontakt mit dem Westen halte ich allerdings mir zugute (sowie Micky und Itlan natürlich). Plato hat davon bekanntlich auch nichts erzählt. Demzufolge werden auch die Ägypter nichts davon erfahren; die von Alotl präparierte Prophezeiung spricht hier eine deutliche Warnung dagegen aus. Daß trotzdem ein Gedankenaustausch stattfinden könnte, falls man die Kontakte aufrecht erhält, braucht dem nicht zu widersprechen. Es gab auch zu unserer Zeit Hinweise auf recht merkwürdige Parallelen zwischen amerikanischen und ägyptischen Entwicklungen. Ich sehe nicht ein, warum Atlantis nicht einen tragenden Pfeiler dieses – möglichen – Brückenschlags bilden könnte.

Aber das soll die Zukunft entscheiden. Lassen wir der Ent-

wicklung ihren Lauf. Die Weichen sind gestellt. Es wird kommen, wie es kommen soll.

Und vielleicht ist Atlantis wirklich nur eine Legende...